Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.

L, R.
437

ſ B
B B a 13.

Gerstner sc

Des
Aulus Gellius
Fragmente
der alten Geſchichte und Philoſophie
aus den
Attiſchen Nächten.

Mit Anmer: überſetzt von A. H. v. W.

Wien und Prag
bey Franz Haas 1803.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Des A. Gellius

Vorrede

über

die Attiſchen Nächte.

Es kann gar wohl angenehmere Schriften geben; meine Abſicht bey Verfertigung dieſes Werks iſt geweſen, auch meinen Kindern hiemit etwas in die Hände zu geben, das ihnen, wenn ſie von ihrer Arbeit ermüdet worden, zu einer ſüßen Erhohlung dienen könne. Was aber die Ordnung in demſelben betrifft, ſo habe ich keine andere beobachtet, als die ſich bey meinen gemachten Auszügen befunden. Hier verfuhr ich nähmlich auf folgende Weiſe, wenn mir ein Buch in die Hände kam, es mogte von einem griechiſchen oder lateiniſchen Verfaſſer ſeyn; oder wenn ich ſonſt etwas Merkwürdiges hörte: ſo zeichnete ich mir das, was mir gut dünkte,

von allerley Gattung, hinter einander, und ohne Beobachtung einer weitern Ordnung, auf. Es ſollten mir dieſe Annotationen gleichſam zu einer gelehrten Vorrathskammer dienen, dahin ich, im Fall, daß ich mich auf eine gewiſſe Sache, oder ein Wort nicht recht mehr beſinnen konnte; oder wenn ich die Quellen, woraus ich ſolches genommen, nicht gleich bey der Hand hatte, meine Zuflucht nehmen, und das Verlangte mit leichter Mühe ſogleich wieder finden könnte. Daher kommt es denn, daß in dieſen meinen Commentarien eben die Unordnung herrſcht, welche ſich bey meinen Excepten, der Frucht meiner vermiſchten Lectüre, befunden hat.

Weil ich aber dieſe Sammlung in den langen Winternächten, um mir ſolche auf eine angenehme Art zu vertreiben, auf dem Lande nahe bey Athen angefangen habe: ſo iſt derſelben von mir aus dieſer Urſache der Titel Attiſcher Nächte gegeben worden; ohne mich an das Beyſpiel anderer Schriftſteller in beyden Sprachen zu kehren, die dergleichen Werke mit den ausgeſuchteſten Titeln auszuſchmücken ſuchen. Denn weil ſie in denſelben allerley gelehrte Sachen von vermiſchtem Inhalt geſamm,

let haben: ſo ſind ſie auch darauf bedacht geweſen, dieſe ihre Sammlungen durch prächtige Titel anzukündigen. Einige haben ſie mit dem Nahmen der Muſen, andere der Wälder belegt. Jener nennt ein ſolches Werk Peplum *); ein anderer, das Horn des Uiberfluſſes, und noch ein andrer, Honigſeim, auch Weiden. Man legt ihm den Nahmen meiner Lectüre, oder alter Lectüre bey; wieder ein anderer nennt es eine Blumenleſe, Erfindungen, Fackeln, oder auch Tapeten, Pandekten, Helikon, Problemata, ein Handbuch, Schreibtafel, Memorienbuch, Nebenſtunden, natürliche Hiſtorie, oder vermiſchte Hiſtorie, moraliſche Briefe u. ſ. w. Und noch hat man viele andere reitzende Titel erfunden, die einen angenehmen Sammler verrathen ſollen. Ich, nach meiner Wenigkeit, habe dieſe meine Sammlung nach der Zeit und dem Ort ihrer Verfertigung benennet, und ſie alſo nur ſchlechthin mit dem ungeſchmückten Nahmen Attiſcher Nächte belegt. Ich bin

*) Peplum, ein geſtickter Rock, der Minerva geheiliget.

hiedurch eben ſo weit entfernt, meine Vorgänger an der Zierlichkeit des Titels zu übertreffen, als ich ihnen in der Eleganz der Schreibart ganz gerne den Vorrang einräume. Indeſſen glaube ich doch auch, daß ihre und meine Abſicht bey Verfertigung einer ſolchen Sammlung verſchieden geweſen ſey; denn bey vielen unter ihnen, beſonders was die griechiſchen Sammler betrifft, iſt es nur darauf abgeſehen geweſen, recht vieles, was ihnen nur irgends im Leſen vorgekommen iſt, zuſammen zu bringen, und ſolches, ohne einen ſorgfältigen Unterſchied darunter zu machen, ſo gerade weg hinzuſchreiben; man kann ſich daher bey ihnen ſchon ſatt und müde geleſen haben, ehe man auf etwas ſtößet, das entweder zum Vergnügen, oder zu einer nützlichen Erinnerung dienen könnte. Ich meines Theils hingegen habe die weiſe Maxime des berühmten Epheſers des Heraklits bey meiner Arbeit ſtets vor Augen gehabt, welcher ſagt: Das Vielwiſſen beſſert den Verſtand nicht *). Ich habe alſo, wenn ich bey müſſigen Stun-

*) Πολυμαθίη νόον ȣ̓ διδάσκει, varia eruditio mentem non docet.

den, die ich meinen Geſchäften nur habe entziehen können, mancherley Bücher nachgeſchlagen, und ſolche faſt bis zum Ermüden durchgegangen bin, immer nur dasjenige aus denſelben mit einer Auswahl und Mäßigung mir ausgezeichnet, was entweder hurtigen Köpfen zu einer leichten Unterhaltung ihres Geſchmacks an nützlichen Kenntniſſen, oder Männern von Geſchäften zu einigem Unterricht in Sachen oder Wörtern, worin ſie, ohne ſich zu beſchimpfen, nicht ganz unwiſſend ſeyn dürfen, dienen konnte. Die wenigen zweifelhaften und dunklen Materien aber aus der Grammatik, Dialectik, oder auch der Geometrie, welche in dieſen Commentarien vorkommen, und das Wenige, was ich von den Auguren und dem geiſtlichen Recht berührt habe, wird man nicht als unnütze und unverſtändliche Dinge ſeiner Aufmerkſamkeit für ganz unwürdig halten müſſen; indem ich mich wohl gehüthet habe, mich über die Dunkelheiten derſelben in tiefſinnige Betrachtungen einzulaſſen; da meine Abſicht nur geweſen iſt, gleichſam einen Vorſchmack von den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften zu geben, worin ein wohlerzogener Menſch, wenn er

ſonſt auch keinen andern Schaden davon hätte, doch nicht, ohne ſich wenigſtens zu beſchimpfen, ganz ein Fremdling ſeyn darf.

Sollte nun einer von ſolchen Leſern einmahl Luſt und Zeit haben, dieſe meine Nächtliche Arbeiten durchzuſehen: ſo will ich denſelben recht ſehr erſucht haben, daß er, wenn ihm im Leſen etwas vorkommt, das er ſchon längſt gewußt hat, auf dieſes als etwas Bekanntes nicht ſo gleich einen verächtlichen Blick werfe; denn hier mag ich wohl fragen, wie viel Verſtecktes gibt es denn in der Gelehrſamkeit noch, das vielen nicht ſchon bekannt ſeyn ſollte? In dieſem Fall wird es für ihn angenehm genug ſeyn, wenn er nur nicht gar zu abgedroſchene Sachen vorfindet. Was ferner das Neue und Unbekannte betrifft, ſo erfordert es, meines Erachtens, die Billigkeit, daß man, ſo wenig oder geringe dieſes auch ſeyn mag, dabey ohne eitle Tadelſucht überlege, ob denn ſolches nicht ganz unwirkſam dazu ſeyn könne, entweder den Fleiß im Nachforſchen zu unterhalten, oder doch dem Geiſt dadurch eine ſüße Beſchäftigung zu geben; oder ob dieſes nicht vielmehr zur weitern Entwickelung und Schärfung des Verſtandes, zur Stärkung des

Gedächtniſſes, zur Reinigung der Sprache im mündlichen und ſchriftlichen Vortrage, und etwa dazu dienen könne, ſeine Muße mit nützlichern und angenehmern Uibungen zuzubringen. Bey ſolchen Materien endlich, die noch etwas dunkel und nicht völlig ausgeführt ſcheinen, erſuche ich zu bedenken, daß meine Abſicht nicht geweſen iſt, ſolche als Lehrer aus dem Grunde abzuhandeln, ſondern nur als Erinnerer gleichſam einen Fingerzeig darauf zu geben, damit man nach Belieben ſolche weiter verfolgen, und ſich aus Büchern, oder von Lehrern weiter davon möge unterrichten laſſen. Sollte man aber gegen den einen, oder andern Punct etwas zu erinnern finden, ſo mag man ſich in dieſem Fall bloß an die Schriftſteller halten, aus welchen ich geſchöpfet habe. Geſetzt, man habe auch bey einem Schriftſteller etwas ganz anders gefunden: ſo ſey man doch in ſeinem Urtheil nicht zu voreilig, ſondern überlege erſt ſowohl die Sache ſelbſt, als auch das Anſehen der Schriftſteller, denen ich gefolget bin, oder welche andere zu ihren Führern gewählt haben.

Das Beßte aber wäre wohl, daß alle diejenigen, welche bey ihrem Leſen, Schrei=

ben und Nachdenken nie einige Augenblicke den Muſen gewidmet, noch das Vergnügen, welches die in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften angeſtellte Uibungen mancherley Art ihren Verehrern gewähren, geſchmecket haben, ſondern lieber anſtatt des zur Verfeinerung des Geſchmacks dienenden Nachforſchens, ſich tollen Vergnügungen überlaſſen, und dabey alle ihre Gedanken einzig und allein auf gewiſſe Geſchäfte richten, daß, ſage ich, alle ſolche dieſe meine Nächte unberührt laſſen mögten, und ſich nach anderweitigen Vergnügungen umſähen. Es iſt ein altes Sprichwort: Eine Krähe hat kein Gehör für die Muſik; und eine Sau keinen Geruch für den wohlriechenden Balſam *). Und um die Galle bey ſolchen ſeichten Köpfen noch mehr zu erregen, will ich hier eine Stelle aus einem der Chöre des zierlichen Comödienſchreibers Ariſtophanes entlehnen, welche eine Warnung für die Zuſchauer ſeiner Schauſpiele enthält, und die ſich auf dieſe

*) Nihil cum fidibus graculo, nihil cum amaracino sui. Man ſehe des Eraſmi Adag. Chil. I. cent. 4. p. m. 142, 143.

meine Commentarien ebenfalls ſehr gut ſchicket: daß es nähmlich keinem aus dem groben, ungeweiheten Volke, der kein Kenner und Freund der Muſen iſt, erlaubt ſey, ſich ihnen zu nahen. Die Stelle lautet ſo:

„Allen denen, die in den ſchönen Wiſſenſchaften unerfahren ſind, und kein reines, unverdorbenes Herz beſitzen; allen, die den Orgien der edlen Muſen nie beygewohnet haben; ſolchen allen rufe ich zu, und ich rufe ihnen abermahl, ja zum dritten Mahl, ſo laut ich kann, zu: Bleibet weit entfernt aus unſern Chören! Ihr aber ſtimmet den Geſang an, der unſer Feſt ſchmücken ſoll.“

Ich habe bisher zwanzig Bücher dieſer Commentarien ausgearbeitet *): ſollten mir aber die Götter noch länger das Leben friſten, ſo werde ich, ſo viel ich mich nur von meinen Geſchäften und der Erziehung meiner Kinder abmüſſigen kann,

*) Von dieſen 20 Büchern iſt aber das achte, den Inhalt der Kapitel ausgenommen, ganz verloren gegangen, und der Anfang des ſechsten Buchs fehlet gleichfalls. Sollte auch Gellius dieſe Commentarien wirklich fortgeſetzt haben, ſo iſt doch nichts davon auf uns gekommen.

alle dieſe Zeit und Nebenſtunden dazu anwenden, allerley Materien auf eben die Art noch fernerhin zu ſammlen. Es ſollen alſo dieſe Bücher, unter göttlichem Beyſtand, mit meinen Jahren ſelbſt, ſo viele oder ſo wenige ihrer auch noch ſeyn mögen, anwachſen; und mein Wunſch iſt, auch nur ſo lange, als ich zu dergleichen Arbeit geſchickt ſeyn werde, zu leben. Ich habe den geſammten Inhalt der Kapitel, welche dieſe Commentarien in ſich faſſen, beygefüget, damit man gleich ſehen kann, was in einem jeden Buche zu ſuchen und zu finden iſt.

Vorbericht zu dieſer Uiberſetzung.

Aulus Gellius, oder wie er in einigen Handſchriften genannt wird, Agellius, war vermuthlich aus dem angeſehenen Gelliusſchen Geſchlechte zu Rom. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man ſonſt nichts, als was er ſelbſt davon hin und wieder in ſeinem hinterlaſſenen Werke angeführet hat. Daraus ſiehet man, daß er in ſeiner Jugend zu Röm in der Sprachkunſt den Apollinaris Sulpicius, und in der Redekunſt den Titus Caſtricius, welche beyde unter den Kaiſern, Adrian und Antoninus Pius, gelebt haben, zu Lehrern gehabt, dabey auch den gelehrten Umgang des Cornelius Fronto, welcher Conſul geweſen iſt, da Gellius noch ein Jüngling war *), geſucht hat. Hernach that Gellius eine Reiſe nach Athen, um, ſich nach der damahligen Gewohnheit junger Leute von Stande, an dieſem berühmten, den Muſen gewidmeten Orte, in der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften zu üben. Hier genoß er den Unterricht des berühmten Weltweiſen Taurus, und des eben ſo berühmten Redners Herodes Atticus, hatte auch zugleich einen fleißigen Umgang mit

*) Noct. Attic. L. XIX. c. 8.

dem aus dem Lucian bekannten Weltweiſen Peregrinus *). Nach ſeiner Zurückkunft zu Rom erhielt er von den Prätoren eine Stelle unter den Richtern über Privatſachen, und beſuchte, ſo oft er nur Zeit dazu hatte, den vortrefflichen Weltweiſen Favorin, welchen der gelehrte Kaiſer Adrian ſelbſt mit ſeiner Freundſchaft beehrte. Gellius hat alſo vornehmlich unter dieſem Kaiſer und dem Antoninus Pius im zweyten Jahrhundert geblühet; er muß aber ſchon in den erſten Jahren der Regierung des Marc-Aurels und des L. Verus, und alſo ſchon vor dem 165ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung geſtorben ſeyn. Dieß ſchließt man daraus, weil er des Todes des Peregrinus, dem er ſonſt ſo große Lobſprüche beyleget, nicht gedenket, da doch dieſer Tod beſonders merkwürdig iſt, weil er ſich, um den Herkules nachzuahmen, bey den Spielen der 236ſten Olympiade, d. i. vor dem J. 165, öffentlich verbrannt hat.

Dieß iſt es, was man von den Lebensumſtänden dieſes Schriftſtellers weiß, deſſen Charakter, ſo weit ſich ſolcher ebenfalls aus ſeinem hinterlaſſenen Werke beurtheilen läßt, ihm ſehr rühmlich iſt; denn man lernet ihn daraus als einen rechtſchaffenen, wohldenkenden und gewiſſenhaften Mann kennen, als einen warmen Freund der Tugend und eifrigen Liebhaber der Wiſſenſchaften, der ſchon früh ſeinen Geſchmack zu bilden und unter Anführung der geſchickteſten und rechtſchaffenſten Lehrer ſeinen Verſtand durch Wiſſenſchaften aufzuklären, und ſein Herz in der Tugend zu befeſtigen ſuchte. Schon als Jüngling haßte er alle unnütze Zerſtreuungen, und noch mehr alle Ausſchweifungen; ſelbſt ſeine Erhohlungsſtunden,

*) Ibid. L. XII, c. 11.

als er zu Athen ſtudirte, wurden nur dem Umgang mit andern eben ſo tugendhaften und dabey aufgeweckten, witzigen Freunden, unter Scherz und anſtändiger Fröhlichkeit gewidmet. Als Mann verlor er bey allen Geſchäften, die ihm ſein Richteramt auflegte, nicht die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Jeden Augenblick, den ihm dieſe und die edle Sorge, welche er als Vater für die Erziehung ſeiner Kinder ſelbſt trug, übrig ließen, wendete er zum Studiren an, und ſuchte dabey den Umgang gelehrter und rechtſchaffener Männer, vornehmlich des Favorins, für welchen Gelehrten er eben ſo viel Liebe, als Hochachtung hatte, und auf deſſen Reden er ſo aufmerkſam war, daß wir ihm daher viele ſchöne Bemerkungen, die aus deſſen Munde aufgezeichnet, als z. B. den vortrefflichen Diſcurs, den dieſer Weltweiſe von der Pflicht der Mütter, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen, einmahl geführt, zu danken haben.

Das einzige Werk, das Gellius hinterlaſſen hat, führt den Nahmen, Attiſcher Nächte, weil er ſolches, wie er ſelbſt in ſeiner Vorrede meldet, in den langen Winternächten, auf dem Lande bey Athen, geſchrieben hat. Man kann es als eine Sammlung merkwürdiger Stellen aus allerley alten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, Grammatikern, Rednern, Philoſophen, Juriſten, Hiſtorikern ꝛc. anſehen; welche Sammlung um deßwillen beſonders von den Gelehrten jederzeit iſt geſchätzet worden, weil Gellius darin Stücke aus ſolchen Werken, die zum Theil gänzlich verloren gegangen ſind, und deren Titel man kaum noch kennet, aufbehalten hat. Man muß zwar bekennen, daß nicht alles darin von gleichem Werth

iſt, und daß manche Anmerkungen wohl nur Kleinigkeiten betreffen, die allenfalls ehemahls einem Römer, in Anſehung ſeiner Sprache, haben angenehm ſeyn können, die aber jetzo den wenigſten Leſern intereſſant genug ſeyn mögten. Allein, es kommen in dieſer Sammlung doch auch ſolche Artikel vor, die man allerdings als ſchöne Fragmente der alten Geſchichte und Philoſophie, die zum Theil ſonſt nirgends anzutreffen ſind, anſehen kann; der Aufklärung, welche die römiſchen Geſetze und Alterthümer in manchen Stücken durch unſern Gellius erhalten, nicht zu gedenken. Seine Schreibart hat freylich nicht mehr die Eleganz eines Cicero oder Plinius, ſie iſt in der That oftmahls dunkel, bisweilen voll harter, unbequemer Ausdrücke, theils auch veralterter Wörter, ſo daß man das abgenommene goldene Zeitalter der lateiniſchen Sprache daraus genugſam vermerket: aber überhaupt, und im Ganzen betrachtet, iſt ſein Styl doch ſimpel, nach gemeiner Faſſung eingerichtet, und bisweilen nicht ohne witzige Wendungen. Der Kirchenlehrer Auguſtin *) und der große Eraſmus **) haben daher auch ſeiner mit Ruhm erwähnet, wie man aus unten ſtehenden Stellen erſehen kann.

Was nun die gegenwärtige teutſche Uiberſetzung dieſer hinterlaſſenen Stücke des Gellius, welche meines Wiſſens, wenigſtens als ein ganzes

*) A. Gellius vir elegantissimi eloquii et multae ac facundae scientiae. *Augusten* de civit. dei L. IX. c. 4.

**) Gellii commentariis, quibus nihil fieri potest neque tersius, neque eruditius. *Erasm.* Adag. Chil. I. cent. 4. p. m. 148.

Werk, noch nicht im Teutſchen erſchienen ſind, betrifft, ſo dienet dem Leſer davon folgendes zur Nachricht. Ich habe bey derſelben die bekannte Gronovſche Edition, welche im J. 1762 von Conradi zu Leipzig in zwey Bänden iſt herausgegeben worden, und die, wie ich glaube, die neueſte, richtigſte und vollſtändigſte iſt, zum Grunde gelegt. Ich habe aber aus oben angeführter Urſache, weil viele minder beträchtliche Artikel im Gellius vorkommen, unter denſelben nach dem Muſter eines zu Paris im J. 1776 erſchienenen franzöſiſchen Auszugs, eine Auswahl gehalten, und mit Übergehung der bloß kritiſchen, lateiniſche Wörter und Redensarten nur betreffenden Kapitel, vornehmlich die in die alte Geſchichte und Philoſophie einſchlagenden Stücke, und was ich ſonſt für allgemeiner intereſſant gehalten habe, überſetzt. Und gleichwie ich mich beſtrebet habe, den Sinn des Originals, ohngeachtet ſeiner oftmahligen Dunkelheit, ſo viel mir nur möglich geweſen iſt, richtig auszudrücken, welches, wie ich hoffe, billige Kunſtrichter auch finden werden: ſo habe ich auch geſucht dieſer Uiberſetzung alle Annehmlichkeit zu verſchaffen, die nur in meinem Vermögen geweſen iſt, und zu dem Ende einige Anmerkungen beygefügt, wodurch ich hoffen darf, die Lectüre dieſes Werks einigen Leſern noch etwas intereſſanter gemacht zu haben. Beſonders habe ich bey dieſen Anmerkungen meine Abſicht auf junge Leſer gerichtet, um ſie hier gelegentlich mit den im Gellius erwähnten Perſonen, Alterthümern ꝛc. etwas genauer bekannt zu machen; daher hier noch ein und anders iſt eingeſchaltet worden, das ich ſonſt würde übergangen haben, und wodurch freylich manche Anmerkung etwas lang geworden,

welches aber aus dieſer Urſache hoffentlich leicht wird entſchuldiget werden.

Einer der wichtigſten Fehler dieſer Sammlung wäre wohl die Unordnung, worin die Artikel durch einander ſtehen, welche auch Gellius ſelbſt in ſeiner Vorrede anerkennet. Ich habe, da die Uiberſetzung nach der Reihe der Kapitel, wie ſie im Original ſtehen, von mir war einmahl gemacht worden, derſelben hernach nicht anders, als dadurch einigermaßen abzuhelfen gewußt, daß ich ein claſſificirtes Verzeichniß beyfügte, worin ich die Kapitel, ſo viel thunlich geweſen, nach den Materien geordnet habe, man wird denn daraus die abgehandelten Sachen beſſer mit einem Blick überſehen, und ſich desſelben auch allenfalls ſtatt eines Regiſters bedienen können.

In der Hoffnung, durch dieſe Uiberſetzung einen kleinen angenehmen Beytrag zur Lectüre des teutſchen Publikums gegeben zu haben, wünſche ich, daß dieſelbe dem Leſer zu ſeinem Nutzen und Vergnügen gereichen möge.

Verzeichniß
der
in dieſem Werke enthaltenen Fragmente.

I. Der Geſchichte.

1) Einiger Gelehrten:

Vorwürfe, welche dem Demoſthenes und Hortenſius wegen ihres übertriebenen Putzes gemacht worden. Kap. 4.

Des Demoſthenes Beſuch bey der Lais. Kap. 6.

Von der Schule des Pythagoras, und der von ihm in derſelben eingeführten Ordnung. Kap. 7.

Von der Gelaſſenheit, welche Sokrates in Anſehung ſeiner böſen Ehefrau bewieſen. Kap. 13.

Grabſchriften drey berühmter Dichter, die ſie ſich ſelbſt verfertiget haben. Kap. 16.

Wie Sokrates ſich in der Geduld geübt hat, und von ſeiner Mäßigkeit. Kap. 18.

Von einigen Philoſophen, die ſich vorher im Sklavenſtande befunden haben. Kap. 24.

Welcher von beyden, Homer oder Heſiodus, älter geweſen ſey? Kap. 35.

Gellius Att. Nächt.)(

Von der Enthaltſamkeit des Pythagoras in Anſehung gewiſſer Speiſen. Kap. 43.

Von dem Protagoras. Kap. 49.

Beyſpiel einer Sophiſterey desſelben. Kap. 50.

Beyſpiel einer außerordentlichen Lehrbegierde an dem Euklides. Kap. 64.

Demokrit der Weltweiſe beraubt ſich ſelbſt des Geſichts, welches ein Dichter auf einen Geitzigen anwendet. Kap. 87.

Eine Anekdote von des Demoſthenes Geitz. Kap. 98.

Wie geſchickt ſich Cicero von der ihm gemachten Beſchuldigung einer Lüge losgemacht hat. Kap. 107.

Wohlaufgenommene Kritik eines Dichters über das Werk eines andern. Kap. 108.

Wie Ariſtoteles ſeinen Nachfolger im Lehramte auf eine kluge und beſcheidene Weiſe ernannt hat. Kap. 110.

Von der Sparſamkeit und Genügſamkeit des Cato bey ſeinem großen Vermögen. Kap. 116.

Ob Xenophon und Plato mit Recht der Eiferſucht gegen einander beſchuldiget werden können? Kap. 121.

Etwas von dem Dichter Euripides. Kap. 136.

Etwas von dem berühmten Komödienſchreiber Menander. Kap. 146.

Von dem Philoſophen Carneades, und bey dieſer Gelegenheit etwas von den Kräften der Nieſewurz Kap. 152.

Eine Anekdote von dem Salluſtius. Kap. 154.

e) Der Geſetze und Alterthümer:

Etwas von der Kriegsmuſik der Alten. Kap. 8.

Von den Veſtalliſchen Jungfrauen. Kap. 9.

Von den Sybilliniſchen Büchern. Kap. 14.

Von einem ſonderbaren Geſetze des Solon. Kap. 21.

Was für Ehrenbezeugungen bey den Römern dem Alter erzeigt worden. Kap. 23.

Von der Sparſamkeit der Alten, und ihren darauf abzielenden Geſetzen. Kap. 25.

Wie die Alten die Tage gerechnet haben. Kap. 30.

Von dem Gebrauch des Barttragens zu Rom. Kap. 31.

Von den Verlöbniſſen in dem alten Latium. Kap. 39.

Ordnung des Stimmſammlens im Senat zu Rom. Kap. 42

Strenge der Sittenrichter zu Rom. Kap. 44.

Noch einige Beyſpiele dieſer Strenge. Kap. 46.

Von den verſchiedenen Kronen, oder Kränzen, als Ehrenzeichen bey den Römern. Kap. 52.

Von der Subordinazion der Pflichten bey den Römern. Kap. 54.

Woher es kommt, daß einige Tage bey den Römern ſind für unglückliche gehalten worden. Kap. 57.

Von einigen Delikateſſen der Alten. Kap. 73.

Vom Aderlaſſen, als einer militairiſchen Strafe bey den Römern. Kap. 84.

Warum man den Ring auf dem nächſten Finger nach dem kleinſten der linken Hand getragen hat. Kap. 85.

Von Ausſchließung des Frauenzimmers vom Weintrinken, und anderer harten Behandlung deſſelben in dem alten Rom. Kap. 91.

Wie lange bey den Römern die Dienſtfähigkeit gedauret. Kap. 93.

Urſprung des Nahmens Italien, und etwas von der Geldbuße bey den Römern. Kap. 94.

Von verſchiedenen Geſetzen gegen den Diebſtahl. Kap. 100.

Von den Lictoren oder Rathsdienern bey den Römern, und dem Urſprung dieſer Benennung. Kap. 102.

Genealogie der Porciſchen Familie zu Rom. Kap. 115.

Von der Weiſe, wie der Senat zu Rom zuſammen berufen worden, und von der beobachteten Ordnung in ihren öffentlichen Berathſchlagungen. Kap. 123.

Ergangener Rathſchluß zu Rom gegen die Philoſophen. Kap. 130.

Von den Comitien und Teſtamenten bey den Römern. Kap. 138.

Von der Kriegserklärung und dem Soldateneid bey den Römern. Kap. 142.

Von dem Unterſchied der Kolonieen und Municipalſtädten bey den Römern. Kap. 144.

Eine Unterredung zwiſchen einem Rechtsgelehrten und Philoſophen von dem Geſetz der zwölf Tafeln. Kap. 168.

3) Merkwürdige Sachen und Begebenheiten:

Edle Art, mit welcher Fabricius das ihm von den Samnitern angebothene Geſchenke ausgeſchlagen hat. Kap. 11.

Die Geſchichte des Papirius Prätextatus. Kap. 15.

Vom Siccius Dentatus, einem tapfern Kriegesheld. Kap. 21.

Beherztes und tapferes Unternehmen eines Römiſchen Oberſten, des Q. Cädicius. Kap. 32.

Großmuth der Römer gegen ihren Feind, den König Pyrrhus. Kap. 33.

Von einem ſonderbaren Pferde. Kap. 34.

Wirkungen einer plötzlichen großen Freude. Kap. 36.

Erſtes Beyſpiel der Eheſcheidung zu Rom. Kap. 38.

Beſtrafte Falſchheit der Etruriſchen Haruſpiker. Kap. 40.

Fabricius Luſcinus, ein wahrer Patriot. Kap. 41.

Einige Merkwürdigkeiten von dem ältern Scipio Africanus. Kap. 45.

Von dem berühmten Pferde Alexanders, Bucephalus. Kap. 48.

Eine beißende Antwort, die Hannibal dem Könige Antiochus ſcherzweiſe gegeben. Kap. 51.

Sonderbare Begebenheit, die ſich mit dem ſtummen Prinzen des Königs Cröſus zugetragen hat. Kap. 53.

Merkwürdige Geſchichte des Androclus zu Rom. Kap. 55.

Von einer ungeheuer großen Schlange. Kap. 60.

Die Geſchichte des Attilius Regulus. Kap. 61.

Von der Acca Larentia und Caja Tarratia, zwey Römiſchen Frauenzimmern. Kap. 62.

Edler Zug aus dem Leben des Alexanders und Scipio. Kap. 63.

Von den erſten öffentlichen Bibliotheken. Kap. 67.

Von der merkwürdigen Geburt des Scipio Afrikanus, und einigen andern ihn betreffenden Umſtänden. Kap. 68.

Anekdote von einem berühmten Schauſpieler. Kap. 69.

Beyſpiel von der Liebe der Delphine zu den Menſchen. Kap. 71.

Ein Vorwurf, welcher dem Sulpicius wegen ſeiner Art ſich zu kleiden von dem Scipio gemacht worden. Kap. 72.

Großmüthiges Betragen des Tib. Sempr. Gracchus. Kap. 75.

Brief des Königs Philippus an den Ariſtoteles, als ihm ſein Sohn Alexander geboren worden. Kap. 77.

Woher Valerius den Zunahmen Corvinus bekommen. Kap. 80.

Woher Manlius den Beynahmen Torquatus geführet. Kap. 81.

Einige Beyſpiele von ſehr geſegneten Müttern. Kap. 82.

Wie eine unbeſonnene Rede, welche ein Frauenzimmer zu Rom ſich entfallen laſſen, von der Obrigkeit geahndet worden. Kap. 83.

Von einer fliegenden hölzenen Taube, einem Kunſtwerke des Archytas. Kap. 86.

Von der Artemiſia, und dem ihrem Gemahl von ihr errichteten Grabmahle. Kap. 88.

Daß Rom und Karthago einander an Macht gleich geweſen. Kap. 92.

Artiger Verweis, den Cato einem Schriftſteller gegeben. Kap. 97.

Eine ſchöne Antwort des Romulus von dem mäßigen Gebrauch des Weins. Kap. 99.

Urtheil über eine Giftmiſcherin. Kap. 104.

Brief der Olympias an ihren Sohn, den König Alexander. Kap. 109.

Erhebung des Ventidius Baſſus, eines geringen Mannes, zu den höchſten Ehrenſtuffen in Rom. Kap. 126.

Weiſe Verordnung der Mileſiſchen Obrigkeit gegen eine eingeriſſene Wuth des Selbſtmords. Kap. 129.

Ein Paar Stellen aus einer Vertheidigungsrede des Gracchus. Kap. 131.

Jämmerliches Ende des Milo von Croton. Kap. 132.

Was die Athenienſiſche Jugend veranlaßt hat, von dem Flötenſpielen abzulaſſen. Kap. 133.

Merkwürdige Prophezeihung der Pharſaliſchen Schlacht. Kap. 134.

Die Hiſtorie von dem Sertorius, einem berühmten General. Kap. 137.

Von einem berühmten Gemählde des Protogenes. Kap. 139.

Von den Marſen und Pſyllen, und der letztern Untergang. Kap. 143.

Abenteuerliche Geſchichte des Saytenſpielers Arion. Kap. 145.

Von der Geheimſchrift bey den Alten. Kap. 149.

Von dem Könige Mithridates. Kap. 153.

Chronologiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer Roms und Griechenlandes vor dem zweyten puniſchen Krieg. Kap. 157.

Wie der gute Rath, der von einem ſchlechten gegeben worden, zu Lacedämon iſt aufgenommen worden. Kap. 160.

Ein Brief des Königs Alexanders an den Ariſtoteles, und deſſen Antwort darauf. Kap. 169.

II. Der Philoſophie.

Uiberhaupt.

Ein Stück aus einem Geſpräch des Plato, Gorgias genannt. Kap. 90.

Von den Pyrrhoniern und Akademikern. Kap. 95.

Insbeſondere.

1) Der Logik und Kritik:

Wie Pythagoras die körperliche Größe des Herkules ausfindig gemacht hat. Kap. 1.

Betrachtung über eine Stelle in der Rede des Metellus. Kap. 5.

Betrachtung über eine Stelle im Salluſt. Kap. 29.

Daß

Daß man ſich nicht alter und ungewöhnlicher Wörter bedienen müſſe. Kap. 96.

Von einem alten Sprichwort, und deſſen Bedeutung. Kap. 114.

Beſchämung eines Pedanten über eine von ihm verlangte Erklärung der lateiniſchen Redensart, caninum prandium. Kap. 118.

Einige aufgeworfene Fragen in der Feyer der Saturnalien. Kap. 159.

Unterſuchung eines von dem Cicero gebrauchten Arguments von der Uneigennützigkeit der Freundſchaft. Kap. 147.

2) Der Metaphiſik und Pſychologie:

Des Chryſippus Gedanken von der Vorſehung. Kap. 58.

Eine Unterſuchung von dem, was man Schickſal nennet. Kap. 59.

Verſchiedene Meinungen der Philoſophen von der Wolluſt. Kap. 78.

Von dem Ungrund der Sterndeuterey und Wahrſagerey. Kap. 119.

Wie ſich ein Philoſoph gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er bey einem Sturm blaß geworden ſey, verantwortet hat. Kap. 162.

Vernünftige Gedanken von den Affekten wider die Stoiker. Kap. 167.

3) Der Phyſik:

Von der Urſache der Erdbeben. Kap. 26.

Anmerkung von der verſchiedenen Wirkung des Süd- und Nordwindes auf die Bewegung des Meeres. Kap. 28.

Verſchiedene Meinungen der Philoſophen, von der Zeit der Entbindung einer Mutter. Kap. 37.

Grund und Urſache des Sehens. Kap. 56.

Eine Anmerkung des Ariſtoteles von den fünf Sinnen. Kap. 70.

Des Homers und Herodots verſchiedene Meinungen davon, wie oft eine Löwin gebähre. Kap. 111.

Mittel, ein Gebäude unverbrennlich zu machen. Kap. 124.

Von dem ſogenannten Stuffenjahre. Kap. 127.

Gedanken eines alten Arztes von Hunger. Kap. 141.

Von dem Gefrieren des Oehls und deſſen Urſache. Kap. 148.

Von der Lunge und Luftröhre bey dem Menſchen, und wie der Arzt Eraſiſtratus davon ganz anders als Plato gedacht hat. Kap. 150.

Von dem Unterſchied der Blut- und Pulsadern. Kap. 161.

Welche von den fünf Sinnen der Menſch am meiſten mit den Thieren gemein hat. Kap. 163.

Schädlichkeit des Gebrauchs des Schneewaſſers zum Trinken Kap. 165.

Aeußere Wirkungen der Furcht und Schaam. Kap. 166.

Etwas vom Einfluß des Monds. Kap. 170.

4) Der Moral:

Abbildung eines unwürdigen Stoikers. Kap. 2.

Eine Unterſuchung von den Grenzen der Freundſchaft. Kap. 3.

Verſchiedene Meinungen der Philoſopen über die Art, wie man einen aufgetragenen Befehl ausrichten müſſe. Kap. 10.

Wie verhaßt die Schwatzhaftigkeit ſey. Kap. 12.

Ob und wie ein Weiſer zürnet. Kap. 17.

In welchem Fall die äußerliche Ehrerbiethung, welche Kinder ihren Aeltern ſonſt ſchuldig ſind, nachſtehen müſſe. Kap. 19.

Wie ferne Kinder ihren Aeltern zu gehorchen ſchuldig ſind. Kap. 20.

Fabel des Aeſops von der Lerche. Kap. 27.

Des Muſonius Erinnerung in Abſicht des Beyfalles, den die Philoſophen von ihren Schülern erhalten. Kap. 47.

Daß man eine von ſchlechten Menſchen erlittene Beſchimpfung großmüthig verachten müſſe. Kap. 65.

Von den mancherley Endzwecken bey den Strafen. Kap. 66.

Wie heilig der Eid bey den Römern geachtet werden. Kap. 74.

Daß einer, der viel hat, auch deſto mehr braucht. Kap. 79.

Daß man ſich nicht zu ſeiner Entſchuldigung auf Anderer Beyſpiele berufen dürfe. Kap. 89.

Von der Pflicht der Mütter, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen. Kap. 101.

Wie man nach den Grundſätzen der Stoiker den Schmerz ertragen müſſe. Kap. 103.

Beyſpiele von der Verſöhnlichkeit berühmter Männer. Kap. 105.

Daß man ſich auch für heimlichen Sünden hüthen müſſe. Kap. 106.

Ein ſinnreicher Gedanke des Afranius von der Weisheit. Kap. 112.

Einige Gaſtmahlsregeln. Kap. 113.

Daß man ſtets gegen die vorfallende Widerwärtigkeiten dieſes Lebens gerüſtet, und in Bereitſchaft ſeyn müſſe. Kap. 117.

Von den Pflichten eines Richters. Kap. 120.

Entworfnes Bild von der Gerechtigkeit. Kap. 122.

Des Plato Meinung vom Gebrauch des Weins. Kap. 125.

Wie Favorin gegen die Uippigkeit bey den Tafeln in einer Rede greifert. Cap. 128.

Ein artiger Spruch des Varro. Kap. 135.

Eine vortreffliche Maxime des Muſonius. Kap. 140.

Einige artige Sentenzen aus einem Dichter gezogen. Kap. 151.

Schöne Gedanken des Epiktets von der Anwendung der Philoſophie auf die Beſſerung des Herzens. Kap. 155.

Eine Stelle aus dem Plato von der Liebe. Kap. 156.

Streit zweener Philoſophen über die Glückſeligkeit. Kap. 158.

Daß ein bittrer Tadel beſſer ſey, als ein kaltes Lob. Kap. 164.

Frag-

Fragmente
der alten Geſchichte und Philoſophie
aus des
A. Gellius Attiſchen Nächten.

Erſtes Kapitel.

(L. I. c. 1.)

Wie Pythagoras die körperliche Größe des Herkules ausfindig gemacht hat.

Plutarch meldet in ſeinem Buche, von den auſſerordentlichen Leibes- und Gemüthsgaben des Herkules *), durch was für einen artigen und ſinnreichen Schluß der Weltweiſe Pythagoras **) die Lei-

*) Es gehört dieß unter die verloren gegangenen Bücher dieſes eben ſo großen Philoſophen, als Geſchichtſchreibers aus Cheronäa in Böotien; doch meint man auch, daß einige Bücher, die den Nahmen des Plutarchs führen, einem jüngern eben dieſes Nahmens zugehören.

**) Dieſer berühmte Philoſoph, dem die Geometrie unter andern einen von ihm erfundenen wichtigen Lehr-

desgröße dieſes Helden herausgebracht habe. Da es nähmlich bekannt war, daß Herkules die Laufbahn zu Piſa bey des Olympiſchen Jupiters Tempel mit ſeinen Füſſen abgemeſſen, und dieſelbe nach dieſer Abmeſſung ſechs hundert Fuß lang geweſen; nach dieſem Maaß von ſechs hundert Fuß aber hernach auch die andern Laufbahnen in Griechenland, jedoch den Fuß etwas kürzer genommen, eingerichtet worden: ſo ſchloß er, daß des Herkules Füße im gleichen Verhältniß, als die olympiſche Laufbahn die andern übertroffen, müßten größer geweſen ſeyn. Nach dieſen ausgefundenem Maaße ſeiner Füße beſtimmte er ſodann, nach dem natürlichen Verhältniß, das die Glieder des menſchlichen Körpers gegen einander haben *), die ganze Länge des

ſatz vom Quadrat der Hypotenuſe zu danken hat, war der Sohn eines Bildhauers zu Samos, oder nach andern, zu Sidon in Phönicien, und lebte zu den Zeiten des Tarquinius des letzten Königs der Römer. Er war anfänglich ein Fechter; nachdem er aber den Pherecydes von der Unſterblichkeit der Seele ſo vortrefflich hatte reden gehört, legte er ſich ganz auf die Philoſophie. Er errichtete hernach zu Croton im untern Italien, dem heutigen Calabrien, eine eigene Schule, die daher auch die Italiſche heißt. Von ſeiner darin beobachteten Lehrart wird hernach in einem beſondern Kapitel gehandelt werden. Einige ſagen, daß er zu Croton im Hauſe des Milo, das einer, den er nicht zum Schüler hat aufnehmen wollen, angeſteckt habe, verbrannt ſey; nach andern aber hat er ſich glücklich gerettet, und iſt hernach zu Metapont im 80ſten oder 90ſten Jahre ſeines Alters ruhig geſtorben.

*) So wie die Bildhauer den menſchlichen Körper ein=

Körpers dieſes Helden; und ſein Schluß war folgender: daß, ſo viel länger das Olympiſche Stadium iſt, als die andern, die mit ihm gleiches Maaß haben; um ſo viel habe auch Herkules andere Menſchen an der Leibesgröße übertroffen *).

Zweytes Kapitel.

(L. I. c. 2.)

Abbildung eines unwürdigen Stoikers.

Als ich mich mit dem Servillianus und noch einigen andern jungen Römern, die, ſo wie ich, nach Athen gekommen waren, um dort ihren Geiſt und Geſchmack zu bilden, daſelbſt aufhielt, wurden wir oftmahls von dem Herodes Atticus **), ei-

theilen, iſt die Länge unter dem Fuße einem Sechstel der ganzen Höhe des Körpers gleich.

*) Pauſanias meldet, daß Herkules vier Ellen und einen Fuß in der Länge gehabt habe; und Apollodor ſagt, er habe fürchterlich ausgeſehen, ſey vier Ellen hoch geweſen, und habe nie vergebens einen Pfeil abgeſchoſſen, oder ſeinen Wurfſpieß gebraucht. Es hat aber verſchiedene Helden dieſes Nahmens gegeben, unter welchen doch der griechiſche Herkules der berühmteſte geworden iſt.

**) Herodes Atticus war aus Marathon, einem durch die Schlacht des Miltiades berühmten Orte in Griechenland gebürtig. Er legte ſich hauptſächlich auf die Beredtſamkeit, worin er einen ſo großen und ausgebreiteten Ruhm erlangte, daß ſich ſolcher auch bis nach Rom erſtreckte. Der Kaiſer Titus Antoninus ernannte ihn daher zum Lehrer in dieſer Kunſt bey den

nem Mann, der ſowohl wegen ſeiner ſchönen Talente, die er in der griechiſchen Beredtſamkeit beſaß, als auch wegen der conſulariſchen Würde, die er begleitet hatte, zu Athen in ſehr großem Anſehn ſtund, auf ſeine ohnweit der Stadt gelegene Landhäuſer eingeladen. Einsmahls befanden wir uns auf einem ſeiner Güter, welches Cephiſia hieß. Hier genoſſen wir in den ſchattenreichen Wäldern, und in den hinter dem Hauſe gelegenen weiten und angenehmen Spatziergängen des beßten Schutzes vor der im Herbſt brennenden Sonnenhitze; die häufigen Bäder, welche von dem hellſten und reinſten Waſſer glänzten; die auf allen Seiten rauſchende Waſſerfälle, mit welchen ſich der Geſang der Vögel aufs angenehmſte vermiſchte, gewährten uns nebſt der Lage und der geſchmackvollen Einrichtung des Landguts ein ungemeines Vergnügen. Hier befand ſich nun in unſrer Geſellſchaft zugleich ein junger Menſch, der ſich für einen Stoiker ausgab, in der That aber weiter nichts, als ein fertiger und weitläuftiger Schwätzer war. Dieſer Menſch unterhielt uns bey den nach der Tafel gewöhnlichen Unterredungen auf eine ſo unzeitige, als unbeſonnene Weiſe mit langen

beyden zu ſeinen Nachfolgern beſtimmten Prinzen, dem Mark-Aurel und Lucius Verus. Dieß bahnte ihm den Weg zu der hohen Würde, daß er im J. C. 143 mit dem C. Bellicius Torquatus Conſul wurde. Er iſt aber in ſeiner Vaterſtadt im 76ſten Jahre ſeines Alters geſtorben. Die Athenienſer ließſen von da ſeinen Körper mit großem Pomp abhohlen, und ihm folgende Grabſchrift ſetzen: „Hier ruhet Herodes, ein Sohn des Atticus, deſſen Ruhm ſich durch die ganze Welt verbreitet hat.“

und kein Ende nehmenden Discurſen von den verſchiedenen Secten der Philoſophen. Alle Gelehrten zu Rom und Athen waren ſeiner Meinung nach, im Vergleich mit ihm ſelbſt, nur ganz kleine Geiſter, dumme, unpolirte Leute. Dann wurden wir mit einem Haufen dunkler Wörter und verfänglichen Schlußreden der Dialectik, mit Soriten, und wie ſie alle heiſſen mögen, übertäubet, und er berühmte ſich, den Schlüſſel zur Auflöſung aller ſolcher räthſelhaften Dinge allein zu beſitzen. Was aber die Moral und die genaue Kenntniß des Menſchen, imgleichen die Quelle der Tugenden, die mannigfaltigen Pflichten, und was mit ihnen grenzet, oder ihnen entgegen ſtehet, die Berückungen des Laſters und die Krankheiten der Seele betraf: o ſo war, wie er verſicherte, kein Menſch auf der Welt, der alle dieſe Dinge ſo genau und gründlich erforſchet hätte, als er. Er bildete ſich ferner ein, daß weder Schmerz, noch Marter, noch auch den Tod drohende Gefahren die Ruhe und Glückſeligkeit ſeiner Seele, wozu er gelanget zu ſeyn vermeinte, zerſtören oder vermindern könnten; ja daß kein Kummer vermögend ſey, das ſtets heitere Geſicht eines Stoikers, wie er wäre, jemahls zu umwölken.

Müde dieſes unerträglichen Schwätzers wünſchten wir alleſammt, daß ſeine unverſchämte Prahlereyen doch einmahl ein Ende haben mögten, worauf Herodes das Wort nahm, und dieſen Menſchen in griechiſcher, als der ihm gewöhnlichen Sprache, folgender Maßen anredete: Erlaube, hochanſehnlicher Philoſoph, daß man, da wir, die wir nur Ignoranten in deinen Augen ſind, wohl nicht im Stande ſeyn mögten, dir mit gehöriger Geſchicklich-

keit zu antworten, etwas aus einem Buche des Epiktets, des größten Mannes unter den Stoikern, vorleſe, um doch zu ſehen, was dieſer berühmte Mann von ſolcher Großſprecherey gedacht habe. Er ließ demnach ſogleich das zweyte Buch der vom Arrian geſammelten Betrachtungen des Epiktets *) herbringen, allwo dieſer ehrwürdige Alte ſolche junge Leute, die ſich mit dem Nahmen der Stoiker brüſten, ohne doch in ihrem Betragen ſelbſt ſich enthaltſamer und tugendhafter zu bezeigen, und ſich nur an unnützen Speculationen und kindiſchem Wörterkram vergnügen, ſcharf und mit gerechtem Unwillen herunter machet. Man las alſo aus dem hergebrachten Buche diejenige Stelle vor, in welcher Epiktet ſo einnehmend als ernſtlich das Bild

*) Epiktet, dieſer berühmte Stoiſche Weltweiſe aus Hierapolis in Phrygien, war ein Sklave des Epaphroditus, eines Freygelaſſenen des Kaiſers Nero, welchen Domitian hernach tödten ließ. Sein Herr ſchlug ihm einsmahls jämmerlich aufs Bein, Epiktet erinnerte ihn ganz kaltſinnig, das Bein würde davon zerbrechen, die Schläge wurden darauf verdoppelt, und das Bein zerbrach wirklich. Habe ich es nicht geſagt, ſprach der Sklave, daß du es mir zerbrechen würdeſt? Dieſe Standhaftigkeit brachte ihm die Freyheit zuwege. Er lehrte hernach zu Rom und Nikopolis die Philoſophie mit großem Beyfall. Vom Domitian wurde er nebſt andern Philoſophen aus Rom geſagt, er kam aber nach deſſen Tode dahin wieder zurück, und ſtarb in einem hohen Alter. Arrian, ſein Schüler, hat vier Bücher der mündlichen Vorträge ſeines Lehrers herausgegeben, die nebſt dem Handbuch des Epiktets ſelbſt annoch vorhanden ſind, und ſehr geſchätzet werden.

eines wahren und echten Stoikers, der wahrhaftig unerſchrocken und unbezwinglich, frey und unabhängig, reich und glückſelig geworden iſt, jenen ſchlechten Menſchen entgegen ſtellet, die ſich nur den Nahmen der Stoiker geben, und die, indem ſie mit ihren Spitzfindigkeiten andern Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen ſuchen, ſich den Nahmen von dieſer der Tugend aufs heiligſte ergebenen Secte unwürdig anmaßen.

„Sage mir doch, ſo heißt es in der angeführten Stelle, was haſt du für Begriffe vom Guten und Böſen? Wohlan, höre mich. — Einige Dinge dieſer Welt ſind gut, einige böſe, und noch einige bloße Mitteldinge. Alles, was tugendhaft iſt, und mit der Tugend in Gemeinſchaft ſtehet, das iſt gut; alles Laſterhafte hingegen, und was mit dem Laſter Gemeinſchaft hat, das iſt böſe; der Reichthum aber, die Geſundheit, Tod und Leben, Vergnügen, Arbeit, alles dieß ſind Dinge, die zwiſchen jenen in der Mitte ſtehen und an ſich gleichgiltig ſind. Woher weißt du das? — Ey nun, Hellanikus *) hat ſo in ſeinen ägyptiſchen Denkwürdigkeiten gelehret. — Was iſt aber auch daran gelegen, wer es geſagt habe, ob Diogenes **) in ſeiner Ethik, oder Chryſipp, oder Kleanthes †). Gut, du haſt demnach die Sache ſo

*) Hellanikus aus Mytilene, der noch einige Zeit vor dem Herodot ſoll gelebt haben. Es gibt noch einen jüngern dieſes Nahmens, der ebenfalls eine Hiſtorie geſchrieben.

**) Dieſer Diogenes war ein Schüler des Antiſthenes, welcher die Cyniſche Secte geſtiftet.

†) Kleanth war ein Schüler des Zeno, des Stifters der Stoiker, und Lehrmeiſter des Chryſipps. Von ihnen wird in der Folge ein Mehrers vorkommen.

aus einander geſetzt, und dir dieſen Lehrbegriff gemacht, laß nun ſehen, wie du dich z. B. bey einem ſchweren Sturm auf dem Schiffe darnach verhalten wirſt. Wie wenn nun Wind und Wellen toben, daß die Segel zerreißen, ſo wirſt du dich doch alsdann auch deiner gemachten Diſtinction erinnern: du wirſt doch nicht ängſtlich ſchreyen, denn ſonſt mögte etwa ein gegenwärtiger Spottvogel zu dir treten und fragen, wie kommt das, ums Himmelswillen! mit deinen ſchönen Lehren überein, die du eben vorgetragen haſt? Heißt denn Schiffbruch leiden ein Laſter, oder hat ſolches mit dem Laſter etwas gemein? — Aber, wie, du greifſt nach dem Prügel, und ſprichſt voller Unwillen, Menſch, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Wir ſtehen im Begriff umzukommen, und du willſt noch deinen Spott treiben?

„Oder, du erſcheineſt als ein Angeklagter vor dem Kaiſer, erinnere dich dann auch deiner gemachten Diſtinction. Wie wenn da jemand zu dir, indem du blaß und zitternd herein trittſt, ſagte: Warum zitterſt du? Was geht vor? Wird etwa denen, die vor dem Kaiſer erſcheinen, von ihm Tugend oder Laſter beygebracht? — Auch du ſpotteſt meines Unglücks? — Aber ſage mir doch, werther Philoſoph, warum zitterſt du? Iſt etwa Gefahr des Todes oder des Gefängniſſes vorhanden? Warten Schmerz, Elend oder Schande auf dich? Oder was iſt es ſonſt, das dich ſo in Unruhe ſetzet? Iſt in allen dieſen Dingen wohl etwas Laſterhaftes anzutreffen, oder das mit dem Laſter etwas gemein hätte? Was antworteſt du auf dieſes? — Menſch, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Bin ich nicht ſo ſchon unglücklich genug?

O ja, darin haſt du ganz Recht, freylich muß dein unartiges, furchtſames Gemüth, dein Stolz, der dich, ſo lange du auf dem Lehrſtuhl ſitzeſt, aufblähet, unglücklich genug machen. Aber warum ſchmückeſt du dich denn mit einem fremden Nahmen? Warum nenneſt du dich einen Stoiker? O maßet euch doch keine andere Titel und Nahmen an, als die ſich zu euren Handlungen ſchicken, und alsdann wird es ſich bald zeigen, zu was für einer Secte ihr euch rechnen müſſet. Die meiſten unter euch werden ſodann in der That als Epikuräer befunden werden, und auch die wenigen Peripatetiker, die es unter euch geben möchte, werden eben ſo weibiſch und verzärtelt ſeyn."

Nach Anhörung dieſer vorgeleſenen Stelle verſtummte der junge höchſt unbeſonnene Menſch auf einmahl, weil er ſie nicht ſo wohl als Worte des Epiktets auf andere, ſondern vielmehr als ſolche anſah, womit Herodes auf ihn gezielet habe.

Drittes Kapitel.

(L. I. c. 3.)

Eine Unterſuchung von den Grenzen der Freundſchaft.

Die Schriftſteller, welche eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen berühmter Männer der Nachwelt hinterlaſſen haben, melden unter andern, daß der Lacedämonier Chilo *), einer von jener be-

*) Chilo, einer der ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands, war Ephorus zu Sparta, ungefähr 556 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war es, der an

rühmten Zahl der Weiſen, in den letzten Augenblicken ſeines Lebens und vor ſeinem Ende folgende Rede an ſeine ihn umgebenden Freunde gehalten habe: „Wenn ich, ſagte er, einen Blick auf meinen ganzen geführten langen Lebenslauf zurück werfe, ſo finde ich, wie ihr ſelbſt vielleicht auch wohl wiſſet, alle meine Reden und Handlungen meiſtentheils von ſolcher Beſchaffenheit, daß ich dieſelben zu bereuen keinesweges Urſach habe. Ja gewiß, in dieſen letzten Augenblicken werde ich nicht durch mich ſelbſt hierin hintergangen, daß ich mir nichts vorzuwerfen weiß, deſſen Andenken mir jetzt Kummer und Unruhe verurſachen könnte *); es mögte denn dieß einzige ſeyn,

dem Tempel des Apollo zu Delphen die Worte: erkenne dich ſelbſt, mit goldenen Buchſtaben ſetzen ließ. Und als ihn jemand fragte, was einem Menſchen das Schwerſte wäre? Antwortete er: ein Geheimniß zu verſchweigen, ſeine Zeit wohl anzuwenden, und das Unrecht zu ertragen. Seinen Tod ſoll die Freude über die Nachricht, daß ſein Sohn in den olympiſchen Spielen den Preiß davon getragen, befördert haben.

*) Sehr wahr, daß der Menſch in dem Augenblicke, da er dieſe Welt verlaſſen ſoll, wenn er alsdann ſeiner Vernunft noch mächtig iſt, ſich nicht ſo leicht mehr wie ſonſt, da er die Stimme des Gewiſſens nicht hat hören wollen, ſelbſt hintergeht. Plato hat hievon (de Rep. L. 1.) ſo vortreffliche Gedanken, daß es mir erlaubt ſeyn wird, ſolche hier herzuſetzen. „Du mußt wiſſen, Sokrates, ſchreibt er, daß, wenn ein Menſch nun ſterben will, Furcht und Beſorgniß über die in dieſem Leben begangenen Fehler ſeiner Seele ſich bemächtigen. Dann machen die Strafen und Plagen, die des Laſterhaften in jener Welt warten, und die er bisher nur für lächerliche Fabeln gehalten, über welche er ſeine Spöttereyen ausgeſchüttet, einen Eindruck auf ſein Gemüth, und ſetzen ihn in Unruhe,

wovon ich noch nicht recht weiß, ob ich wohl oder übel daran gethan habe. Ich war nähmlich einſtmahls mit noch zween andern zum Richter in der Sache eines Freundes, die Leben und Tod betraf, geſetzt. Nach dem Ausſpruch der Geſetze hatte er unvermeidlich den Tod verdient. Ich hatte alſo nur eines von beyden zu wählen; ich mußte entweder meinen Freund umkommen laſſen, oder mich eines Ausweges bedienen, um ihn dem ſtrengen Ausſpruche des Geſetzes zu entziehen. In dieſer Verlegenheit, und nachdem ich hin und her gedacht hatte, was in dieſem bedenklichen Fall zu thun ſey, dünkte mir endlich, daß dasjenige, was ich wirklich gethan habe, mir wenigſtens den mindeſten Kummer machen würde. Ich ſprach nähmlich zwar für mich ſelbſt das Todesurtheil über ihn, allein ich beredete zugleich die beyden andern Mitrichter, daß ſie ihn losſprechen mögten. Auf dieſe Art glaubte ich ſo wohl der Pflicht meines Richteramts, als auch derjenigen, welche mir die Freundſchaft auflegte, ein Genüge geleiſtet zu haben. Jetzo aber bin ich doch hierüber beunruhiget, indem ich beſorge, wegen dieſer meiner That nicht ganz ohne Schuld zu ſeyn, weil ich glaube, nicht rechtſchaffen darin gehandelt zu haben, daß ich

weil er denkt, daß ſolches alles doch wohl wahr ſeyn könnte. Es mag nun ſeyn, daß ſein Geiſt durch das Alter geſchwächt iſt, oder daß er, da er ſich dem Tode mehr nähert, die eigentliche Beſchaffenheit der Dinge aufmerkſamer prüft; ſo wird ſeine Seele von Angſt und Schrecken ergriffen, und er liegt unter der Verzweiflung, wenn er jemand Unrecht gethan hat; da er hingegen, wenn er ſich nichts vorzuwerfen hat, die ſüße Hoffnung faßt, die Pindar die Pflegerin des Alters nennet."

zu einer Zeit und in einer Sache, die mir mit andern zur Entſcheidung aufgetragen worden, andere gerade zum Gegentheil desjenigen, was ich doch in meinem Herzen ſelbſt für recht und billig hielt, überredet habe.

Hier ſieht man alſo, daß dieſer vortreffliche Weiſe im Zweifel geſtanden habe, wie weit er die Pflicht der Freundſchaft der Strenge der Geſetze habe vorziehen dürfen, und dieſe Sache hat noch, als er mit dem Tode rang, ſein Gemüth mit Angſt und Unruhe erfüllet. Es haben aber auch nachher andere Weltweiſen, wie aus ihren Schriften zu erſehen iſt, mit vieler Sorgfalt und Aufmerkſamkeit unterſuchet, ob man (um mich ihrer eignen Worte zu bedienen), ſeinem Freunde auch gegen den Ausſpruch der Geſetze beyſtehn dürfe? Wie weit, und in was für Fällen ſolches erlaubt ſey? Das heißt ſo viel, ſie haben gefragt, ob man ſich nicht bisweilen der Freundſchaft gegen die Geſetze ſelbſt annehmen dürfe? In was für Fällen und in was für Maße ein ſolcher Eifer für den Freund Statt finden könne? Uiber dieſe Frage haben, wie geſagt, viele andre Gelehrten eine ſorgfältige Unterſuchung angeſtellet, insbeſondre iſt ſolches von dem Theophraſt *), einem der gelehr=

*) Theophraſt aus Lesbus, eines Walkers Sohn, hatte erſt den Plato zum Lehrmeiſter, hernach begab er ſich zum Ariſtoteles in die Schule, wo er ſich durch ſeine Talente vor den andern Schülern merklich auszeichnete. Beſonders fand ſein Lehrer Ariſtoteles ſeine Art ſich auszudrücken ſo lieblich und angenehm, daß er ihm zuerſt den Nahmen Euphraſt, d. i. den Wohlredenden, und hernach gar den Nahmen Theophraſt, d. i. den Göttlich Redenden beylegte, da ſein eigentlicher Nahme Tyrtamus war. Er ſetzte die Schule des Ariſtoteles nach deſſen Tode zu

teſten und beſcheidenſten Peripatetiker, geſchehen. Seine Abhandlung davon befindet ſich, wo ich mich recht beſinne, in ſeinem erſten Buche von der Freundſchaft.

Cicero ſcheint dieſes Buch bey Verfertigung ſeines Tractats von der Freundſchaft geleſen zu haben; nur hat er, vermöge ſeines Genies und ſeiner großen Talente der Beredtſamkeit, gewußt, dasjenige, was er von dieſem Philoſophen zu entlehnen für gut gefunden, aufs ſchicklichſte und mit Geſchmack anzuordnen. Uiber die ſo ſchwere Materie aber, wovon hier die Rede iſt, iſt er nur obenhin gegangen, und hat dieſelbe nicht, wie Theophraſt, ſo genau und aus dem Grunde unterſuchet; vielmehr hat er mit Beyſeitſetzung aller ängſtlichen und verdrießlichen Unterſuchung die Sache nur im Allgemeinen und mit wenigen Worten berührt. Ich will, damit man, wenn man Luſt hat, ſeine Betrachtungen darüber weiter anſtellen kann, ſeine eigenen Worte hier anführen: „Ich halte alſo dafür, ſagt er, die Freundſchaft müſſe ſich gar ſo weit erſtrecken, daß unter Freunden von völlig bewährter Tugend und guten Sitten alle Dinge, auch ſelbſt ihre Gedanken, Rathſchläge und Wünſche nicht ausgenommen, gemeinſchaftlich ſeyn müſſen; ja, daß dieß ſo weit gehn dürfe, daß man, wenn es ſich etwa zutragen ſollte, daß ein an ſich zwar unbilliger Wunſch eines Freundes in einer Sache, wo es auf ſein Leben oder ſeinen guten Nahmen ankommt, un-

Athen fort. Er ſtarb endlich über hundert Jahre alt, und doch noch nicht des Lebens ſatt. Seine ſchönen Charaktere hat er erſt ſpät am Ende ſeines Lebens geſchrieben. Das von Gellius hier angeführte Buch desſelben von der Freundſchaft iſt aber nicht mehr vorhanden.

ſern Beyſtand erheiſchte, alsdann, wofern nur nicht bey dieſem Schritt unſere eigene Ehre die größte Gefahr läuft, von dem Wege des ſtrengen Rechts abzuweichen, ſich kein Bedenken machen darf; denn es gibt Fälle, wo man der Freundſchaft etwas nachſehen und zu gute halten muß *)."

Wie Cicero alſo meinet, darf man in einer Sache, die des Freundes Leib und Leben, oder ſeinen ehrlichen Nahmen betrifft, von dem Wege des ſtrengen Rechts abweichen, und alsdann ſeinem Wunſche, wenn dieſer auch in ſich unbillig ſeyn ſollte, mit ſeiner Hülfe nicht entſtehen; allein er zeigt nicht an, wie weit dieſe Abweichung, um ſeinem Freunde zu helfen, Statt haben könne, und in wie fern das Verlangen eines Freundes hierin gerecht oder unbillig ſey. Denn wozu hilft es mir, wenn ich zwar weiß, ich dürfe in dringenden Gefahren eines Freundes, wenn nur nicht die größte Schande für mich ſelbſt daraus entſtünde, von dem Wege der ſtrengen Gerechtigkeit abweichen, und man mich doch nicht auch zugleich unterrichtet, wie weit ſich dieſes letztere erſtrecke, und was man für eine große Schande meine, der ich mich ſelbſt dabey nicht ausſetzen dürfe? Es gibt Fälle, ſagt er, wo man der Freundſchaft etwas nachſehen muß; das iſt es aber eben, was man hauptſächlich zu wiſſen wünſchet, und das doch von den Lehrern mit Stillſchweigen übergangen wird, nähmlich deutlich anzugeben, was es für Fälle und Umſtände ſind, in welchen die Freundſchaft dieſes Nachgeben billig fordern kann.

Der weiſe Chilo, von dem ich vorhin geſprochen,

*) Cic. in Laelio, c. 17.

iſt, um ſeinen Freund zu erhalten, auch vom Wege der Gerechtigkeit abgewichen, aber ich ſehe doch, wie weit er darin gegangen iſt, ich ſehe, er hat, um ſeinen Freund zu retten, einen falſchen Anſchlag gegeben, und doch hat er ſelbſt am Ende ſeines Lebens gezweifelt, ob er recht darin gehandelt habe, und ob er nicht deßwegen getadelt zu werden verdiene."

„Gegen das Vaterland, ſagt Cicero an einem andern Orte, darf man um ſeines Freundes willen zu keinen gewaltſamen Mitteln greifen." Ey, das weiß ja wohl ein jeder, auch ehe noch, wie Lucilius ſagt, Theognis gebohren war*). Nur das iſt die Frage, das mögte man gerne wiſſen, wie man ſich in dem Falle, wo es nicht auf die Behauptung der öffentlichen, allgemeinen Ruhe und Freyheit, ſondern nur auf die Wohlfahrt eines Freundes ankommt, zu verhalten habe? Wie, unter was für Umſtänden, und in wie ferne man alsdann, wie man ſagt, von dem Wege, den das ſtrenge Recht ſonſt vorſchreibet, abweichen dürfe?

Jener berühmte Athenienſer, der ſowohl mit den vortrefflichſten Gaben des Verſtandes, als den ſchönſten Kenntniſſen gezieret war, Perikles**), gibt

*) Ein Sprichwort, um eine alte und längſt verfloſſene Zeit anzudeuten, denn Theognis, ein alter griechiſcher Dichter von Megara, lebte 538 Jahre vor C. G. Oder es beziehet ſich dieß auf einen gewiſſen andern läppiſchen Tragödienſchreiber dieſes Nahmens, deſſen Suidas gedenket, und will dieſemnach ſo viel ſagen, das wäre keinem unbekannt, auch ehe jener ſchlechte Schriftſteller ſo was geſchrieben hätte. Lucilius aber iſt ein beißender Satyriker geweſen, deſſen in der Folge noch wird gedacht werden.

**) Perikles war zu Athen gebohren, er hatte unter andern

durch ein einziges Beyſpiel am deutlichſten zu erkennen, was er von dieſer Sache gehalten habe. Als ihn ein Freund bath, daß er zum beßten ſeiner Sache falſch ſchwören mögte, gab er ihm dieſe Antwort: Ich halte es allerdings für meine Pflicht meinen Freunden beyzuſtehen, aber nur in ſo weit es die Götter (die Religion) verſtatten *).

Theophraſt iſt zwar in ſeinem vorhin angeführten Buche etwas tiefer in die Sache gedrungen als Cicero; aber er hat ſich doch auch nicht umſtändlich auf einzelne Fälle eingelaſſen, ſondern er ſpricht nur im allgemeinen: „Sollte man, um einem Freunde einen

den Anaxagoras zum Lehrmeiſter, und war hernach ein eben ſo großer Feldherr, als Staatsmann und Redner. Er gewann durch dieſe ſeine große Gaben das Volk, und machte ſich zum Herrn über dasſelbe. Er ſtarb an der Peſt, im J. vor C. G. 429.

*) Ein jeder wird dem Perikles hierin Recht geben, und Chilo hatte daher wohl Urſache in den letzten Stunden ſeines Lebens über den begangenen Fehltritt unruhig zu ſeyn; denn ein Fehltritt war es doch immer, ſo ſehr man auch geneigt iſt, ihn, des edlen Bewegungsgrundes halber, der ihn dazu antrieb, zu entſchuldigen. Selbſt Cicero, der in oben angeführten Stelle ſo nachgebend iſt, urtheilet doch an einem andern Orte (de Offic. L. III. c. 10.) daß es unrecht ſey ſeine Rechtſchaffenheit und die Pflicht der Gerechtigkeit der Freundſchaft, aufzuopfern: „Ein rechtſchaffener Mann, ſagt er, wird ſeinem Freunde zu Gefallen niemahls was wider das allgemeine Beßte, wider Eid und Pflicht, oder wider die Redlichkeit thun: auch alsdann nicht, wenn er zum Richter über ſeinen Freund beſtellt wird; denn in dem Augenblick, da er die Rolle eines Richters übernimmt, legt er die Rolle eines Freundes ab.“

einen weſentlichen und ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten, ſich dadurch etwa eine geringe üble Nachrede zuziehen, ſo muß man ſich doch jener Pflicht nicht entziehen. Der geringe Schade, den man dadurch an ſeiner Ehre etwa leidet, wird durch den erworbenen Ruhm, daß man ſeinen Freund nicht hat verlaſſen wollen, reichlich erſetzet, und der edle Bewegungsgrund, ſeinem Freunde einen ihm höchſtnützlichen und weſentlichen Dienſt zu leiſten, mag gar leicht den Flecken oder Riß, den man an ſeiner Ehre erlitten, zudecken.“ — „Man muß ſich hier auch nicht, ſagt er weiter, an bloße Worte kehren, wenn man einwendet, das doch der Vortheil eines Freundes und meine eigene Ehre nicht in eine gleiche Klaſſe mit einander könnten geſetzt werden; denn ſolche Dinge müſſen nach der Wichtigkeit vorſeyender Umſtände, und nicht nach einer kalten Betrachtung der bloßen Bedeutung der Wörter beurtheilet werden. Iſt der Dienſt, den die Freundſchaft erheiſcht, ſo beſchaffen, daß derſelbe mit der Sorgfalt, die wir für unſere eigene Ehre zu tragen ſchuldig ſind, in gar keinen oder nur ſehr geringen Vergleich kommt: ſo iſt offenbar, daß letzteres müſſe vorgezogen werden; wenn aber einem Freunde die Gefälligkeit, die wir ihm erzeigen können, von dem allerwichtigſten Nutzen iſt, und unſere eigene Ehre dabey nur einen geringen Anſtoß leidet: ſo muß das Intreeſſe unſers Freundes die Begierde unſern guten Nahmen ganz unbefleckt zu erhalten in dieſem Fall billig überwiegen; gleichwie ein großer Klumpen Erz ein kleines Stückchen Gold übertrifft. Oder wie des Theophraſts Worte ſelbſt lauten: „Ich weiß nicht recht, ob, wenn eine Sache im ganzen genommen, zwar von größerm Werth iſt, auch ein Theil derſel-

ben, mit jedem Theile einer andern Sache verglichen, derſelben vorzuziehen ſey; denn obgleich z. B. Gold überhaupt mehr werth iſt, als Erz: ſo folgt doch nicht, daß auch ein ganz kleines Stückchen deſſelben mehr, als ein ſehr großer Klumpen Erz werth ſey: indem bey einer ſolchen Berechnung und Schätzung, wenn ſie richtig ſeyn ſoll, auch die verſchiedene Zahl, Größe und Gewicht in Anſchlag kommen müſſen.

Auch der weltweiſe Favorin *) iſt darin, was man die ſtrenge Gerechtigkeit nennet, ſehr nachgebend. Seine Beſchreibung der Gunſt und Gefälligkeit iſt, daß ſie eine nach Zeit und Ort ſchickliche Nachlaſſung des ſtrengſten Rechts ſey. Es ſcheinet, daß Theophraſt gleich hernach ſelbſt auf dieſe Idee kommt; denn, ſagt er, es finden ſich leicht ſo viele wichtige oder unwichtige Umſtände, die ſich auf die Perſon, Zeit oder dringende Nothdurft beziehen, und die man unmöglich in einer allgemeinen Vorſchrift alle anführen kann, die aber doch wegen ihrer Verſchiedenheit den Grund enthalten, weßwegen der genommene Entſchluß in einem jeden Fall bald zu billigen, bald aber zu mißbilligen ſtehet. So vorſichtig und behuthſam läßt ſich Theophraſt über dieſe Materie heraus, und mehr in dem Ton einer unterſuchenden Unterredung,

*) Favorin, ein Geſchichtſchreiber, Redner und Philoſoph, war zu Arelat in Gallien gebohren, und lebte unter dem Kaiſer Adrian, der ihn ſehr ſchätzte und liebte. Er verdarb es aber mit dieſem Prinzen, als er einmahl in einer gelehrten Unterredung demſelben nicht, wie er ſonſt aus Höflichkeit gethan, Recht geben wollte. Er hat vieles in griechiſcher Sprache geſchrieben, wovon aber, außer einigen Fragmenten, die beym Philoſtrat und unſerm Gellius vorkommen, nichts übriggeblieben iſt.

als daß er in einer ſo wichtigen und bedenklichen Sache ein entſcheidendes Urtheil fällen ſollte. Und in Wahrheit, ſo mannigfaltige Urſachen und ſo mannigfaltige verſchiedene Umſtände, die bey dieſer Sache eintreten können, machen es unmöglich, ein gewiſſes und auf alle einzelne Fälle paſſendes Urtheil, das ich vorhin verlangte, in dieſer Materie abzufaſſen.

Um wieder auf den Chilo, der zur Abhandlung dieſer zweifelhaften Materie Anlaß gegeben hat, zu kommen, ſo will ich aus der Menge nützlicher Regeln der Klugheit, die von ihm herrühren, nur noch die einzige hier anführen, welche durch die Erfahrung von bewährtem Nutzen iſt gefunden worden, und nach deren Anweiſung die beyden heftigſten Leidenſchaften, die Liebe und der Haß, am beßten und ſicherſten im Zaum gehalten werden können: „Liebe ſo, ſagt er, als ob du einmahl wieder haſſen mögteſt, und haſſe ſo, als ob der Haß einmahl der Liebe wieder Platz geben dürfte *).“

Von eben dieſem Chilo führt Plutarch in ſeinem erſten Buche von der Seele **) noch folgende Anekdote an: Als Chilo in ſeinem Alter hörte, daß jemand ſich rühmte, daß er keinen Feind habe, fragte er ihn, ob er denn auch keinen Freund hätte; weil er dafür hielt, daß Haß und Freundſchaft einander nothwendig folgten, und unzertrennlich wären.

*) Andere, als Cicero und Laertius, ſchreiben dieſen Spruch dem Bias zu, und erſterer hat ihn, (in Lælio, c. 16.) was den erſten Theil betrifft, als einen menſchenfeindlichen Satz verworfen.

**) Dieſes Buch iſt nicht mehr vorhanden.

Viertes Kapitel.

(L. I. c. 5.)

Vorwürfe, welche dem Demoſthenes und Hortenſius wegen ihres übertriebenen Putzes gemacht worden.

Von dem Demoſthenes *) wird erzählt, daß er auf den Putz der Kleidung und der Auszierung ſeines Körpers eine allzu genaue und übertriebene Sorgfalt gewandt habe. Seine Feinde, die mit ihm wetteiferten, haben daher auch nicht ermangelt, ihm über ſeine weichliche und weibiſche Tracht bittre Vorwürfe zu machen; ja man hat ihm deßwegen gar noch was ärgers nachgeſagt.

Eben dieſen Vorwurf hat man auch dem Hortenſius gemacht, einem Manne, der, wenn man den einzigen M. T. Cicero **) ausnimmt, den Preiß

*) Dieſer berühmte athenienſiſche Redner, ein Schüler des Iſokrates und Plato, ward zu Päanium in Attica 379 Jahre vor C. G. gebohren. Er widerſetzte ſich dem König Philipp von Macedonien in ſeinen philippiſchen Reden aus allen Kräften, und ſuchte durch dieſelben die Athenienſer gegen ſeine anwachſende Macht aufzubringen. Es wird von ihm in unſerm Gellius noch ein Mehrers vorkommen. Als er endlich dem Antipater ausgeliefert worden, ſog er das in ſeiner Feder eingeſchloſſene Gift in ſich, und ſo gab er im 62ſten J. ſeines Alters den Geiſt auf.

**) Mit welchem Hortenſius zu einer Zeit lebte, und den auch Cicero ſelbſt hin und wieder als einen großen Redner lobt. Er gab ihm aber auch einmahl einen feinen Hieb wegen eines koſtbaren Sphynxs, den er ſich von

in der Beredtſamkeit allen übrigen Rednern ſeiner Zeit abgewonnen. Uiber deſſen ſorgſamen und übertriebenen Putz in der Kleidung man eben ſowohl, als über ſeine ſtarke Geſticulationen, die er während dem Reden mit den Händen machte, ſich mit bittern und ſpöttiſchen Anmerkungen aufhielt. Selbſt vor Gericht mußte er daher oftmahls den Vorwurf anhören, daß er mit ſeinem Betragen einem Gaukler und Comödianten gliche. Jedoch als einsmahl L. Torquatus, ein Mann, der eben nicht ſehr höflich und von feinen Manieren war, bey gerichtlicher Unterſuchung der Sache des Sulla es nicht dabey bewenden ließ, daß er ihn einen Gaukler nannte, ſondern ihm gar den Nahmen einer ſehr bekannten Tänzerin Dionyſia beylegte: ſo verſetzte Hortenſius in einem feinen und ganz leiſen Tone: Ey nun, es ſey darum, ſo will ich doch lieber Dionyſia, als ein ſo ungeſchliffener, grober Menſch ſeyn, wie du biſt.

Fünftes Kapitel.

(L. I. c. 6.)

Betrachtung über eine Stelle in der Rede des Metellus, welche eine Aufmunterung zum Heirathen enthält.

In einer großen Geſellſchaft von Gelehrten wurde

dem Verres hatte geben laſſen, um ihn zu vertheidigen; denn als Cicero ihm vorhielt, daß er an der Beute, die Verres in Sicilien gemacht, Theil genommen, und Hortenſius ſich ſtellte, als ob er nicht begriffe, was Cicero damit ſagen wolle, verſetzte dieſer: der Sphynx, den er hätte, würde ihm das Räthſel leicht erklären können.

die Rede des Metellus Numidicus *) vorgeleſen, welche dieſer beredte und angeſehene Mann, als Cenſor, an das römiſche Volk gehalten hatte, um es zum Heirathen aufzumuntern. In dieſer Rede kam unter andern folgende Stelle vor:

„Wäre es möglich, ihr edlen Römer, daß wir ganz ohne Weiber ſeyn könnten: ſo mögte wohl keiner unter uns ſeyn, der ſich nicht dieſer Beſchwerlichkeit, verheirathet zu ſeyn, gerne entziehen ſollte. Da es aber die Natur der Dinge einmahl ſo mit ſich

*) Den Beynahmen Numidicus führte dieſer Metellus daher, weil er den Jugurtha, König von Numidien, beſiegt hatte. Ehe er noch Cenſor geworden, führte er die römiſche Armee in Spanien an. Bey dieſer Gelegenheit hat die Geſchichte eine ſehr edle Handlung von ihm aufgezeichnet, die ich hier nicht mit Stillſchweigen übergehen mag. Valerius Maximus erzählt ſie (L. V. c. 1. n. 5.) Sie iſt dieſe: Als Metellus die Stadt Centobrica in Spanien belagerte, kam ein vornehmer Spanier Rhetogenes, mit Zurücklaſſung ſeiner Frau und Kinder in der Stadt, zu ihm heraus, und unterwarf ſich den Römern. Die Einwohner durch dieſe Treuloſigkeit in Wuth gebracht, ſtellten ſeine noch unmündige Kinder gerade in die Oeffnung der Mauer, welche von den Römern darin war gemacht worden. Anfänglich wurde der Vater durch dieſen Anblick gerührt, aber bald faßte er doch den Entſchluß, ſelbſt auf Koſten ſeines und ſeiner Kinder Bluts, in die Feſtung einzudringen. So bald aber dem Metellus dieſes hinterbracht wurde, hob er den Augenblick die Belagerung auf. Und eine ſolche menſchliche Handlung blieb auch nicht unvergolten. Das ganze Tarraconenſiſche Spanien, das von derſelben erſcholl, unterwarf ſich freywillig einem ſo menſchlich geſinnten Befehlshaber, und Centobrica ſelbſt verband ſich mit den Römern.)

bringt, daß es auf der einen Seite nicht wohl mög⸗lich iſt, ohne Ungemach mit ihnen zu leben; auf der andern Seite aber, ohne einer ehelichen Verbindung mit ihnen das Leben ſelbſt auf Erden nicht fortdau⸗ern kann: ſo iſt es ja höchſt billig, mehr auf das fortdauernde allgemeine Beſte des menſchlichen Ge⸗ſchlechts, als auf ſein eigenes kurzes Vergnügen da⸗bey zu ſehen.“

Hier ſchien es einigen der Anweſenden, daß Metellus, da er in ſeiner Rede zum Eheſtand habe aufmuntern wollen, nicht, dieſer Abſicht entgegen, des Ungemachs und der Beſchwerlichkeiten, welche dieſer Stand in Abſicht der Weiber mit ſich zu füh⸗ren pflegt, hätte Erwähnung thun müſſen. Denn, ſagte man, eine ſolche Vorſtellung war mehr geſchickt von dieſem Stand abzuſchrecken, als dazu anzulocken. Der Redner hätte vielmehr ſeiner Rede dieſe Wen⸗dung geben und behaupten müſſen, daß der Eheſtand entweder mit keinem Ungemach verknüpft ſey; oder, wenn er auch einige Beſchwerlichkeiten mit ſich führe, ſo wären dieſelben doch ſehr geringe, und leicht zu ertragen; ja eben dieſe Beſchwerlichkeiten würden durch weit größere Vergnügungen und Annehmlichkeiten, die dieſer Stand darböthe, reichlich vergolten; auch wäre nicht die Natur dieſes liebenswürdigen Bandes ſelbſt, als vielmehr das harte und ungebührliche Be⸗tragen der Männer gegen ihre Weiber insgemein die Urſache und der Grund ſolcher Beſchwerlichkeiten.

Titus Caſtricius *) hingegen war der

*) Caſtricius lehrte die Rhetorik zu Rom unter der Re⸗gierung des Kaiſers Hadrian, und iſt einer der Lehr⸗meiſter unſers Gellius geweſen.

Meinung, daß Metellus ganz recht und ſchicklich geſprochen habe. Ganz was anders iſt es, ſagte er, wenn ein Sittenrichter (censor) öffentlich vor dem Volke redet, als wenn ein bloßer Redner (rhetor) auftritt. Dieſem *) iſt es erlaubt, ſich falſcher, kühner, liſtiger und verfänglicher Argumente, wenn ſie nur wahrſcheinlich ſind, und die Gemüther der Zuhörer, es ſey auch auf was für Art es wolle, einnehmen können, zu bedienen; ja einem ſolchen, der einen bloßen Redner abgibt, wird es wohl gar zu einem ſchimpflichen Fehler angerechnet, wenn er einer ſchlimmen Sache nicht auf eine geſchickte Art einen ſolchen Anſtrich zu geben weiß, daß er die Zuhörer auf ſeine Seite bringet. Aber, ſagte er, einem Metellus, einem ſo ernſthaften und tugendhaften Manne, einem Manne von dem rechtſchaffenſten Charakter, und der in einer ſo anſehnlichen Würde ſtand, einem ſolchen Manne wäre es höchſt unanſtändig geweſen, wenn er in einer öffentlichen Rede an das römiſche Volk etwas hätte vorbringen wollen, das nicht nach ſeinem eigenen und eines jeden andern Urtheil der ſtrengſten Wahrheit gemäß geweſen wäre; zumahl, da er von einer Sache redete, die einem jeden durch die tägliche Erfahrung, im gemeinen Leben ſehr wohl bekannt war. Als ein kluger Mann fing er alſo damit an, daß er die gewöhnlichen, und einem jeden wohl bekannten Beſchwerlichkeiten, die mit dem Eheſtand verknüpft ſind, ohne Bedenken, und ohne Rückhalt eingeſtund. Durch dieſes freymüthige Geſtändniß erwarb er ſich

*) Dem es wie einem Gorgias, oder Protagoras, nur darum zu thun iſt, ſeine Geſchicklichkeit im Reden dadurch zu zeigen, daß er aus ſchwarz weiß, und aus weiß ſchwarz zu machen weiß.

das Zutrauen und die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer; darauf kam er denn endlich deſto leichter und unvermerkter auf den Hauptpunct, wovon er das Volk zu überzeugen die Abſicht hatte, daß nähmlich der Staat ohne häufige eheliche Verbindungen nicht beſtehen könne.

Noch ein anders Stück eben dieſer Rede hielt man für eben ſo leſenswürdig, als irgend etwas ſeyn kann, das aus der Feder eines der größten Philoſophen gefloſſen. Die Stelle iſt folgende: „Die Götter, heißt es, beſitzen allerdings eine ſehr große Macht und Gewalt, aber ihre Güte und ihr geneigter Wille gegen uns darf doch nicht weiter, als der Aeltern ihre, gehen. Aeltern aber enterben alsdann ihre Kinder, wenn ſolche fortfahren, auf böſen Wegen zu wandeln. Was können wir alſo auch von den Göttern erwarten, wenn wir unſern Vergehungen kein Ende machen wollen? Billig kann der Himmel nur denen günſtig ſeyn, die ihn nicht beleidigen. Den unſterblichen Göttern gebührt es zwar, die Tugend zu billigen und zu belohnen, aber nicht ſie ſelbſt zu ſchenken."

Sechstes Kapitel.

(L. I. c. 8.)

Des Demoſthenes Beſuch bey der Lais.

Sotion *), ein nicht unberühmter peripatetiſcher

*) Dieſer Sotion lebte etwa 330 Jahre vor C. G. und war ein Schüler des Plato, hernach des Xenocrates. Von einigen wird er Phocion genannt.

Philoſoph, hat ein Buch vermiſchter Hiſtorien, welchem er den Titel: das Horn der Amalthea*) gegeben, welches ſo viel bedeutet, als das Horn des Uiberfluſſes (cornu copiae), geſchrieben. In demſelben findet man folgende Hiſtorie von dem Redner Demoſthenes und der Buhlſchweſter Lais: Dieſe Lais, das ſchönſte und manierlichſte Frauenzimmer ihrer Zeit zu Corinth, erwarb ſich durch ihre Reitze ſehr große Schätze. Sie hatte die reichſten Perſonen aus ganz Griechenland zu ihren Anbethern; allein ſie ließ ſich auch ihre Gunſtbezeigungen ſehr theuer bezahlen; welches nach dieſem Schriftſteller zu dem allgemeinen Sprichwort bey den Griechen Anlaß gegeben: „Nicht jedermann kann nach Corinth ſchiffen**),“ weil ein jeder, der den von ihr geſetzten Preiß nicht zu erlegen im Stande war, die Reiſe nach ſie umſonſt anſtellte. Zu dieſer berühmten Buhlerin that Demoſthenes denn auch, und zwar insgeheim, eine Reiſe, er kam bey ihr an, und bath um ihre Gunſtbezeigung, wofür ſie aber nicht

*) Amalthea war die Tochter des Meliſſus, Königs in Creta, und Amme des Jupiters, nach andern führte die Ziege, durch deren Milch Jupiter in ſeiner Kindheit genähret worden, dieſen Nahmen; welche denn auch, wie die Fabel ſagt, von dem Jupiter aus Dankbarkeit unter die Sterne geſetzt und ihr das Horn des Uiberfluſſes (cornu copiae), woraus ſie nehmen konnte, was ſie wollte, geſchenket worden.

**) οὐ παντὸς ἀνδρὸς ἐς Κόρινθον ἔσθ' ὁ πλοῦς, non viri cujusque est Corinthum petere. Nach andern hat aber dieſes Sprichwort daher ſeinen Urſprung, weil in den Hafen zu Corinth ſchwer anzulangen war.

wenlger als zehntauſend Drachmen, oder ein Talent, welches zehn tauſend römiſche Denarien (ohngefähr 1200 Thaler) machet, forderte. Demoſthenes über den Muthwillen des Frauenzimmers betroffen, und noch mehr über die geforderte große Summe erſchrocken, kehrt den Augenblick wieder um, und ſagt im Weggehen: „Ich mag mir eine Reue nicht ſo theuer erkaufen." Im Griechiſchen lautet es noch artiger: „Eine Reue, die auf zehntauſend Drachmen zu ſtehen kommt, mag ich nicht kaufen." (ὀυκ ὠνῦμαι μυρίων δραχμῶν μεταμέλειαν.)

Siebentes Kapitel.

(L. I. c. 9.)

Von der Schule des Pythagoras, und der von ihm in derſelben eingeführten Ordnung.

Die Art und Weiſe, wie Pythagoras, und hernach die Nachfolger ſeiner Schule *), ihre Lehrlinge in dieſelbe aufgenommen und ihren Unterricht in derſelben angeſtellet haben, wird folgender Maßen beſchrieben. So bald ein junger Menſch ſich zur Aufnahme in dieſe Schule meldete, erforſchte ihn Pythagoras zuerſt nach der Phyſiognomie, das heißt, er ſuchte aus ſeiner äußerlichen Geſtalt, aus ſeiner Geſichtsbildung, aus ſeinen Manieren und der gan-

*) Welche die Italiſche hieß, weil Pythagoras, der Stifter derſelben, ſie in dem untern Italien, welches Groß-Griechenland (jetzo Calabrien) hieß, angelegt hatte.

zen Figur ſeines Körpers einige Anzeigen und Merkmahle von ſeinen Talenten und Sitten zu nehmen. Beſtand er in dieſer Prüfung wohl, und fand man Fähigkeiten bey ihm; ſo wurd er ſogleich zum Schüler angenommen, und ihm eine gewiſſe Zeit feſtgeſetzet, während welcher er ein ſtrenges Stillſchweigen beobachten mußte. Dieſe Zeit des Stillſchweigens aber war verſchiedentlich, nach dem Unterſchied der Fähigkeiten, die man an einem aufgenommenen Schüler fand, beſtimmet *). Der neu aufgenommene Schüler mußte dann, ſo lange die Zeit des ihm auferlegten Stillſchweigens dauerte, bloß andern zuhören; und er durfte weder, wenn ihm etwas unverſtändlich war, nachfragen, noch auch über das Abgehandelte ſelbſt raiſonniren. — Dieſe erſte Probe dauerte wenigſtens zwey Jahre, und die derſelben annoch unterworfen waren, hieſſen bloß Zuhörer (ἀκουστικοὶ).

Hatte er ſich nun in dieſer ſo ſchweren Kunſt zu ſchweigen und nur zuzuhören genugſam geübt, und ſich durch dieſes lange Stillſchweigen, welchem man den Nahmen der Enthaltſamkeit des Sprechens (ἐχεμυθία) gab, gehörig gebildet: ſo war es ihm nunmehr erlaubt zu reden, zu fragen, das Gehörte aufzuſchreiben, und ſelbſt ſeine Gedanken zu eröffnen. Er gehörte nunmehr zu der Zahl derer, die eigentlich Studirende (μαθηματικοὶ) hießen, wegen der Wiſſenſchaften, die ſie nun zu lernen und zu ſtudiren anfingen. Denn bey den alten Griechen hieſſen die Geometrie, Gnomonik und Muſik, imgleichen andere Arten der höhern Kenntniſſe nur Wiſſenſchaf-

*) Insgemein dauerte dieſes Stillſchweigen fünf Jahre.

ten (μαθήματα); obgleich gemeiniglich mit dieſem Nahmen (der Mathematiker) diejenigen belegt werden, welche dem Urſprunge nach richtiger Chaldäer heiſſen ſollten. Wenn nun die Schüler ſich mit eben gedachten Wiſſenſchaften hinlänglich bekannt gemacht hatten; legten ſie ſich ſodann auf die Betrachtung der Werke der Natur, und auf die Erforſchung der Urſachen der Dinge; alsdann hieſſen ſie endlich Naturforſcher (φυσικοί).

Nachdem Taurus die Pythagoriſche Schule auf die angezeigte Art beſchrieben hatte, brach er mit Unwillen in die Worte aus: „Aber heutiges Tages iſt es ſo weit gekommen, daß diejenigen, die ſich, ſo zu reden, mit ungewaſchenen Händen auf die Philoſophie legen, nicht nur ohne Nachdenken ſind, und ſo wenig mit den Muſen, als mit der Geometrie, ſich gehörig bekannt gemacht haben; ſondern ſie wollen auch ſelbſt vorſchreiben, was man für eine Methode mit ihnen nehmen ſoll. Der eine ſagt, hierin mußt du mir erſt Unterricht geben; der andere, dieß will ich, und jenes will ich nicht lernen. Der eine will, daß man mit dem Sympoſium des Plato, um der darin vorkommenden Ausſchweifungen des Alcibiades willen, den Anfang machen ſoll; der andere will, man ſoll den Phädrus mit ihm zu leſen anfangen, um ſich an der Beredtſamkeit des Lyſias zu vergnügen *). Ja, man findet wohl gar

*) Phädrus heißt einer der Dialogen des Plato. Was den Lyſias, welchen Phädrus in jenem Geſpräch dem Sokrates vorlieſet, betrifft, ſo iſt hier nur ſo viel zu merken, daß Lyſias in der 80ſten, Plato aber in der 88ſten Olympiade, und beyde zu Athen gebohren worden. Vom Lyſias, dieſen berühmten Redner,

einige, die den Plato zu leſen verlangen; nicht, um ſich dadurch zu einem tugendhaften Wandel zu bilden, ſondern nur um daraus zierlicher ſprechen zu lernen *); nicht um in ihrer Aufführung beſcheidener, ſondern nur um in ihren Reden angenehmer zu werden."

So pflegte Taurus **) die jetzigen Neulinge in der Philoſophie mit jenen ältern Schülern des Pythagoras in eine Vergleichung zu ſtellen. Noch iſt hier dieſes zu merken, daß alle diejenigen, welche in die Schule des Pythagoras waren aufgenommen

hat man noch 34 Reden übrig. Favorin hat nach unſerm Gellius, wie derſelbe weiterhin (L. II. c. 5.) anführt, zu ſagen gepflegt: „Nimmt man ein einziges Wort aus einer Rede des Plato weg, oder ſetzet ſolches auf eine andere Stelle, wofern ſolches nur auf eine geſchickte Weiſe geſchieht, ſo wird dadurch nur ihrer Eleganz etwas entzogen: thut man dieß aber bey einer der Reden des Lyſias, ſo wird dadurch auf einmahl der Verſtand verändert. Lyſias hatte auch eine Rede für den Sokrates verfertiget, aber dieſer weigerte ſich, davon Gebrauch zu machen.

*) Denn, nach den Alten, würde Jupiter ſelbſt, wenn er hätte griechiſch reden wollen, ſich der Art, wie Plato ſich in dieſer Sprach ausgedrückt, bedienet haben.

**) Taurus, der in unſerm Gellius oft vorkommt, war aus Phönicien, ein platoniſcher Weltweiſer, und lebte unter dem Kaiſer Antoninus Pius. Er war ſowohl ein Freund als Lehrer unſers Gellius. Nach dem Suidas hat er von dem Unterſchied der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie geſchrieben. Gellius ſelbſt führt auch (L. VI. c. 14.) einen Commentar deſſelben über den Gorgias des Plato an.

worden, alle ihre Habe und Vermögen zuſammengeſchoſſen. Daraus entſtund eine unzertrennliche Gemeinſchaft oder Brüderſchaft unter ihnen, welche die größte Aehnlichkeit mit jener alten Gemeinſchaft der Güter hatte, welche im Lateiniſchen durch die Worte herctum non citum (κοινόβιον) ſehr gut ausgedrückt wird, und welches ſo viel als eine ungetheilte Erbſchaft heiſſet.

Achtes Kapitel.

(L. I. c. 11.)

Etwas von der Kriegesmuſik der Alten.

Thucydides *), dieſer angeſehene griechiſche Geſchichtſchreiber, meldet in ſeiner Hiſtorie, daß die ſonſt ſehr kriegeriſchen Lacedämonier ſich bey den Schlachten nicht der Hörner und Trompeten (cornuum tubarumve), ſondern nur der Flöten (tibiarum) bedienet haben; nicht aus einem Religionsgebrauch, oder einer gottesdienſtlichen Ceremonie wegen, auch eben ſo wenig, um die Gemüther der Soldaten dadurch aufzumuntern und in eine kriegeriſche Wuth zu ſetzen, welches durch jene Hörner und andere ſchal-

*) Thucydides, ein vortrefflicher griechiſcher Schriftſteller, lebte 475 Jahre vor C. G. Er diente erſt als Offizier im Kriege; weil er aber der Stadt Amphipolis nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen war, wurde er aus Athen verwieſen. In dieſer Entfernung von ſeinem Vaterlande hat er die vortreffliche Hiſtorie des Peloponneſiſchen Krieges geſchrieben, welche hernach Xenophon ſo geſchickt fortgeſetzet hat.

lende Inſtrumente viel eher hätte bewerkſtelliget werden können; ſondern im Gegentheil, um die Gemüther der Soldaten zu beſänftigen, und ihrer erſten Wuth und Hitze im Treffen Einhalt zu thun, bedienten ſie ſich nur der Flötenſpieler, die durch angeſtimmte ſanfte Töne ſolche Wuth mäßigen konnten. So bald alſo ihre Flotten, oder Armeen in Schlachtordnung geſtellet waren, und ſie auf den Feind losgeben wollten, erfüllten die hin und wieder angeſtellten Flötenſpieler die Luft mit ſanften, angenehmen und zu erhabenen Geſinnungen bewegenden Tönen; eine Art kriegeriſcher Muſik, die den Soldaten verhinderte, ſich ſeiner Hitze zu ſehr zu überlaſſen, und den Feind zerſtreut ohne Ordnung anzugreifen. Ich will die Worte dieſes vortrefflichen Schriftſtellers ſelbſt, welche dieſe Nachricht enthalten, und die ſo voller Würde ſind, hier herſetzen.

„Hierauf erfolgte der Angriff. Die Argiver und ihre Bundesgenoſſen thaten mit ungeſtümer Hitze den erſten Anfall. Die Lacedämonier aber marſchirten ganz ſtille und kaltſinnig nach dem angeſtimmten Ton vieler in der Armee nach einer gewiſſen Ordnung vertheilter Flötenſpieler. Das geſchah nicht etwa aus einem gewiſſen Religionsgebrauch, ſondern damit die Soldaten bey gleich gehaltenem Schritt, in feſten und geſchloſſenen Gliedern, mit ihrem ganzen Gewicht auf den Feind herfallen mögten; welches immer die beßte Art iſt einen Feind anzugreifen.“

Von den Cretenſern erzählt man, daß ſie nach dem Ton der Cither oder Leyer ihren Marſch einrichteten. Herodot berichtet auch in ſeinen Hiſtorien,

daß

daß Halyattes, König von Lydien *), der in üppigen Sitten den Barbaren nichts nachgab, als er mit den Mileſiern Krieg führte, mitten in ſeiner zum Treffen gerüſteten Armee Pfeifer und Harfenſpieler, ja gar Weibesleute, welche die Flöte ſpielten, eben ſo wie es bey den Tafeln der Wollüſtlinge herzugehen pfleget, um ſich gehabt habe.

Nach der Schilderung, die Homer von den Achäern macht, gingen ſie zur Schlacht, die ſie dem Feinde liefern wollten, nicht nach dem Schall der Flöten und Saitenſpiele, ſondern es herrſchte bey ihnen eine vereinigte, muthankündigende fürchterliche Stille, indem ſie auf ihn losgingen:

„Sie marſchirten in der größten Stille, nur Muth athmend und feſt entſchloſſen, ſich einander bis auf den letzten Blutstropfen redlich beyzuſtehen **).“

Was ſoll demnach das ſchreckliche Geſchrey der römiſchen Kriegsvölker bedeuten, welches ſie, wie die Annaliſten berichten, beym Anfange einer Schlacht zu erheben pflegen? Iſt dieſes nicht wider den ſehr wahrſcheinlichen Gebrauch der Alten? Wäre nicht wohl ein ſtiller und ruhiger Marſch alsdann, wenn ſich der Feind noch in weiter Entfernung befindet,

*) Halyattes war der Vater des berühmten Königs Cröſus. Er ſtarb etwa 457 Jahre vor C. G. Im Kriege mit dem mediſchen Könige ſetzte eine im Anfang der Schlacht ſich ereignende Sonnenfinſterniß beyde Kriegsheere in ein ſolches Schrecken, daß ſie in Frieden aus einander giengen.

**) Iliad. III. v. 8. 9. Οἱ δ' ἄρ' ἴσαν σιγῇ μένεα πνείοντες etc.

am ſchicklichſten? Hingegen wenn der Feind in der Nähe und ſchon im Geſicht iſt, ſollte es dann nicht wohl anzurathen ſeyn, ihm mit einem erhobenen lauten Geſchrey zu erſchrecken, und ſodann mit voller Macht ihn anzufallen?

Bey obiger Erwähnung der im Kriege gebräuchlichen Flöten bey den Lacedämoniern fällt mir auch die Pfeife ein, deren ſich C. Gracchus, wie man ſagt, bedient haben ſoll, wenn er öffentlich zum Volk redete. Man muß aber nicht glauben, wie insgemein die Sache erzählt wird, daß einer mit der Flöte verborgen hinter ihm geſtanden, und durch verſchiedene mit derſelben angegebene Töne ſein Gemüth während dem Reden entweder beſänftiget, oder mehr angefachet habe. Was könnte thörichter ſeyn zu denken, als daß ein Pfeifer, eben ſo wie er die Sprünge eines Tänzers lenket, auch dem Gracchus die mannigfaltige Abwechſelung ſeiner Stimme im Reden durch Töne habe angeben ſollen? Diejenigen, welche beſſer von der Sache unterrichtet ſind, melden bloß, daß er einen Menſchen mit einer kurzen Pfeife heimlich bey ſich geſtellet habe, der ihn durch einen gelinden und niedrigen Ton erinnert habe, ſeine Stimme, wenn ſie zu heftig geworden, etwas zu mäßigen; denn die natürliche Heftigkeit des Gracchus hatte es, wie ich glaube, wohl nicht nöthig, noch von auſſen angeflammet zu werden. Cicero iſt indeſſen doch der Meinung, daß Gracchus den Pfeifer zu beyden gebraucht habe, ihm theils durch ſanfte theils durch ſtarke Töne bald ein Zeichen zur Erhebung der Stimme, wenn ſie zu matt geworden, bald zur Nachlaſſung derſelben zu geben, wenn ſie zu ſtark und zu heftig geworden. Ich will des Ci=

cero Worte ſelbſt herſetzen: „Eben dieſer Gracchus hatte, wie du, mein lieber Lentulus, von dem gelehrten Licinius, deinem Clienten vernehmen kannſt, die Gewohnheit, einen Bedienten mit einer elfenbeinern Pfeife bey ſich zu haben, der, wenn er redete, hinter ihm im Verborgenen ſtehen, und als ein erfahrner Menſch ihm geſchwinde den Ton angeben mußte, wenn es nöthig war, entweder die ſinkende und nachlaſſende Stimme zu erwecken, oder ihre Heftigkeit zu mäßigen *).“

Die obige Gewohnheit aber, nach dem Schall der Flöten in eine Schlacht zu gehen, war, wie Ariſtoteles berichtet, bey den Lacedämoniern aus der Urſache aufgekommen, damit die Herzhaftigkeit der Soldaten und ihr Vertrauen, das ſie in ſich ſelbſt ſetzten, ſich deſto deutlicher an den Tag legte. Denn, ſagt er, Furcht und Mißtrauen ſchicken ſich gar nicht zu einer ſolchen Art in die Schlacht zu gehen; und es iſt gewiß, daß die Feigen ſich bey dem Marſch, der mit geſetzten Schritten nach einer ſolchen Muſik angeſtellet wird, ſehr leicht ſelbſt verrathen. Hier ſind die Paar Worte ſelbſt, mit welchen Ariſtoteles ſolches anzeiget: „Warum,“ ſagt er, „gehen die Soldaten nach der Melodie der Flöten in die Schlacht? Ich antworte, um die Feigen und Furchtſamen deſto beſſer zu unterſcheiden **).“

*) Cic, de Oratore L. III. c. 60.

**) Dieſe Stelle ſoll aus des Ariſtoteles libris problematum genommen ſeyn, ſie iſt aber da nicht wohl zu finden.

Neuntes Kapitel.

(L. I. c. 12.)

Von den veſtaliſchen Jungfrauen.

Alle, welche von der Aufnahme in den Orden der veſtaliſchen Jungfrauen geſchrieben haben, und unter dieſen vornehmlich Labeo Antiſtius *), ſagen, daß keine derſelben unter ſechs, noch über zehn Jahre alt habe dürfen aufgenommen werden; imgleichen daß deren Vater und Mutter beyde noch haben am Leben ſeyn müſſen; daß dieſelbe weder an der Sprache, noch am Gehör, noch ſonſt irgend einen körperlichen Fehler habe an ſich haben dürfen. Ferner durfte weder ſie ſelbſt, noch ihr Vater freygelaſſen ſeyn, wenn ſie auch bey dem Leben ihres Vaters unter großväterlicher Gewalt geſtanden hätte; imgleichen durfte keines ihrer Aeltern je in der Knechtſchaft geweſen ſeyn, oder eine niederträchtige Handthierung treiben. Eine aber, deren Schweſter ſchon in dieſen Orden aufgenommen worden, hatte, wie man meinet, eine Entſchuldigung vor ſich. Auch diejenige, deren Vater ein Flamen (Opferprieſter) oder Augur (Wahrſager) oder Quindecimvir **) oder

*) Ein berühmter Rechtsgelehrter, lebte unter dem Auguſt.

**) Quindecimvirs d. i. Funfzehnmänner, weil Sulla ſie auf dieſe Zahl gebracht, hatten die Aufſicht über die ſibylliniſchen Bücher, die in dem Tempel des Jupiter Capitolinus verwahrt wurden.

Septemvir *), oder Saliſcher Prieſter **) war; nicht weniger die Verlobte eines Prieſters, und die Tochter eines Flötenſpielers beym Gottesdienſt, alle dieſe waren von der Aufnahme in dieſen Orden frey. — Capito Atejus †) berichtet überdem, daß man auch die Tochtrr eines ſolchen, der in Italien keine eigene Wohnung gehabt, nicht habe wählen dürfen; und daß die Tochter eines Vaters mit drey Kindern ebenfalls frey geweſen ſey.

So bald nun eine ſolche erwählte veſtaliſche Jungfrau den Boden des Tempels der Göttin Veſta berührt hatte und den Prieſtern war übergeben worden, hörte von dem Augenblick an, ohne weitere Ceremonien, und ohne Verminderung ihres Standes (sine capitis minutione) alle väterliche Gewalt über ſie auf, und ſie erlangte das völlige Recht ein Teſtament zu machen.

Von der Art und Weiſe, welche bey der Ergreifung einer Jungfrau (capiundae virginis) beobachtet worden, findet man in den alten Schriften keine Nachricht, auſſer was von der erſten, die von dem Könige Numa in dieſen Orden iſt aufgenommen worden, gemeldet wird. Es iſt aber ein Ge=

*) Die *Septemviri epulonum* mußten für alles, was zu den feyerlichen Gaſtmahlen gehörte, die den Göttern zu Ehren angeſtellet wurden, Sorge tragen. Die Bildſäulen der Götter und Göttinnen wurden bey ſolchen Gaſtmahlen auf koſtbare Polſter geſetzet, und dieſe Feyerlichkeit hieß Lectisternium.

**) Die Salier waren beſtellte Prieſter des Mars.

†) Ein berühmter Rechtsgelehrter zu den Zeiten des Cicero.

ſetz (Lex Papia) vorhanden, worin verordnet wird, daß nach dem Gutbefinden des Pontifex Maximus (Oberſten der Prieſter) zwanzig Jungfrauen aus den übrigen ſollen ausgeleſen werden, und daß über dieſe bey öffentlicher Verſammlung des Volks gelooſet werde; diejenige alsdann, welche das Loos träfe, ſolle der oberſte Prieſter darauf ſogleich ergreifen und der Veſta widmen. Jetzt ſcheint es nicht mehr nöthig zu ſeyn, nach dieſem Geſetz zum Loos ſeine Zuflucht zu nehmen; denn wenn jetzt ein angeſehener Bürger ſeine Tochter dem Oberprieſter zum Dienſt der Göttin darſtellet, und nur alle durch die Religion vorgeſchriebene Bedingungen bey derſelben ſich vorfinden, ſo wird ſie von dem Senat eben ſo gut, als eine die nach jenem Geſetz gewählt worden, zugelaſſen.

Man braucht bey dieſer Ceremonie die Redensart, eine Jungfrau fangen oder ergreifen (capi), weil der oberſte Prieſter die Hand an ſie legte, und ſie gleichſam als eine im Kriege Gefangene dem Vater, unter deſſen Gewalt ſie ſtund, entriß.

Fabius Pictor *) führt in ſeinem erſten Buche die Formel an, deren ſich der Oberprieſter bedienen muß, wenn er eine Jungfrau ergreift. Sie lautet ſo: „Amata, ich ergreife dich zu einer Veſtalin, daß du, wie es ſich gebühret, deinen der Veſta „gewidmeten Dienſt als ihre Prieſterin verrichteſt, und „für das Beßte des römiſchen Volks wacheſt und betheſt."

Die meiſten Schriftſteller ſtehen in der Meinung,

*) Dieſer Fabius iſt der erſte geweſen unter den Römern, der eine Hiſtorie in ungebundener Rede angefangen hat. Er wird oft vom Livius angezogen, und lebte im J. 534. d. St. R.

daß das Wort ergreifen oder auffangen (capi) nur bey der Wahl dieſer Jungfrauen gebräuchlich ſey; aber es iſt doch auch in Anſehung der Flaminen des Jupiters, der Prieſter und der Auguren gewöhnlich geweſen. L. Sulla ſchreibt im eilften Buche ſeiner Hiſtorie ausdrücklich: „P. Cornelius, welcher am erſten den Beynahmen Sulla geführt, wurde zum Prieſter des Jupiters ergriffen (flamen Dialis captus).“ In des M. Cato Rede, die er gegen den Ser. Galba wegen der Luſitanier gehalten, finden ſich ebenfalls die hierher gehörigen Worte: „Man ſagt, ſie (die Luſitanier) haben abfallen wollen; aber wenn ich mich jetzt mit Fleiß auf die Erlernung des geiſtlichen Rechts legte, wird man mich darum zum Prieſter ergreifen (capiar)? oder wenn ich mich auf die Wahrſagerkunſt legte, wird einer mich deßwegen gleich zum Augur ergreifen (capiar)?“

In den Commentarien, welche Labeo über die zwölf Tafeln verfertiget hat, lieſt man noch dieſes: „Eine Veſtalin kann von keinem, der ohne Teſtament verſtorben iſt, erben, und keiner kann auch ſie ohne Teſtament erben, ſondern ihr hinterlaſſenes Vermögen fällt alsdann der öffentlichen Caſſe anheim. Es iſt aber die Frage, mit was für Recht dieſes geſchehe.“

Amata wird in oben angeführter Formel die ergriffene Jungfrau von dem Oberprieſter genennt, weil die erſte, die ergriffen worden, dieſen Nahmen geführet hat.

Zehntes Kapitel.

(L. I. c. 13.)

Verſchiedene Meinungen der Philoſophen über die Art, wie man einen aufgetragenen Befehl ausrichten müſſe.

Bey Abwägung und Beurtheilung der Pflichten und deſſen, was ſich überhaupt geziemet, pflegt die Frage aufgeworfen zu werden, ob man einem aufgetragenen und aufs deutlichſte beſtimmten Befehle zu Ausrichtung eines gewiſſen Geſchäfts, entgegen handeln dürfe, wenn man findet, daß dadurch ſolches glücklicher von ſtatten gehen, und demjenigen, der dieſes Geſchäft einem aufgetragen, ein größerer Vortheil werde verſchafft werden. Eine Frage, über deren Entſcheidung die weiſeſten Männer in ihren Meinungen ſehr getheilet ſind.

Viele entſcheiden die Sache nur einerſeits kurz dahin, daß, wenn jemand eine gewiſſe Sache nach reifer Überlegung einmahl feſt beſchloſſen hat, und zur Ausführung desſelben einem andern den Auftrag thut, es auf keine Weiſe erlaubt ſey, wider den Auftrag zu handeln, geſetzt auch, daß ein unvermutheter Fall einträte, da man bey Entgegenhandlung des Befehls in der Sache glücklicher ſeyn könne. Denn, ſagen ſie, verfehlte man ſeines Zweckes, ſo würde man ſich des Ungehorſams ſchuldig machen, und die unabbittliche Strafe desſelben verdienen; fiele aber auch allenfalls die Sache bey Übertretung des Auftrags glücklicher aus, ſo müſſe man zwar den Göttern dafür danken; allein die That ſelbſt ſcheine dennoch deßwegen ſtrafbar zu ſeyn, weil dadurch ein böſes Exem-

pel gegeben würde, welches die Folge haben könne, daß durch eine ſolche verſtattete Freyheit dem aufgetragenen Befehl nicht allemahl aufs genaueſte nachzukommen, auch weiſe und wohlüberdachte Anſchläge zernichtet und fruchtlos gemacht werden könnten.

Andere meinen, man müſſe, ehe man einem gegebenen Auftrag entgegen handle, erſt wohl überlegen, was für ein Schade daraus entſtehen könne, und ſolchen gegen den gehofften Vortheil zuvor abwägen; wenn ſich dann fände, daß jener geringe und unbeträchtlich, der Vortheil aber, ſo viel man gewiß hoffen könne, viel größer und wichtiger ſeyn werde; ſo könne man, ihrer Meinung nach, wider den aufgetragenen Befehl wohl handeln, und es wäre unvernünftig, eine vom Himmel gleichſam dargebothene Gelegenheit, eine Sache aufs beßte auszurichten, aus den Händen zu laſſen. Sie glauben auch nicht, daß dieſes zu einem böſen Exempel des Ungehorſams gereichen könne, wenn nicht gleich wichtige Urſachen dazu vorhanden wären. Vornehmlich iſt es aber ihrer Meinung nach hierbey nöthig, auf den Charakter und die Gemüthsbeſchaffenheit desjenigen, von dem man einen Befehl oder Auftrag bekommen, Achtung zu geben, damit man nicht einen harten, zornigen und unerbittlichen Mann, einen Poſtumius oder Manlius *) dadurch beleidige und in Harniſch bringe: denn wo man Perſonen von einer ſolchen Gemüthsart Rechenſchaft von ſeinem Betragen zu geben habe,

*) Von der bewieſenen Strenge des Manlius, der aus dieſer Urſache ſeinen eigenen Sohn hinrichten ließ, wird noch weiter unten vorkommen. Dem Dictator Poſtumius Tubertus wird eine gleiche Härte, die er gegen

ſey es am rathſamſten, ſich aufs genaueſte und pünct-
lichſte nach ihren Befehlen zu richten.

Ich denke, daß es zur Erläuterung dieſer Ma-
terie von Befolgung eines aufgetragenen Befehls
nicht undienlich ſey, hier einen Zug aus dem Leben
des P. Craſſus Mucianus *), eines ſehr be-
rühmten Mannes, anzuführen. Sempronius
Aſellio **) und viele andere römiſche Geſchicht-
ſchreiber ſagen, daß dieſer Craſſus fünfe der vor-
nehmſten Dinge, die zur irdiſchen Glückſeligkeit ge-
hören, beſeſſen habe, nähmlich er war ſehr reich, von
vornehmer Geburt, beſaß große Gaben der Beredt-
ſamkeit, und eine tiefe Einſicht in die Rechte, und
endlich gelangte er auch zur Würde des oberſten Prie-
ſterthums. Dieſer glückliche Mann machte, da ihm
als Conſul die Provinz Aſien zur Verwaltung zuge-
fallen war, Anſtalt, die Stadt Leucas †) zu
belagern, und da es an einem ſtarken und feſten
Balken zum Mauerbrecher (arietem) fehlte, ſchrieb
er an den Oberingenieur, der mit Rom im Bündniſſe

ſeinen Sohn bewieſen, vom Valerius Maximus (L.
II. c. 7.) zugeſchrieben, Livius hingegen läßt bloß
den Manlius Torquatus ſo unnatürlich ſtrenge gegen
ſeinen eigenen Sohn ſeyn.

*) Dieſer Craſſus, ein Sohn des P. Mucius, der aber
von dem P. Craſſus an Kindes Statt aufgenommen
worden, war ein ſehr geſchickter Redner, deſſen Cicero
unter andern (de clar. orat. c. 26.) mit Ruhm ge-
denket.

**) Aſellio hat den Numantiniſchen Krieg beſchrieben, dem
er auch ſelbſt beygewohnet.

†) Plinius und Mela ſetzen dieſe Stadt an den Smyr-
naiſchen Meerbuſen, beym Ufer des Fluſſes Hermes
oder Sarabut, wie er jetzo heißt.

ſtehenden Stadt Eläa *), daß er ihm einen der größten Bäume, die er dort geſehen hatte, ſchicken mögte. Der Oberingenieur, nachdem er erfahren, zu was für einem Gebrauch er den Baum verlangte, ſchickte ihm nicht, wie ihm war befohlen worden, den größten, ſondern den kleinern, den er am ſchicklichſten hielt, zur Verfertigung eines Mauerbrechers, und der ſich auch am leichteſten verführen ließ. Craſſus darüber unwillig, ließ ihn gleich vor ſich fordern, und fragte ihn, warum er ihm nicht den Baum, den er verlangt habe, geſchickt hätte. Dieſer mogte zur Urſache anführen, was er wollte, Craſſus achtete auf alle ſeine Gründe nicht, ſondern ließ ihm ſogleich die Kleider abreißen, und viele Streiche mit der Ruthe geben: denn er hielt dafür, daß das ganze Anſehen eines Befehlshabers dadurch über den Haufen geworfen würde, wenn jemand die ihm aufgetragenen Befehle nicht pünctlich vollzöge, ſondern ſich die Freyheit nähme, ſolche ungebethen nach ſeinem eigenen Gutdünken auszulegen.

Eilftes Kapitel.

(L. I. c. 14.)

Edle Art, mit welcher Fabricius das ihm von den Samnitern angebothene Geſchenk ausgeſchlagen hat.

Julius Hyginus **) berichtet im ſechſten Buche von dem Leben berühmter Männer, daß die Ab=

*) Eläa war ſonſt eine Stadt zwiſchen Aeolien und Großmyſien. Nach dem Strabo wurde ſie von dem Fluſſe Caicus benetzt.

**) Jul. Hyginus, ein Freygelaſſener des Auguſts und

geſandten der Samniter zu dem Fabricius *), dem Feldherrn der Römer, gekommen wären, und nachdem ſie ſeine große Thaten und die Wohlthaten, die er ihrem Volk nach geſchloſſenem Frieden erwieſen, herausgeſtrichen, hätten ſie ihm im Nahmen der Samniter eine große Summe Geldes zum Geſchenk angebothen, und ihn gebethen, ſolche zu ſeinem eigenen Gebrauch von ihnen gütigſt anzunehmen; mit dem Beyfügen, daß ſie ſolches aus keiner andern Urſache thäten, als weil ſie bemerket hätten, daß weder ſeine Wohnung noch übriger Aufwand dem Glanze ſeiner Thaten entſpräche, und er nicht ſo eingerichtet wäre, wie es ſein Anſehen und Würde erfordere. Bey dieſen Worten fuhr Fabricius mit ſeinen flachen Händen von den Ohren an über die Augen, die Naſe, den Mund und Hals bis auf den Bauch herunter, und ſagte darauf zu den Geſandten, daß, ſo lange er Herr über alle dieſe Gliedmaßen wäre, die er jetzt berühret hätte, es ihm nie woran mangeln werde; das Geld alſo, das ihm zu nichts nütze wäre, kön-

Freund des Ovid, war durch den Jul. Cäſar nach Rom gebracht worden; einige ſagen aus Spanien, andere aus Alexandrien. Außer dem *Astronomicon* iſt jetzt weiter nichts als noch ein Werk der Fabeln von ihm vorhanden. Einige aber zweifeln, ob ſolches von dieſem Hyginus ſey, deſſen auch Sueton (de illustr. Grammat.) erwähnet, indem der Styl darin nicht nach dem goldenen Zeitalter der Latinität unterm Auguſt ſchmecket.

*) Er meint den Frabricius Luſcinus, dieſen edlen Römer, der nicht durch den Beſitz eines großen Vermögens, ſondern durch ſeine Mäßigung reich war, und der lieber ſelbſt arm über Reiche herrſchen, als ſelbſt reich über Arme zu befehlen haben wollte.

ne er von ſolchen, von denen er wüßte, daß ſie es beſſer brauchen könnten, nicht annehmen.

Zwölftes Kapitel.

(L. I. c. 15.)

Wie verhaßt die Schwatzhaftigkeit ſey.

Man glaubt mit Recht, daß die Reden der eitlen und unverſchämten Schwätzer, welche von leeren Worten, die weder von Gewicht noch Nachdruck ſind, überfließen, nicht aus dem Herzen entſpringen, ſondern bloß auf ihrer Zunge entſtehen; da doch die Zunge ſich nicht ſelbſt überlaſſen, ſondern billig mit dem Herzen verbunden ſeyn, und von daraus gelenket und regieret werden ſollte. So ſieht man aber einige Menſchen, die ohne die mindeſte Uiberlegung in den Tag hinein plaudern, daß es das Anſehen hat, als ob ſie ſich deſſen, was ſie ſagen, ſelbſt ganz und gar nicht bewußt wären. Dahingegen Homer von dem mit weiſer Beredtſamkeit begabten Ulyſſes ſagt, daß ſeine Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus dem Herzen gekommen wären; weil es bey dem, was er ſagte, nicht auf den lauten Schall der Worte, ſondern auf den hohen Verſtand, den ſie in ſich faßten, angekommen ſey. Er ſagt auch ſehr artig, daß, um die Zunge deſto beſſer im Zaum zu halten, dieſelbe mit den Zähnen gleichſam als einem Wall umgeben ſey, damit auf dieſe Art der Schwatzhaftigkeit nicht nur von innen durch die Aufſicht des Herzens und Verſtandes, ſondern auch von außen gleichſam durch aufgeſtellte Wächter gewehret werde.

Man höre auch den Cicero, wie er ſeinen ernſten Abſcheu vor einer ſolchen eitlen und thörichten Schwatzhaftigkeit zu erkennen gibt: „Es iſt gewiß, ſagt er, daß es eben ſo unrühmlich iſt, wenn jemand eine Sache wohl verſtehet, aber dieſelbe mit Worten nicht wohl an den Tag zu geben weiß, als wenn jemand eine gute Kenntniß der Sache ſelbſt nicht beſitzet und doch viele Worte davon zu machen weiß. Wenn ich aber dennoch eines von beyden wählen müßte, ſo wollte ich lieber ein unberedter Weiſer, als ein beredter Thor ſeyn *).“ Auch in ſeinem erſten Buche vom Redner ſtehen dieſe Worte: „Was kann wohl thörichter ſeyn, als ein leerer Schall auch der beßten und ausgeſuchteſten Worte, in welchen doch kein Witz noch Verſtand ſtecket?“

Beſonders war M. Cato ein abgeſagter Feind einer ſolchen unnützen Schwatzhaftigkeit, denn in einer gewiſſen Rede ſagt er unter andern: „Wer mit der Schwatzhaftigkeit als einer Krankheit behaftet iſt, dem geht es wie einem Waſſer- und Schlafſüchtigen, er muß ohne Aufhören plaudern. Stellt man ſich auf erhaltene Einladung bey ihm nicht ein, damit er einem etwas vorſchwatzen könne, ſo quält ihn die Luſt zu plaudern ſo ſehr, daß er wohl gar jemand dazu dinget, einen Zuhörer bey ihm abzugeben; man hört ihm alsdann wohl zu, aber ohne Aufmerkſamkeit, und eben ſo wie man einen Marktſchreyer anhört, den läßt man ſchwatzen, aber kein Vernünftiger begibt ſich deßwegen bey ihm in die Cur.“ In eben dieſer Rede wirft Cato dem Zunftmeiſter M. Cölius ſeine Niederträchtigkeit, die er ſowohl im Re-

*) Cic. de Orat. L. III. c. 35.

den, als Schweigen bewieſe, vor: „Mit einem Stückchen Brots, ſagte er, kann man ihn, wie man will, zum Schweigen oder zum Reden bringen."

Mit Recht nennt daher Homer den Therſites unter allen den einzigen unvernünftigen und unbeſonnenen Schwätzer, und ſagt von ihm, daß ſein Geſchwätz dem Gekreiſche der Krähen oder Raben ähnlich geweſen ſey.

Man hat auch einen Vers des Eupolis *), worin derſelbe von dieſer Art Leuten ſagt, daß ſie zum Plaudern (λαλεῖν) zwar ſehr geſchickt, aber zum Reden (λέγειν) ſehr ungeſchickt wären; welches unſer Salluſt in den Worten, mehr ſchwatzhaft (loquax), als beredt (facundus), hat nachahmen wollen.

Der weiſe Dichter Heſiodus ſagt daher, die Zunge müſſe man wie einen Schatz verbergen, und nicht ſo bloß geben; und man mache ſich dadurch angenehm, wenn man ſich dieſes Schatzes nur ſparſam und mäßig mit Anſtand bediene. Auch Epicharmus **) ſagt nicht unſchicklich von einem Schwä-

*) Eupolis lebte in der 88ſten Olympiade, und hat einige Comödien geſchrieben, welche hin und wieder von den Alten angeführt werden. Perſius nennt ihn (Sat. I. v. 124.) wegen der Bitterkeit, mit welcher er den Athenienſern ihre Laſter aufgerückt, den Zornigen (iratum Eupolidem). Er iſt in der Seeſchlacht zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern umgekommen, welches den Athenienſern ſo nahe gegangen, daß ſie hernach durch ein öffentliches Edict den Dichtern den Kriegsdienſt unterſagt haben.

**) Laertius ſagt (Lib. VIII. ſeg. 78.) Epicharmus, ein Sohn des Elothalis, ſey aus Cos gebürtig, und ein Schüler des Pythagoras geweſen; weil er aber, als er kaum drey Jahre alt war, nach Syrakus gekommen,

tzer, daß er zum Reden eben ſo wenig tauge, als er ſchweigen könne. Daher es wohl ohne Zweifel herrühren mag, daß man ſagt: Der nicht zu reden verſteht, der kann auch nicht ſchweigen.

Den Favorin habe ich, als er einmahl die Verſe des Euripides, worin es heißt, daß einer, der ſeine Zunge nicht weiß im Zaume zu halten und als ein Unſinniger handelt, zuletzt alle Mahl unglücklich würde, anführte, ſagen gehört, daß dieß nicht allein auf diejenigen, welche mit ihrer Zunge läſtern, ſondern auch auf die eiteln Schwätzer, die von unnützen Worten als einem Meer überfließen, müſſe gezogen werden.

Auch der angenehme und ſcherzhafte Dichter **Ariſtophanes** *) hat die Schwatzhaftigkeit und unnütze Weitläuftigkeit im Reden ſehr lebhaft geſchildert, indem er einen ſolchen, der mit dieſem Fehler behaftet iſt, als einen ungezogenen, bäuriſchen, fre-

woſelbſt er erzogen worden, ſo hat man ihn für einen Sicilianer gehalten. Er hat 52 Comödien in Verſen geſchrieben, worin er die Lehren des Pythagoras vorgetragen. Er iſt auch der Erfinder der zwey griechiſchen Buchſtaben θ und χ. Man hat von ihm auch Commentarios de rerum natura et medicina, die noch auf der Vaticaniſchen Bibliothek zu Rom im Mſpt. liegen ſollen. Er ſtarb auf der Inſel Cos im 97ſten Jahre ſeines Alters.

*) Dieſer berühmte griechiſche Comödienſchreiber, der in der 85ſten Olympiade gelebt, hat ſehr viele Comödien geſchrieben, davon wir noch eilfe übrig haben. Chryſoſtomus hat dieſelben allezeit mit zu Bette genommen, und früh und Abends darin geleſen; auch hat man ſie beym Plato nach deſſen Tode in ſeinem Bette gefunden.

frechen, wilden und unbändigen Menſchen beſchreibt, der einen Haufen hochklingender und doch nichts bedeutender Worte als einen Strom mit Ungeſtüm von ſich ſchüttet.

Unſere Vorfahren haben daher auch ſolche plauderhafte Menſchen mit den verächtlichen Nahmen der Waſch- und Plappermäuler (locutuleios et blaterones et linguaças) beleget.

Dreyzehntes Kapitel.

(L. I. c. 17.)

Von der Gelaſſenheit, welche Sokrates in Anſehung ſeiner böſen Ehefrau bewieſen.

Von der Xantippe, des Sokrates Ehefrau, ſagt man, daß ſie ſehr mürriſch und zankſüchtig geweſen ſey, und weder bey Tage noch bey Nacht aufgehöret habe, durch ihr unruhiges und ungeſtümes Betragen ſich und andern beſchwerlich zu fallen *). Den Alcibiades ſetzte die Ungezogenheit, womit ſie ihrem Manne begegnete, ſo ſehr in Verwunderung, daß er den Sokrates einmahl frug, warum er eine ſolche

*) Viele aber glauben, daß dieſe Xantippe mit Unrecht ſo übel berüchtiget ſey. Gewiß iſt es wenigſtens, daß ſie ihren Mann und ihre Kinder zärtlich liebte, wenn ſie dabey gleich von etwas ungeſtümen und mürriſchen Charakter mag geweſen ſeyn. Daß ſie eine rechtſchaffene Mutter gegen ihre Kinder geweſen, bezeugt ihr Mann Sokrates ſelbſt beym Xenophon (Memorab. Socrat. L. II. c. 2.). Und von ihrer zärtlichen Liebe gegen ihren Mann hat ſie, da ſie ihn in ſeinem Gefängniſſe beſuchte, eine Probe gegeben, ſie ſchwamm in Thränen, und war über ſein Unglück untröſtlich.

Furie nicht von ſich aus dem Hauſe jagte? Das thue ich darum, antwortete ihm Sokrates, weil ich durch die geduldige Ertragung deſſen, was ich zu Hauſe von ihr leiden muß, mich dazu gewöhne, auch anderer Leute Muthwillen und Unrecht, das mir auſſer dem Hauſe widerfährt, deſto geduldiger und gelaſſener zu ertragen *).

In eben dieſer Abſicht ſagt auch Varro in ſeiner Satyre Menippea **), welche von den Pflichten der Ehemänner handelt: „Man muß die Fehler einer Frau entweder beſſern, und auf ſolche Art aufzuheben ſuchen; oder wenn das nicht angeht, ſo muß man ſie dulden. Thut man das erſtere, daß man ſie beſſert; ſo verſchafft man ſich dadurch an ſeiner Frau eine deſto angenehmere Geſellſchafterin: geht das letztere aber nur an, daß man ſie duldet; ſo hat man davon den Vortheil, daß man dadurch für ſich ſelbſt beſſer und vollkommener wird.“

*) Vom Diogenes Laertius wird dieſe Geſchichte anders erzählt, auf dieſe Art: Alcibiades, der ein Schüler des Sokrates war, frug ſeinen Lehrer, warum er den Zank und Hader ſeiner Frau ſo gelaſſen ertrüge? Sokrates antwortete ihm, er wäre ſchon ſo daran gewöhnt, als wenn er das unangenehme Knarren einer Winde anhören müßte. Sokrates frug ihn darauf wiederum ſeiner Seits, warum er ſchnatternde Gänſe hielte? Alcibiades antwortete, weil ſie mir Eyer legen; gut, verſetzte Sokrates, die Xantippe gebirt mir aber Kinder.

**) Varro gab eine bittre Satyre heraus, worin er den Menippus, einen cyniſchen Weltweiſen, von dem man damahls ſehr beißende Briefe hatte, nachahmte.

Vierzehntes Kapitel.

(L. I. c. 19.)

Von den Sibylliniſchen Büchern.

Man findet in den alten Jahrbüchern folgende Hiſtorie von den ſibylliniſchen Büchern aufgezeichnet. Ein altes fremdes und unbekanntes Weib kam zum Könige Tarquin dem Hochmüthigen*) mit neun Büchern, die ſie bey ſich hatte, und von welchen ſie ſagte, daß ſie göttliche Orakel enthielten; ſie both dieſelbe feil, und als Tarquin nach dem Preiß frug, forderte ſie für dieſelben eine überaus große Summe; der König lachte darüber das Weib aus, und ſahe ſie für eine an, die für Alter kindiſch geworden wäre. Das Weib nimmt darauf drey von den neun Büchern, wirft ſie in Gegenwart des Königs ins Kaminfeuer und verbrennt ſie. Sie fragt darauf den König, ob er für die ſechs übrigen noch eben die verlangte Summe geben wolle; Tarquin lacht darüber noch mehr und ſagt, das Weib müſſe ohne Zweifel nicht recht bey Sinnen ſeyn. Den Augenblick wirft das Weib noch drey derſelben ins Feuer, und frägt ganz gelaſſen, ob er die drey übrigen noch für eben den Preiß kaufen wolle. Jetzt fängt der König an ernſthafter und

*) Nach dem Lactanz war es Tarquinius Priſcus. Plinius redet nur von drey Büchern, die dem Könige angebothen worden, von welchen das Weib zwey verbrannt. Die Summe, welche das Weib gefordert, hat nach eben gedachtem Lactanz, dem Werth nach in 300 Philippsthalern (trecentis philippeis) beſtanden.

aufmerkſamer zu werden, weil ihm dünket, daß eine ſolche Standhaftigkeit und zuverſichtliches Weſen bey dem Weibe nicht für etwas ſo ganz Unbedeutendes zu achten ſey; er läßt ihr alſo für die drey noch übrigen Bücher eben die Summe auszahlen, die ſie für alle gefordert hatte. Das Weib begibt ſich hierauf hinweg, und iſt nachher nie irgendwo wieder geſehen worden.

Dieſe drey Bücher, welche man an einen heiligen Ort des Tempels (der Juno) in Verwahrung gelegt hat, ſind die ſibylliniſchen genennt worden; und wenn man hernach die Götter in einer das gemeine Weſen betreffenden Sache hat um Rath fragen wollen, haben die Quindecimvirs dieſelben als ein Orakel darüber nachſehen müſſen *).

*) Es hat verſchiedene Weibsperſonen an verſchiedenen Orten, und zu verſchiedenen Zeiten gegeben, die den Nahmen der Sibyllen d. i. Prophetinnen geführet haben. Uiber ihre Anzahl iſt man nicht einig. Die Cumäiſche in Italien war beſonders berühmt. Bisweilen gab ſie mündlich Orakel, bisweilen ſchrieb ſie auch ihre Antworten auf Blätter von Bäumen, die um ihre Höhle gepflanzt waren; dieſe mußte man geſchwinde in die Ordnung, worin ſie ſich befanden, aufnehmen, denn wenn der Wind oder ein anderer Zufall ſie zerſtreuet und in Unordnung gebracht hatte, ſo war kein Menſch mehr im Stande ein Wort heraus zu bringen. Die erſten ſibylliniſchen Bücher ſind mit dem Capitol zugleich verbrannt, und die nachherige Sammlung hat lange nicht mehr das Anſehen gehabt, worin ſonſt die Ausſprüche der Sibyllen, die in den erſtern Büchern enthalten waren, bey den Römern ſtunden.

Fünfzehntes Kapitel.

(L. I. c. 23.)

Die Geſchichte des Papirius Prätextatus.

Die Geſchichte des Papirius Prätextatus findet ſich in einer Rede des M. Cato, die er an die Soldaten gegen den Galba*) gehalten; ſie iſt daſelbſt mit vieler Anmuth und Zierlichkeit vorgetragen worden, und ich würde ſie ſehr gerne mit den eigenen Worten dieſes Schriftſtellers dieſem meinem Werke einverleiben, wenn ich das Buch nur jetzt, da ich ſolche anführen will, gleich bey der Hand hätte. Wenn es alſo dem Leſer nicht um die Schönheit der Worte, ſondern nur um die Sache ſelbſt zu thun iſt, ſo will ich den Inhalt dieſer Geſchichte hier herſetzen, welche folgende iſt:

In alten Zeiten war der Gebrauch zu Rom, daß die Senatoren, wenn ſie aufs Rathhaus gingen, ihre noch minderjährige Söhne mit ſich dahin nahmen. Man hatte einsmahls über eine wichtige Sache ſich berathſchlaget, und da die Entſcheidung derſelben bis auf den folgenden Tag mußte verſchoben werden, war man unter ſich einig geworden, daß keiner von ihnen vor genommenem Entſchluß in dieſer Sache das Geringſte davon ſollte kund werden laſſen. Als der junge Papirius, der mit ſeinem Vater auch auf dem

*) Der Prätor Sergius Galba hatte die Luſitanier wider ſein gegebenes Wort hinrichten laſſen. Der Zunftmeiſter des Volks L. Libo trug daher auf ein Geſetz ihn zu beſtrafen an, welches Cato mit aller ſeiner Beredtſamkeit unterſtützte.

Rathhauſe geweſen war, nach Hauſe kommt, erkundiget ſich ſeine Mutter bey ihm, was für eine Sache im Rathe wäre verhandelt worden; der Knabe antwortet, es wäre ihnen allen ein Stillſchweigen auferlegt worden, man dürfe alſo nichts davon nachſagen. Die Mutter wird dadurch noch begieriger zu wiſſen, was vorgegangen ſey, das aus der Sache gemachte Geheimniß und das auferlegte Stillſchweigen machen ihre Neugierde deſto reger, ſie frägt daher noch dringender und inſtändiger. Der junge Papirius, wie er ſieht, daß ſeine Mutter unaufhörlich in ihn dringt, nimmt er endlich zu einer feinen und artigen Lüge ſeine Zuflucht, er ſagt, es wäre im Senat die Frage abgehandelt worden, ob es dem gemeinen Weſen zuträglicher ſey, daß ein Mann zwo Frauen, oder daß eine Frau zween Männer hätte. Als die Mutter dieß hört, wird ſie ſtumm vor Schrecken, ſie geht zitternd aus dem Hauſe, und meldet den andern Frauen, was ſie gehöret hatte. Den folgenden Tag kommen dieſelben haufenweis nach dem Ort der Rathsverſammlung, und bitten unter vielen Thränen, daß, wenn man eines von beyden verordnen wolle, es doch lieber einer Frau erlaubt ſeyn mögte, zween Männer zu nehmen, als daß es einem Manne erlaubt ſeyn ſolle, zwo Frauen zu haben. Die Senatoren, wie ſie aufs Rathhaus kommen, gerathen in Verwunderung, und wiſſen nicht, was der Lärm und das Bitten der Weiber zu bedeuten habe. Hierauf tritt der junge Papirius unter ihnen hervor, und erzählt den ganzen Verlauf der Sache, was ſeine Mutter zu wiſſen verlangt, und was er ihr geſagt habe. Der Senat lobte zwar die bewieſene Klugheit und Treue des Knaben, und machte ihm darüber ein

artiges Compliment; er verordnete aber zugleich, daß künftig keiner der Knaben mehr, dieſen einzigen Papirius ausgenommen, mit ſeinem Vater aufs Rathhaus kommen ſolle, und der junge Papirius bekam wegen dieſer ſeiner in noch unmündigen Jahren ſchon bewieſenen Klugheit im Reden und Schweigen Ehrenhalber den Beynahmen Prätextatus *).

Sechzehntes Kapitel.

(B. I. c. 24.)

Grabſchriften drey berühmter Dichter, die ſie ſich ſelbſt verfertiget haben.

Die Aufſchriften, welche drey berühmte Dichter, Cn. Nävius, M. Plautus und M. Pacuvius, ſelbſt verfertiget haben, daß ſie nach ihrem Tode ihr Grab zieren ſollten, ſind ſo berühmt und ſo artig, daß ich ſie in dieſen Commentarien aufzubehalten für würdig gehalten habe.

Die Grabſchrift des Nävius **) ſchmeckt nach

*) Die Kinder der Vornehmen zu Rom trugen einen langen Rock, der an den Säumen mit Purpur verbrämet war und daher *praetexta* hieß. Die Knaben trugen ſolchen bis ins 17te Jahr, da ſie denn den ſchlichten männlichen Rock anzogen, der *pura* und *libera* hieß.

**) Nävius, ein lateiniſcher Dichter, diente erſt im Kriege, hernach widmete er ſich dem Theater. Seine ſatyriſche Laune mißfiel dem Scipio Africanus und dem Metellus ſo ſehr, daß er ſich dadurch erſt die Gefängnißſtrafe, und hernach gar die Verbannung aus Rom zuzog. Er begab ſich alſo nach Utica, wo er auch

Campaniſchem Stolz *), und das darin enthaltene Zeugniß würde Beyfall verdienen, wenn nur nicht die Eigenliebe des Urhebers ſelbſt ſolches eingegeben hätte. Sie iſt folgenden Inhalts: „Dürfte es nicht zu „verwegen ſeyn von Unſterblichen Sterbliche beweinen „zu laſſen: ſo würden die Muſen gewiß die Aſche des „Dichters Nävius mit ihren Thränen benetzen. Nach„dem die Unterwelt mit ſeinem Schatten iſt bereichert „worden, hat man zu Rom verlernet lateiniſch zu ſpre„chen **).“

Was die Grabſchrift des Plautus †) betrifft, ſo würde man, wenn Varro in ſeinem erſten Buche von den Dichtern ihm ſolche nicht zugeeignet hätte, kaum glauben, daß ſie von ihm ſelbſt herrühre. Dem Inhalt nach lautet ſie ſo: „Seitdem Plautus todt iſt, „trauret die Comödie; der Schauplatz iſt leer; La„chen, Spiel und Scherz, und alles, was dahin in

geſtorben iſt. Man hat nur noch Fragmente von ſeinen Werken, unter denen ſeine Hiſtorie des erſten puniſchen Krieges, dem er ſelbſt beygewohnet, das Vornehmſte geweſen iſt.

*) Die Einwohner Campaniens waren ſo wohl ihres Luxus, als ihres Hochmuths wegen zu Rom ſehr berüchtiget.

**) Im Lateiniſchen lautet die Grabſchrift ſelbſt ſo:
Mortalis immortalis flere si foret fas:
Flerent divae Camoenae Naevium poetam.
Itaque postquam est Orcino traditus thesauro;
Oblitei sunt Romae loquier Latina lingua.

†) Plautus, aus Sarſina in Umbrien, erwarb ſich zu Rom im Comiſchen einen großen Ruhm. Man hat noch 20 Comödien von ihm übrig. Nur Schade, daß ſie bisweilen zu ſehr ins Niedrige fallen.

„Reimen und ohne Reime gehört, ſind in Thränen „voller Trauer *).“

Die Grabſchrift des Pacuvius **) zeugt von ſeiner ganz unverfälſchten Beſcheidenheit, und iſt ſeiner mit der größten Anmuth verknüpften Ernſthaftigkeit vollkommen würdig. Sie iſt folgende:

„Dieſer Grabſtein, Jüngling, ruft dir zu, ſo „eilig du auch ſeyn magſt, ſtille zu ſtehen, ihn anzu„ſehen und ſeine Inſchrift zu leſen: Hier ruhen die „Gebeine des Dichters Marcus Pacuvius. Das war „es alles, was ich dir zu ſagen hatte. Lebe wohl †).

Siebzehntes Kapitel.

(L. I. c. 26.)

Ob, und wie ein Weiſer zürnet?

Taurus ††) pflegte ſeinen Schülern nach geendig=

*) Im Original heißt die Grabſchrift ſo:
Postquam morte datu'st Plautus, comoedia luget;
Scena est deserta. dein Risus, Ludu', Iocusque,
Et numeri innumeri simul omnes collacrumarunt.

**) Pacuvius, ein Schweſter Sohn des Ennius, war von Brunduſium. Er hat ſich beſonders in der Tragödie hervorgethan, und brachte ſein Alter bis gegen 90 Jahre. Es ſind bloß nur einige Uiberbleibſel von ſeinen Stücken vorhanden.

†) Dieſe Grabſchrift des Pacuvius lautet im Original ſo:
Adolescens, tamen etsi properas, hoc te saxum rogat,
Utei ad se adspicias: deinde quod scriptu'st legas.
Hic sunt poetae Pacuviei Marcei sita
Ossa. hoc volebam nescius ne esses. Vale.

††) Von dieſem Weltweiſen ſehe man oben Kap. 7. die Anmerkung.

ten Lectionen die Freyheit zu laſſen, zu fragen worüber ſie wollten. Ich warf alſo in der Schule einmahl die Frage auf, ob ein Weiſer ſich auch erzürne? Taurus handelte hierauf ſehr weitläuftig und gründlich von dem Affect des Zorns als einer Krankheit der Seele, und führte dasjenige an, was hiervon ſo wohl in den Schriften der Alten, als ſeinen eigenen Commentarien *) vorkommt. Nachdem er dieſe Abhandlung geendiget hatte, wendete er ſich an mich den Fragenden, und ſagte, das ſind nun meine Gedanken vom Zorne; aber es wird doch auch nicht undienlich ſeyn zu vernehmen, was unſer Plutarch **), ein ſo weiſer, als gelehrter Mann davon gedacht hat. Dieſer Mann, ſagte er, hatte einen böſen und widerſpenſtigen Sklaven, dem aber durch die Lectüre und gelehrten Umgang der Kopf ziemlich war aufgeräumt worden. Er hatte einmahl, ich weiß nicht was verbrochen, weßwegen ihm ſein Herr auf der bloßen Haut Hiebe mit der Peitſche geben ließ. Anfänglich ſträubte ſich der Sklave dagegen und ſchrie, er habe nichts verbrochen, womit er dieſe Strafe verdient hätte; endlich aber ließ er unter den Streichen, die er bekam, mit Heulen und Klagen nach, und fing nun in einem ernſthaften Ton an ſeinem Herrn mit folgenden Worten Vorwürfe zu machen: Plutarch, ſagt er, wäre mir wohl der rechte Philoſoph, wie es ſich zu ſeyn gebühre, da es doch einem Philoſophen unanſtändig ſey, ſich zu erzürnen; er, der ſo

*) Vielleicht ſind hierunter die Commentarien, welche, wie gedacht, Taurus über den Gorgias des Plato geſchrieben, zu verſtehen.

**) Denn Taurus iſt ein Schüler des Plutarchs geweſen.

oft in ſeiner Schule gegen den Zorn declamirt, der ſogar ein ſchönes Buch davon geſchrieben habe, daß man ſich nicht vom Zorne müſſe hinreißen laſſen, käme jetzt ſeinen eigenen Lehren recht ſchön nach, da er ihn in einem Anfall vom Zorne jetzt prügeln ließe. Plutarch verſetzte darauf ganz gelaſſen: Woraus ſchließeſt du das, daß ich mich jetzt, indem ich dir Schläge geben laſſe, erzürne? Geben meine Mienen, meine Stimme, meine Geſichtsfarbe, oder auch nur das mindeſte Wort zu erkennen, daß ich in Zorn gerathen ſey? Ich denke doch, die Augen gehen mir nicht wild im Kopfe herum, das Geſicht iſt mir nicht verſtellt, ich mache kein fürchterliches Geſchrey, der Schaum tritt mir nicht vor den Mund, oder eine feurige Röthe ins Geſicht, ich laſſe keine Sylbe fallen, der ich mich zu ſchämen, oder die ich zu bereuen Urſache hätte, ich zittre nicht, ich ſtelle mich nicht für Zorn ungebärdig. Das alles ſind doch ſonſt, wenn du es etwa noch nicht weißt, gewiſſe Kennzeichen, daß einer in Zorn gerathen ſey. Indem er dieß ſagte wendete er ſich zugleich zum Zuchtmeiſter und ſagte: Unterdeſſen, daß dieſer und ich mit einander diſputiren, fahre du fort zu thun, was dir befohlen iſt.

Die Meinung aber, die Taurus von dieſer Sache vorgetragen hatte, lief überhaupt darauf hinaus, daß es nicht einerley ſey, ohne Zorn, und ganz fühllos und unempfindlich zu ſeyn, und das zwiſchen einem Gemüth, das vom Zorn nicht aufgebracht iſt, und einem ſtumpfen und fühlloſen ein weſentlicher Unterſchied ſey; denn, ſagte er, wie bey allen andern Affecten, ſo geht es auch bey dem Zorn, deſſen Grund die Rachbegierde iſt; nicht die gänzliche Ermangelung

eines Affects iſt nützlich, ſondern nur die Mäßigung desſelben.

Achtzehntes Kapitel.

(L. II. c. 1.)

Wie Sokrates ſich in der Geduld geübt hat, und von ſeiner Mäßigkeit.

Unter die verſchiedenen Uibungen des Körpers, wodurch man denſelben, gegen alle ihn aufſtoßende Zufälle abzuhärten ſuchet, gehöret auch die beſondere Art, wie Sokrates denſelben allerley Ungemach zu ertragen gewöhnt hat. Man erzählt nähmlich von ihm, daß er die Gewohnheit gehabt habe, ſich einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, das iſt vier und zwanzig Stunden lang, in einer und eben derſelben Stellung des Körpers ganz unbeweglich zu halten, daß er dabey ſein Angeſicht und ſeine Augen unverrückt und voller Nachdenken auf einen Punct, als ein Menſch, der in Entzückung gerathen, gerichtet habe. Ja, ſagte Favorin, wenn er auf die Standhaftigkeit dieſes Mannes zu reden kam, und dieſe Sache berührte, Sokrates ſtund oftmahls von einem Morgen bis zum andern gerader und unbeweglicher als ein Baum.

Man ſagt auch, er habe ſtets eine ſo regelmäßige Diät beoachtet, daß er faſt ſein ganzes Leben daher in einer ununterbrochenen Geſundheit zugebracht. Selbſt zur Zeit jener Peſt *), welche im Anfange des Pelo-

*) Welche Thucydides (Lib. 3.) und der Dichter Lukrez (Lib. 6.) ſo ſchön beſchrieben haben.

ponneſiſchen Krieges den Athenienſchen Staat ſo ſchreck=lich verwüſtet, und ſo viele Menſchen ohne Unter=ſchied hinraffte, hat er, wie man ſagt, durch ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit ſich vor dem Anſtecken dieſer Seuche verwahrt, und einer ſteten Geſundheit genoſſen.

Neunzehntes Kapitel.

(L. II. c. 2.)

In welchem Falle die äußerliche Ehrerbiethung, welche Kinder ihren Aeltern ſonſt ſchuldig ſind, nachſtehen müſſe.

Nachdem Taurus ſeine Lectionen geendiget hatte, und ſich mit uns, wie wir bey ihm waren, vor der Thür ſeines Zimmers, wo er ſaß, noch einige Zeit unterhielt, trat ein angeſehener Mann, nähmlich der Gouverneur der Inſel Creta und mit ihm zugleich ſein Vater herein, um bey dem Taurus einen Beſuch ab=zuſtatten und mit ihm bekannt zu werden. Taurus ſtund, als er ſie anſichtig wurde, gegen ſie auf, und nach gewechſelten Complimenten ſetzte er ſich wieder; man brachte einen Stuhl, der eben bey der Hand war, und inzwiſchen, daß man nach einem andern Stuhl ſich umſieht, bittet Taurus den Vater des Gouverneurs, daß er ſich niederlaſſen mögte. Nein, ſagte derſelbe, nicht mir, ſondern dieſer obrigkeitli=chen Perſon des römiſchen Volks kommt es zu, ſich am erſten zu ſetzen. Ey nun, antwortete Taurus, dieſer Würde unbeſchadet, ſetze du dich nur ſo lange nieder, bis wir inzwiſchen unterſucht haben, ob es

dir als Vater, oder deinem Sohne als einer obrigkeitlichen Perſon am erſten gebühre ſich zu ſetzen. Nachdem ſich alſo der Vater niedergelaſſen hatte, und dem Sohn auch ein Stuhl war geſetzt worden, nahm Taurus von dieſer Begebenheit Anlaß, von dem, was Würde und Pflicht erfordern, aufs ſcharfſinnigſte zu reden, deſſen Inhalt folgender war:

„Wenn ein Sohn, ſagte er, in öffentlicher Verſammlung erſcheint, und in der Ausübung ſeiner ihm aufgetragenen Pflichten und obrigkeitlichen Aemter begriffen iſt, ſo muß das väterliche Anſehn für dieſen Augenblick ruhen und jenem weichen; außer jener Zeit aber der öffentlichen Verwaltung eines Amts und im Privatleben, wenn man zu Hauſe ſich mit einander befindet, da hören beym Sitzen, beym Gehen, bey Tiſche u. ſ. w. alle die Vorzüge, die einem Sohne, der ein öffentliches Amt begleitet, für dem Vater, der nur eine Privatperſon iſt, ſonſt zukommen, auf, und die dem Vater zukommende natürliche Rechte treten alsdann wieder ein. Der Beſuch alſo, womit ihr mich beehret, unſer Geſpräch, das wir jetzt mit einander von den Pflichten führen, gehören ohne Zweifel bloß zu den Handlungen des Privatlebens. Genieße du demnach als Vater auch bey mir der vorzüglichen Ehre, die dir in deinem eigenen Hauſe als dem erſten dort ebenfalls zukommt.“

So und mit mehrern redete Taurus hievon eben ſo angenehm als gründlich. Und bey dieſer Gelegenheit halte ich es nicht unſchicklich zu ſeyn, hier dasjenige anzuführen, was ich in Rückſicht dieſer Materie bey dem Claudius Quadrigarius im ſechſten Buche ſeiner Annalen geleſen habe: „Hernach, ſagt er, wurden Sempronius Gracchus, dieſer zum zweyten

Mahl, und Q. Fabius Maximus, ein Sohn desjenigen, der das vorige Jahr mit dieſer Würde begleitet geweſen, Conſuls zu Rom. Der Vater dieſes letztern begegnete einmahl zu Pferde ſitzend ſeinem Sohne, dem wirklichen Conſul, und hielt es als Vater (wenigſtens ſtellte er ſich ſo) nicht für nöthig vom Pferde herunter zu ſteigen. Die Lictoren oder Rathsdiener *), welche wohl wußten, daß Vater und Sohn in der größten Harmonie mit einander lebten, unterſtunden ſich daher auch nicht den Vater an die Pflicht des Heruntersteigens, die dem Conſul Ehrenhalber gebührte, zu erinnern; allein Fabius der Conſul ließ, als ſein Vater ſich ihm näherte, ihm andeuten abzuſteigen, und der Lictor, der dem Conſul aufwartete, ſäumte nicht dem Proconſul Maximus dieſen Befehl des Herabſteigens vom Pferde zu überbringen. Fabius der Vater gehorcht ungeſäumt, und lobt ſeinen Sohn, daß er die Würde ſeines Amts, und die Majeſtät des Volks, die er in ſeiner Perſon vorſtelle, ſo wacker zu behaupten wiſſe.

Zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 7.)

Wie ferne Kinder ihren Aeltern zu gehorchen ſchuldig ſind.

Man hat ſehr oft in den Schulen der Weltweiſen die Frage aufgeworfen, ob man allezeit und in allen Stücken den Befehlen der Aeltern zu gehorchen

*) Von welchen nachher ein beſonders Kapitel vorkommen wird.

ſchuldig ſey? So wohl die griechiſchen als lateiniſchen Schriftſteller, welche von den Pflichten gehandelt, haben drey der vornehmſten Meinungen von dieſer Sache angeführt, und ſolche einer ſcharfſichtigen Unterſuchung unterworfen. Die erſte dieſer Meinungen behauptet, daß man ſeinen Aeltern einen uneingeſchränkten Gehorſam zu leiſten ſchuldig ſey; die zweyte läßt einen Unterſchied zu, daß man in einigen Stücken gehorchen, in andern aber nicht gehorchen müſſe; und die dritte endlich hält den Gehorſam für ganz unnöthig. Dieſe letztere Meinung verdient, weil ſie dem erſten Anſchein nach gar zu anſtößig iſt, am erſten unſere Beleuchtung. Die derſelben zugethan ſind, ſagen, der Befehl eines Vaters iſt entweder gerecht, oder ungerecht; iſt er gerecht, ſo muß man nicht, um dem Befehl nachzukommen, ſondern darum, weil das Anbefohlne an und für ſich recht iſt, ſolches thun; iſt der Befehl aber ungerecht, ſo verſteht es ſich ſchon von ſelbſt, daß man nichts thun müſſe, was an ſich unrecht iſt. Daraus machen ſie alſo den Schluß, daß man dem Befehle eines Vaters niemahls nachzukommen brauche. Allein dieſe Meinung findet eben keine Anhänger, weil ſie, wie wir bald ſehen werden, auf einer bloßen Sophiſterey beruhet. Aber auch die erſtere Meinung, daß man dem Vater einen uneingeſchränkten Gehorſam zu leiſten ſchuldig ſey, ſcheint nicht richtig zu ſeyn; denn wie? wenn der Vater nun einen Muttermord, eine Verrätherey, oder ſonſt dergleichen gottloſe und ſchändliche Dinge beföhle? Die mittelſte Meinung wird alſo wohl die beßte und ſicherſte ſeyn, daß man nähmlich in einigen Stücken zu gehorchen, in andern aber nicht zu gehorchen ſchuldig ſey; jedoch

dieß

dieß letztere mit der Einſchränkung, daß man in dem Fall, da man nicht gehorchen darf, dabey nicht ſeinen Unwillen und Abſcheu gegen einen ſolchen Befehl mit bittern Worten und harten Vorwürfen zu erkennen gebe; ſondern auch dann noch in den Schranken der Ehrerbiethigkeit und Mäßigung bleibe, und einen ſolchen Befehl mehr mit Sanftmuth und klüglich auszuweichen, als ſich demſelben auf eine grobe und unſchickliche Weiſe zu widerſetzen ſuche.

Was nun obigen Schluß betrifft, nach welchem ein Sohn niemahls nöthig hat ſeinem Vater zu gehorchen, ſo iſt derſelbe mangelhaft, und läßt ſich auf folgende Art widerlegen: Alles, was unter den Menſchen vorgeht, iſt entweder anſtändig und recht, oder unanſtändig und unrecht. Was an ſich und ſeiner Natur nach recht und anſtändig iſt, z. B. Treu und Glauben halten, ſein Vaterland vertheidigen, ſeinen Freunden zugethan ſeyn, das muß man thun, es mag ein Befehl des Vaters dazu vorhanden ſeyn, oder nicht. Was aber dieſen entgegen und an ſich ungerecht, unbillig und unanſtändig iſt, das darf man nicht thun, wenn es auch befohlen würde. Es gibt aber auch einige Dinge, welche die Griechen gleichgiltige (ἀδιάφορα) und Mitteldinge (μέσα) nennen, z. B. ein Soldat werden, den Acker bauen, Ehrenſtellen annehmen, einen Advokaten abgeben, ein Weib nehmen, Hin- oder Herreiſen, dieſe und dergleichen Dinge, weil ſie an und für ſich weder Ehre noch Schande in ſich faſſen, ſondern nur nach den Umſtänden und nach der Art, wie ſie geſchehen und verrichtet werden, erſt Lob oder Tadel bringen, muß man überhaupt dieſerwegen auch als ſolche anſehen, darin man einem Vater Gehorſam zu leiſten ſchuldig

ſey. Z. B. wenn er von ſeinem Sohne verlangt, daß er eine Frau nehmen, oder einen angeklagten vor Gericht vertheidigen ſoll; denn da beydes an und für ſich weder zur Ehre noch zur Schande gereicht, ſo muß ein Sohn darin auch billig ſeinem Vater gehorchen. Setzte man aber den Fall, daß der Vater von ihm verlangte, eine offenbar unzüchtige und übel berüchtigte Perſon zu heirathen, oder daß er einen Catilina, einen Tubulus, oder Clodius *) vertheidigen ſolle; ſo würde er nicht zu gehorchen ſchuldig ſeyn, weil dieſe Dinge alsdenn bey ihrer offenbaren Schändlichkeit aufhören bloß gleichgiltige zu ſeyn.

Der Schluß alſo: Alles, was ein Vater befiehlt, iſt entweder recht oder unrecht, iſt nicht vollkommen, ſondern mangelhaft, denn es gibt ja noch ein drittes, etwas, das an ſich weder das eine noch das andere iſt; nimmt man denn dieß noch hinzu, ſo kann der Schluß nicht mehr richtig ſo lauten, man brauche alſo ſeinem Vater niemahls zu gehorchen.

*) Alle drey ſehr arge Böſewichter unter den Römern. Des Catilina gottloſer und vom Cicero hintertriebener Anſchlag, die Stadt Rom in Brand zu ſtecken, iſt bekannt genug. Tubulus, ein geweſener Prätor, der ſo ausſchweifend ungerecht geweſen, daß ſein Nahme mit dem des Laſters ſelbſt zu Rom faſt einerley galt. Clodius ein höchſtliederlicher Menſch und Schänder des Gottesdienſtes, welcher der Göttin Bona zu Rom von dem Frauenzimmer geleiſtet wurde. Cicero, der ſeine Schandthaten entdecket, bekam deßwegen an ihm, als er Zunftmeiſter geworden, einen ſo heftigen Feind, daß er darüber aus Rom entweichen mußte; aber Cicero kam bald mit Ehren wieder zurück, und hat nicht unterlaſſen, dieſen Nichtswürdigen, der endlich von dem Milo umgebracht worden, in ſeinen Schriften an ſehr vielen Stellen mit den ſchwärzeſten Farben abzuſchildern.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 11.)

Vom Siccius Dentatus, einem beſonders tapfern Kriegesheld.

Die alten Jahrbücher erzählen von dem L. Siccius Dentatus, welcher unter der Regierung der beyden Conſuln, des Sp. Tarpejus und des A. Haterius, Zunftmeiſter des Volks war, daß er ein überaus tapferer Kriegsheld geweſen ſey, und daß man ihn wegen dieſer ſeiner Tapferkeit, die ihm ſo ſehr zum Ruhme gereicht, den Römiſchen Achilles *) genennt habe. Er hat, wie die Nachrichten von ihm lauten, hundert und zwanzig Schlachten beygewohnet, und fünf und vierzig Wunden, die ihm alle rühmlich geweſen, an ſeinem Leibe gehabt. Er ſoll mit acht goldenen Kronen, einer Belagerungs- drey Mauer- und vierzehn Bürgerkronen **), ferner mit drey und achtzig goldenen Halsketten, mit mehr als hundert und ſechzig Armbändern, achtzehn Ehrenſpießen ***) und fünf und zwanzig koſtbaren Pferdezierrathen (phaleris) beſchenkt worden ſeyn. Es war ihm auch ein ſehr anſehnlicher Theil der Beute, die man dem Feinde abgenommen, zuerkannt, und dieß mei-

*) Achilles der bekannte griechiſche Held, welcher durch die unſterbliche Iliade des Homers ſo berühmt geworden.

**) Von dieſen verſchiedenen Kronen oder Kränzen wird (L. V. c. 6.) ein beſonders Kapitel vorkommen.

***) Ein ſolcher Spieß, als ein Ehrenzeichen, war von bloßem Holz, ohne Eiſen.

ſtentheils um ſeine Tapferkeit, die er in beſondern Zweykämpfen gegen den Feind bewieſen, zu belohnen; nicht weniger hat er neunmahl die Triumphe der Feldherrn, unter welchen er gedienet, mit ſeiner Gegenwart gezieret.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 12.)

Von einem ſonderbaren Geſetze des Solon.

Unter den alten Geſetzen des Solons*), welche die Athenienſer in Holz eingraben lieſſen, und die von ihnen durch einen Eid, unter Strafe, die auf die Vernachläſſigung derſelben geſetzt war, bekräfti-

*) Solon, dieſer berühmte Weiſe zu Athen, nimmt mit Recht eine Stelle unter den 7 Weiſen Griechenlands ein. Ihm wurde wegen ſeines großen Verſtandes die Stelle eines Archons zu Athen aufgetragen. Er machte darauf, nach Abſchaffung der Geſetze des Drako, die allzu ſtrenge waren, gelindere und der Billigkeit gemäßere Geſetze, unter welchen ſich aber keines gegen den Vater- oder Muttermord befand, weil Solon ein ſolches Verbrechen für ſo unnatürlich hielt, daß es faſt unmöglich wäre. Nach ſeiner Entweichung von Athen, um der Tiranney des Piſiſtratus willen, kam er zum König Cröſus in Lydien, wo er demſelben auf ſeine Frage, ob er ihn nicht für glücklich hielt, die denkwürdige Antwort gab: daß niemand vor ſeinem Ende glücklich zu preiſen ſey. Er ſtarb im 80ſten Jahre ſeines Alters, 559 Jahre vor Ch. Geb.

get wurden *), in der Abſicht, damit ſolche ewig dauren mögten, bemerkt Ariſtoteles eines, deſſen Inhalt folgender war: „Sollte es ſich zutragen, daß Zwietracht und Uneinigkeit unter den Bürgern entſtünde, und ſie ſich in zwo Factionen theilten, dabey in ihrer Wuth von beyden Seiten ſo weit gingen, daß ſie zu den Waffen gegen einander griffen und handgemein würden; wenn alsdann in dieſer allgemeinen Gährung der Gemüther ein Bürger zu Athen ſich nicht zu einer von beyden Parteyen ſchlägt, und gar keinen Antheil an dieſen bürgerlichen Unruhen nehmen will; ſo ſoll er von Haus und Hof verjagt, und aus dem Vaterlande völlig verbannet ſeyn.“

Als wir dieſes Geſetz des ſonſt ſo höchſtweiſen Solons geleſen hatten, geriethen wir gleich über eine ſolche Anordnung in große Verwunderung, und konnten es nicht begreifen, was dieſen weiſen Mann müßte bewogen haben, Bürger, die ſich nicht zu den Aufrührern geſellen und an innerlichen Zwiſtigkeiten

*) Solon verband den Senat, und hernach einen jeden der Archonten mit einem Eide, über die von ihm geſtellten Geſetze zu halten, mit beygefügter Strafe, daß ein jeder von ihnen, der dawider handeln würde, eine ihm ſelbſt am Gewicht gleich ſchwere Statüe von Gold dem Apollo zu Delphen ſetzen ſolle. Er nöthigte auch überhaupt das Volk zu Athen, die Beobachtung ſeiner Geſetze auf hundert Jahre zu beſchwören. Daher ſich auch Piſiſtratus ſelbſt nicht erkühnte ſolche abzuſchaffen. Und obgleich ſolches nachher von den 30 Tyrannen geſchah, ſo wurden ſie doch gleich nach Vertreibung derſelben wieder eingeführt. Der atheniensiſche Staat blühte auch immer, ſo lange dieſe Geſetze galten.

keinen Antheil nehmen wollen, einer ſolchen Strafe zu unterwerfen. Aber einer unter uns, der dieſem Geſetze des Solons tief auf den Grund geſehen und deſſen Sinn genau erforſcht hatte, bewies uns, daß die Abſicht desſelben dahin gegangen ſey, dadurch allen Aufruhr zu unterdrücken und zu endigen, keinesweges aber ſolchem Vorſchub zu thun. Die Sache verhielt ſich damit ſo: Wenn wohlgeſinnte und tugendhafte Bürger, nachdem ſie bey dem Anfange einer innerlichen Unruhe alle Mühe angewandt, die getheilten und gegen einander aufgebrachten Gemüther des Volks zu beſänftigen, damit nichts ausrichten können: ſo ſey es am beßten, daß ſie ſich ſelbſt zu einer der beyden Parteyen ſchlügen; denn nachdem ſie nunmehr ſelbſt Theilnehmer einer oder der andern Partey geworden ſind, befinden ſie ſich vielleicht im Stande, daß ſie als Perſonen vom Gewicht und Anſehen durch ihr ſanftes Zureden die Gemüther ihrer Partey beſänftigen, Friede ſtiften, und auch der Gegenpartey durch ihre auf ihr eigenes Beßte zielende Vorſtellungen andere Geſinnungen beybringen können.

Favorin wünſchte, daß dieſes Athenienſiſche Geſetz auch das Geſetz der Privat-Geſellſchaften und der häuslichen Regierung werden mögte. Entſtünde eine Uneinigkeit zwiſchen Bluts- oder andern Freunden, und diejenigen Perſonen, welche ſowohl bey der einen als der andern Partey in Liebe und Achtung ſtünden, hätten durch ihre Vermittelung den Frieden nicht wieder herſtellen können; ſo mögten dieſe immer auch zu einer der beyden Parteyen treten, und ſich dadurch den Weg bahnen, deſto eher Friede und Einigkeit wieder zu ſtiften. Aber, ſagte er, heuti-

ges Tages denkt man leider daran nicht. Sieht man ſeine Freunde in Uneinigkeit, in Haber oder Prozeß mit einander gerathen, ſo meinet man es ſchon recht gut zu machen, wenn man dabey gleichgiltig bleibt, und ſich in ihre Streitigkeiten gar nicht miſchet; auf ſolche Art überläßt man ſie lieber niederträchtigen und habſüchtigen Advokaten, die das Feuer der Uneinigkeit noch mehr anfachen, weil ſie entweder Haß und Zank ſelbſt lieben, oder doch ihren Vortheil daraus ziehen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 15.)

Was für Ehrenbezeugungen bey den Römern dem Alter erzeugt worden.

Bey den alten Römern wurden weder denen vom Adel, noch reichen Leuten ſo viele Ehrenbezeugungen, als Perſonen, die ein hohes Alter erreicht hatten, erwieſen. Die Ehrerbiethung der jüngern Bürger gegen die ältern glich beynahe derjenigen, die man für die Götter, oder für ſeine eigene Aeltern hat. Allenthalben, und in Anſehung jeder Art der Ehrenbezeugung genoſſen die ältern einen Vorzug *). Ka=

*) Man ſahe es nach dem Juvenal (Sat. XIII. v. 54. 55.) in den erſten Zeiten des goldenen Zeitalters für ein des Todes würdiges Verbrechen an, wenn ein junger Menſch vor einem Alten aus Ehrerbietbung nicht aufſtund:

Credebant hoc grande nefas, et morte piandum,
Si juvenis vetulo non assurrexerat.

men ſie von einem Gaſtmahl, ſo wurden ſie, wie man aus den alten Nachrichten ſieht, von den jüngern nach Hauſe begleitet, welchen Gebrauch die Römer von den Lacedämoniern, bey denen nach des Lykurgs Geſetzen dem Alter die allergrößte Ehre gebührte, ſollen angenommen haben.

Nachdem man aber anfing einzuſehen, daß die Bevölkerung der Grund der Macht eines Staats ſey, und die Römer zu dieſem Zweck ſelbſt durch aufgeſetzte Preiße aufgemuntert wurden: ſo wurden diejenigen, welche Frau und Kinder hatten, in gewiſſen Stücken den Alten, die ohne Frau und Kinder waren, vorgezogen. Daher wurde nach dem ſiebenten Kapitel des Juliſchen Geſetzes *) das Recht, die Faſces **) am erſten vor ſich hertragen zu laſſen, nicht demjenigen von den beyden Conſuls, welcher der älteſte war; ſondern demjenigen von ihnen zuerkannt, der die meiſten Kinder entweder noch in ſeiner väterlichen Gewalt, oder ſolche im Kriege verloren hatte. Hatten ſie eine gleiche Anzahl Kinder, ſo wurde derjenige, der noch ein wirklicher Ehemann war, oder als ein ſolcher angeſehen werden konnte †), vorgezogen. Waren ſie aber alle

*) Dieſes Geſetz wurde vom Auguſt im J. der St. R. 736 gegeben.

**) Die Faſces waren, wie bekannt, Bündel Ruthen mit einem Beil, welche von 12 Lictoren vor den regierenden Conſuls, und zwar vor einem jeden derſelben wechſelsweiſe, einen Monath ums andere, zum Zeichen ihrer höchſten Würde, hergetragen wurden.

†) Z. B. ein Bräutigam, oder der das Recht eines Ehemanns (jus mariti) erlangt hatte.

beyde noch wirkliche Ehemänner und Väter von einer gleichen Anzahl Kinder, ſo fand alsdann jener erſte Vorzug des Alters wieder Statt, und der älteſte von ihnen genoß ſodann die Ehre, daß ihm die Faſces am erſten vorgetragen wurden.

Wie aber, wenn beyde unverheirathet waren, oder eine gleiche Anzahl Kinder hatten, oder wenn ſie beyde zwar verheirathet, aber keine Kinder hatten? In allen dieſen Fällen hat das Geſetz nichts beſtimmt. Ich habe aber doch gehört, daß diejenigen, denen nach dem Geſetz der Vorzug zukommt, die Faſces den erſten Monath vor ſich hertragen zu laſſen, ſolche Ehre ihrem Collegen, der entweder älter an Jahren, oder von edlerer Abkunft war, oder das Conſulat zum zweyten Mahl antrat, einzuräumen pflegten.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 18.)

Von einigen Philoſophen, die ſich vorher im Sklavenſtande befunden haben.

Phädon, aus Eläa gebürtig, ein Schüler des Sokrates, genoß des vertrauten Umganges ſowohl ſeines Lehrers, als des Plato, welcher ſo gar ſeinem göttlichen Buche von der Unſterblichkeit der Seele ſeinen Nahmen vorſetzte. Dieſer Phädon war ein gebohrner Sklave von ſchöner Geſtalt, der aber auch eben ſo ſchöne natürliche Gemüthsgaben beſaß, und er wurde, wie einige Schriftſteller berichten, in ſeinem Knabenſtande von ſeinem niederträchtigen Herrn

gezwungen, ſich zu einem ſchändlichen Erwerb miß-
brauchen zu laſſen. Es wird ferner erzählt, daß
Sokrates den Cebes *), einem ſeiner Schüler
überredet habe, ihn zu kaufen, und in der Philoſo-
phie zu unterrichten. Er wurde hernach auch ſelbſt
ein berühmter Philoſoph, und ſchrieb ſehr ſchöne und
vortreffliche Abhandlungen über den Sokrates.

Es hat aber noch viel mehrere Sklaven gege-
geben, die hernach ſehr berühmte Weltweiſen gewor-
den ſind. Zu ſolchen gehöret Menippus **), deſ-
ſen Bücher Varro in ſeinen Satyren, welche von
einigen die cyniſchen, von ihm ſelbſt aber menippei-
ſche genennt werden, nachgeahmt hat. Auch des
berühmten Peripatetikers Theophraſts Knecht Pom-
pylius, des Stoikers Zeno Knecht Perſäus, und
des Epikurs ſeiner, welcher Mys geheiſſen, ſind
nicht unberühmte Weltweiſen geworden. Selbſt der
Cyniker Diogenes hat einige Zeit in der Knechtſchaft
gelebt; er war zwar von freyen Aeltern gebohren,
aber er gerieth (durch Seeräuber) in die Knecht-
ſchaft, und als er öffentlich zu Kaufe gebothen wur-

*) Cebes war von Theben, ein Schüler des Sokrates,
und wie man glaubt, Verfaſſer des berühmten Ge-
mähldes vom menſchlichen Leben.

**) Menippus, ein cyniſcher Philoſoph, aus Phönicien,
war ein Sklave, und nachdem er ſich frey gekauft
hatte, wurde er zu Theben ein Bürger und Geld-
wechsler. Allein eben dadurch, daß er ſich mit Wu-
chern abgab, welches ſich für einen Philoſophen ſo
wenig ſchickte, zog er ſich ſo bittre Vorwürfe zu, daß
er ſich aus Verzweiflung ſelbſt erhenkte. Er hatte
13 Bücher Satyren geſchrieben, davon aber nichts
mehr übrig iſt.

de, frug ihn Xeniades von Corinth, der ihn zu kauſen Luſt hatte, was er verſtünde? Diogenes antwortete ihm: Ich verſtehe freye Menſchen zu regieren. Xeniades, der ſich über dieſe Antwort wunderte, kaufte ihn, ſchenkte ihm die Freyheit, und übergab ihm mit den Worten: hier haſt du alſo freye Menſchen, die du regieren magſt, ſeine Kinder, die Erziehung derſelben zu beſorgen.

Vom Epiktet, dieſem berühmten Weltweiſen, iſt es in noch allzu friſchem Andenken, daß er vorher ein Sklave geweſen, als daß ich nöthig hätte, dieſer Sache als einer, die ſchon in Vergeſſenheit gerathen, zu erwähnen. Man zeigt ein Paar Verſe, die dieſer Mann auf ſich ſelbſt ſoll verfertigt haben, und in welchen er auf eine verſteckte Weiſe zu erkennen gibt, daß es eine unrichtige Folge ſey, wenn man daraus, daß jemand mit mancherley Elend auf dieſer Welt kämpfen muß, ſchlieſſen will, daß ein ſolcher Menſch ein Gegenſtand des Haſſes der Götter ſey, daß dieſes vielmehr in gewiſſen geheimen und verborgenen Urſachen ſeinen Grund habe, die wenige der Sterblichen zu ergründen im Stande wären. Der Inhalt dieſer Verſe iſt folgender: „Ich Epiktet, gebohren in der Sklaverey, gebrechlich am Körper, von der bitterſten Armuth gedrückt, war dennoch bey den unſterblichen Göttern beliebt und angenehm *).“

*) Die Verſe lauten im Griechiſchen ſo:

Δῦλος Επίκτητος γενάμην, και σώματι πηρὸς,
Καὶ πενίην Ἶρος, καὶ φίλος ἀθανάτοις.

Einige aber halten dieſe Stelle im Gellius für untergeſchoben, weil in des Planudes Anthologie dieſe

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 24.)

Von der Sparſamkeit der Alten, und ihren darauf abzielenden Geſetzen.

In dem alten Rom waren nicht allein die häuslichen Sitten ſo beſchaffen, daß man ſich der Mäßigkeit bey den Mahlzeiten befliß; ſondern es war dieſe Tugend auch durch Geſetze und durch Strafen, die man auf die Übertretung derſelben geſetzt hatte, eingeſchärfet. Ich habe noch neulich in den Schriften des Capito Atejus *), die den Titel der Conjectaneen führen, eine alte Verordnung des Senats unter den beyden Conſuln C. Fannius und M. Valerius Maſſala **) geleſen, worin befohlen wird, daß die vornehmſten Einwohner der Stadt, welche nach einem alten Gebrauch ſich einander während den Megalenſiſchen Spielen †) zu Gaſte bathen, den Conſuln mit einem nach einer gewiſſen

Verſe nicht dem Epiktet, ſondern dem Leonidas, der viel älter iſt, zugeſchrieben werden, und in vielen Handſchriften ſolche fehlet.

*) Atejus, ein berühmter Rechtsgelehrter und Conſul in Rom zur Zeit des Kaiſers Auguſt. Er war der Urheber der ſabinianiſchen Secte unter den Juriſten.

**) Das war im J. d. Stadt Rom 583.

†) Dieſe Spiele wurden der großen Mutter der Götter der Cybele zu Ehren im April gehalten, an welchen die vornehmen Leute einander Geſchenke zuſchickten, und ſich einander zu Gaſte bathen.

Formel abgefaßten Eide verſprechen mußten, daß ſie bey einer jeden Mahlzeit nicht mehr als hundert und zwanzig As (nicht viel über einen Thaler) außer Gemüſe, Mehl und Wein wollten aufgehen laſſen; daß ſie dabey auch keinen fremden, ſondern einländiſchen Wein trinken, und an Silbergeſchirr nicht mehr, als hundert As ſchwer gebrauchen wollten.

Aber nachher erſchien das Fanniſche Geſetz *), welches erlaubte: in den Tagen der Römiſchen, Plebejiſchen, und Saturnaliſchen **) Spiele, wie auch noch an einigen andern feſtlichen Tagen, jeden Tag hundert As, und zehn Tage in jedem Monath dreyßig; alle übrige Tage aber zehn aufzuwenden. Der Dichter Lucilius ſpielt auf dieſes Geſetz an, wenn er ſagt: „Daß doch Fannius nicht mehr als hundert elende As zu verzehren erlaubt!" Fanni centussis misellos). — Einige Ausleger des Lucilius ſind

*) Das iſt im J. d. Stadt Rom 591, oder 592.

**) Die Römiſchen oder großen Spiele wurden vom 4ten bis 14ten September in dem Circus den großen Göttern d. i. dem Jupiter, der Juno und Minerva zu Ehren zum Heil des ganzen Volks feyerlich begangen. Die Plebejiſchen Spiele wurden den 16. October gehalten, zum Andenken entweder der wieder erlangten Freyheit nach Vertreibung der Könige, oder der Ausſöhnung des Volks mit dem Senat, nachdem es auf den Aventiniſchen Berg entwichen war. Die Saturnalien endlich wurden im Monath December dem Saturn zu Ehren und zum Andenken des goldenen Weltalters unter ſeiner Regierung gefeyert. Die ſieben Tage, da ſolche daureten, brachte man in Fröhlichkeit zu; ſolche genoſſen alsdann auch die Sklaven, und wurden ſogar von ihren Herren bey Tiſche bedient.

durch dieſe Stelle desſelben auf den Irrthum gerathen, daß durch das Fanniſche Geſetz ſey erlaubt worden, auf jeden Tag hundert As zu verzehren, da doch, wie wir vorhin geſehen haben, dieſe Summe ſich nur auf gewiſſe Feſttage, die in dem Geſetz auch ausdrücklich benennet werden, bezog, die andern Tage aber zum Theil auf dreyßig, zum Theil aber nur auf zehn As geſetzt ſind.

Dieſem folgte das Liciniſche Geſetz *). Es verſtattete eben ſo wie das Fanniſche hundert As bey der Tafel an gewiſſen Tagen aufzuwenden; das Doppelte dieſer Summe an Hochzeittagen, und dreyßig an den ordentlichen Tagen; und nachdem es beſtimmt hatte, wie viel Pfund geſalzen oder geräucherten Fleiſches jeden Tag dürfe verzehrt werden, überläßt es den Gebrauch der Früchte vom Acker, aus dem Weinberg, oder Obſtgarten der Willkür eines jeden. Der Dichter Lävius **), indem er dieſer Verordnung in ſeinen Liebesgedichten (Erotopaegniis) erwähnt, ſagt, man habe einen Bock, der zum Gaſtmahl beſtimmt geweſen, wieder zurück geſchickt, und daß nach der Verordnung des Liciniſchen Geſetzes die ganze Tafel nur aus Obſt und Früchten beſtanden habe. „Man führt," ſagt er, „das Liciniſche Geſetz ein, und dem Bock wird das Leben wieder ge=

*) Licinius Craſſus gelangte mit dem Cn. Lentulus zum Conſulat im J. d. St. Rom 666. Nach dem Macrobius ging noch das Didiſche Geſetz vorher, welches dem Fanniſchen nach 18 Jahren folgte.

**) Man weiß nicht eigentlich, zu welcher Zeit dieſer Dichter gelebt hat; vielleicht iſt Livius Andronicus gemeint.

ſchenkt *).“ Lucilius berührt dieſes Geſetz auch mit ein Paar Worten, wenn er ſagt: „Laſſet uns des Licinius Geſetz vermeiden **).

Als endlich die Länge der Zeit dieſe Verordnungen faſt ganz in Vergeſſenheit gebracht hatte, und die Pracht der Tafeln ſo hoch geſtiegen war, daß dadurch die größten Erbtheile und anſehnlichſten Einkünfte wie in einen Abgrund verſchlungen wurden, ſo ließ der Dictator Sulla ein ausdrückliches Verboth an das Volk ergehen, mehr als drey Seſterzien (etwa zween Groſchen) in einer Mahlzeit an den ordentlichen Tagen zu verzehren; und nur war es an den Calenden (den erſten Tag jedes Monaths), den Iden, den Nonen und in den öffentlichen Spiel- und Feyertagen erlaubt bis auf dreyßig (kaum ein Reichsthaler) den Aufwand ſteigen zu laſſen.

Man findet auch ein Geſetz des Aemilius †), in welchem nicht ſo ſehr auf die Summe des Aufwands bey einer Tafel, als vielmehr auf die Art der Speiſen und ihre Zurichtung geſehen wird.

Das Antiſche Geſetz ††) beſtimmte hernach au-

*) Lex Licinia introducitur:
Lux liquida hoedo redditur.

**) Legem vitemus Licini.

†) Aemilius Lepidus war mit dem Q. Lucatius Catulus Conſul, im J. d. St. R. 615.

††) Dieſes Geſetz wurde wenige Jahre gleich nach dem Aemiliſchen gegeben. Man erzählt, daß Antius, der Urheber dieſes Geſetzes, ſelbſt aus Furcht ſein eigenes Geſetz zu übertreten, niemahls hernach auſſer Hauſe geſpeiſt habe.

ßer den Unkoſten annoch, bey was für Perſonen die-ſenigen, welche obrigkeitliche Aemter begleiteten, oder begleiten würden, nur zu Gaſte gehen durften.

Zuletzt kam das Juliſche Geſetz unter dem Kai-ſer Auguſt auf, in welchem der Aufwand an jedem ordinairen Tage auf zwey hundert Seſterzien (etwas über 6 Thaler), an den Calenden, Iden, Nonen und Feſttagen auf dreyhundert (etwas über 9 Thaler), und auf die Hochzeittage und den nächſt folgenden Tag auf tauſend (d. i. etwas über 30 Thaler) feſt-geſetzt wurde.

Capito Atejus redet auch noch von einem Edict, ich erinnere mich nicht recht mehr, ob er es dem Auguſt, oder dem Tiber zuſchreibt, in welchem der Aufwand bey der Mahlzeit an feyerlichen Tagen von drey hun-dert bis auf zwey tauſend Seſterzien (d. i. 60 Thaler und etwas darüber) erhöhet iſt, um der ausſchwei-fenden Uippigkeit auf ſolche Weiſe wenigſtens einige Grenzen zu ſetzen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 28.)

Von der Urſache der Erdbeben.

Nicht nur dem gemeinen Mann iſt die Urſache, wo-her die Erdbeben entſtehen, unbekannt, ſondern auch ſelbſt die Naturkündiger ſind unter ſich nicht einig, ob ſie ſolche den in den Höhlen der Erde verſchloſſe-nen Winden, oder den unterirdiſchen brauſenden Wäſ-ſern, wie die Griechen zu glauben ſcheinen, indem ſie den Neptun den Erderſchütterer (ἐννοσίγαιον καὶ σεισίχ-

θονα

Θονα) nennen, zuſchreiben ſollen; oder ob nicht irgend eine verborgene Kraft einer oder der andern unbekannten Gottheit die Urſache derſelben ſey *). Die alten Römer, welche ſowohl in Feſtſtellung der Pflichten des menſchlichen Lebens überhaupt, als auch insbeſondere in Anordnung desjenigen, was den Dienſt der unſterblichen Götter betraf, ſehr genau und vorſichtig waren, haben dieſer Ungewißheit wegen, ſo bald man ein Erdbeben bemerkte, oder davon gehört hatte, Feſttage zu feyern befohlen, ohne wie ſonſt gewöhnlich war, den Nahmen einer Gottheit zu nennen, welcher zu Ehren dieſe Tage feyerlich ſollten begangen werden. Und damit man hierin keinen Irrthum begehen, oder dieſen Dienſt einer unrechten Gottheit erweiſen mögte, war verordnet, daß, wenn ein Bürger dieſe Tage durch irgend etwas entheiliget hatte, und deßwegen ein Sühnopfer nöthig war, dieſes Opfer nach der Formel, die, wie Varro berichtet, von dem Collegium der Prieſter, wegen der Ungewißheit, worin man ſtand, welcher Gott oder welche Göttin die Urſache der Erderſchütterung ſey, vorgeſchrieben war, mußte dargebracht werden, und welche Formel ſo lautete: Si. Deo. Si. Deae.

Nicht weniger ſind die alten Weltweiſen ſehr verlegen geweſen, um die wahre Urſache der Sonn- und

*) Beſſer und gründlicher haben die neuern Phyſiker die Urſache dieſer oft fürchterlichen Naturbegebenheit (man denke an das ſchreckliche Unglück, das Meſſina und Calabrien in dieſem Jahre 1783 betroffen) erforſchet, indem ſie ſolche, wie bekannt, den unterirdiſchen Dämpfen, wenn ſich ſolche entzünden und dadurch ſehr elaſtiſch werden, zuſchreiben.

Mondfinſterniſſe zu erfinden *). So gar hat Cato, dieſer tiefſinnige Kopf, hievon nur ſehr ungewiſſe Muthmaſſungen gehabt. Im vierten Buche (ſ. Originum) ſagt er: „Ich will mich nicht dabey aufhalten, dasjenige, was auf der Tafel bey dem Oberprieſter ſteht, abzuſchreiben, wie oft eine Theurung, oder eine Mond- und Sonnenfinſterniß eine Hinderniß gemacht habe.“ So wenig hat er ſich daraus gemacht, die wahre Urſache der Sonnen- und Mondfinſterniſſe zu wiſſen oder anzuzeigen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II, c. 29.)

Fabel des Aeſops von der Lerche.

Aeſop aus Phrygien **), dieſer berühmte Fabeldichter, hat mit Recht eine Stelle unter den berühmteſten Weiſen des Alterthums erhalten. Seine Fa-

*) Doch haben einige alte Philoſophen, als Thales, die wahre Urſache der Sonn- und Mondfinſterniſſe ſehr wohl eingeſehen, und jene ganz richtig der Bedeckung der Sonnenſcheibe durch den Mond, wenn dieſer gerade zwiſchen die Sonne und die Erde tritt, und letztere der Bedeckung des Mondes durch die Erde, wenn ſolche ſich gerade zwiſchen jenem und der Sonne befindet, zugeſchrieben.

**) Aeſop, der älteſte Fabelndichter, war aus Cotieum in Phrygien gebürtig. Anfangs war er ein Sklave der beyden Philoſophen des Xantes und Jadmon, welcher letztere ihm wegen des in ihm bemerkten witzigen Kopfs die Freyheit ſchenkte. Er war bey dem Könige Cröſus ſehr hoch angeſchrieben. Er wurde aber zuletzt von den Delphiern, die ſich von ihm wegen der Fabel von den

beln, die voll der weiſeſten und heilſamſten Lehren ſind, haben nicht den ernſthaften und gebiethriſchen Ton an ſich, deſſen ſich die Philoſophen bedienen; ſondern ſchmeicheln ſich durch ſehr angenehme Erdichtungen in die Gemüther der Leſer und Zuhörer ein, und machen dadurch auf ihre Herzen den ſchönſten Eindruck. Wie z. B. folgende Fabel auf eine ſehr angenehme Art lehret, daß man den glücklichen Fortgang einer Sache, die man unternehmen will, nicht von fremdem Beyſtande, ſondern von ſich ſelbſt mit Zuverſicht erwarten müſſe.

Es gibt, ſagt er, einen kleinen Vogel, man nennt ihn eine Lerche (cassita); dieſer hält ſich gemeiniglich im Korn auf, und macht ſein Neſt in demſelben, ſo daß um die Zeit der Ernte ſeine Jungen anfangen Federn zu bekommen. Die Lerche, von welcher ich rede, hatte ſich ohngefehr einen Acker gewählt, auf welchem die Früchte vor der Zeit reif zu werden pflegten. Schon waren die Aehren auf demſelben gelb und reif geworden, ſeine Jungen aber befanden ſich noch ohne Federn. Als die Mutter eines Tages aus-

ſchwimmenden Stöcken oder Balken, die man von weiten für was Rechtes halten ſollte, in der Nähe aber nichts bedeuteten, für beleidigt hielten, unter dem Vorwande, er habe aus dem Tempel des Apollo eine Schaale geſtohlen, von einem Felſen geſtürzt. Welcher Tod aber hernach von dem Apollo durch eine vieljährige Unfruchtbarkeit des Landes gerochen ſeyn ſoll. Ob Aeſop ſeine Fabeln ſelbſt aufgeſchrieben, darüber wird geſtritten, indem einige ſolche bloß aus einer fortgepflanzten mündlichen Erzählung herleiten. So viel iſt gewiß, daß ſie ſich in keiner Sammlung ſo befinden, wie ſie vom Aeſop ſelbſt herrühren.

fliegen wollte, um Futter für ſie zu hohlen, ſchärfte ſie ihnen ein, daß ſie genau auf alles, was in ihrer Abweſenheit vorgehen würde und ſie hören mögten, Acht haben ſollten, und nach ihrer Zurückkunft ihr wieder erzählen. Der Beſitzer des Ackers kommt dieſen Tag dahin, ruft ſeinen Sohn und ſagt zu ihm: Siehſt du wohl, das Korn iſt ſchon völlig reif um abgemähet zu werden; gehe alſo Morgen mit anbrechendem Tage zu unſern Freunden, und bitte ſie, daß ſie uns zum Einernten des Korns behülflich ſeyn mögen. Der Vater begibt ſich, als er dieß geſagt hatte, wieder weg. Nun kommt die Mutter wieder zu ihren Jungen, ſogleich fangen dieſe an zitternd und voller Angſt um ſie herum zu zwitſchern, und bitten ihre Mutter, ſie doch ja aufs ſchleunigſte von da weg nach einem andern Ort zu bringen; denn, ſagen ſie, der Herr hat nach ſeinen Freunden geſchickt, daß ſie morgen mit Anbruch des Tages ihm das Korn abmähen helfen mögten. Seyd ruhig, meine Kinder, antwortete die Mutter, wenn ſich der Herr bey dieſer Arbeit auf ſeine Freunde verläßt: ſo hats keine Gefahr, morgen wird der Acker noch nicht abgemähet werden, es iſt alſo auch nicht nöthig, euch ſchon weg zu bringen. Den folgenden Tag fliegt die Mutter wieder aus um Futter zu hohlen, der Herr des Ackers kommt auch wieder dahin, und erwartet die erbethenen Schnitter. Die Sonne fängt endlich an heiß zu werden, die Zeit verſtreicht, und kein Freund läßt ſich ſehen. Mein Sohn, ſagt darauf der Vater zu demſelben, dieſe Freunde, auf welche wir gerechnet haben, ſind wohl größtentheils faule Leute, wir thun alſo wohl beſſer, wenn wir zu unſern Verwandten und Nachbaren gehen und ſie

bitten, daß ſie uns morgen arbeiten helfen. Die jungen Lerchen hierüber eben ſo erſchrocken, als des vorigen Tages, erzählen das, was ſie gehöret, ihrer Mutter nach ihrer Zurückkunft wieder; allein dieſe ermahnet ſie auch deßwegen noch ganz ruhig und ohne Sorgen zu ſeyn, weder Anverwandten noch Nachbaren, ſagt ſie, wären insgemein ſo höflich und dienſtfertig, daß ſie gleich kommen und ſich einer Arbeit zu eines andern Beßten unterziehen ſollten. Gebet aber, ſetzte ſie hinzu, ja auf das wohl Achtung, was ihr morgen hören werdet. Sie fliegt aufs neue mit Anbruch dieſes Tages aus um Futter zu hohlen; aber auch dieſen Tag laſſen ſich weder Verwandte noch Nachbaren, ohnerachtet der geſchehenen Einladung, ſehen. Laß uns, ſagt darauf der Vater endlich zu ſeinem Sohn, uns nicht weiter um Freunde oder Nachbaren und Verwandte bekümmern, komm du morgen hieher und bringe zwo Sicheln, eine für mich und eine für dich mit, und ſo wollen wir ſelbſt mit unſern eigenen Händen das Korn abmähen. So bald die Mutter nach ihrer Zurückkunft von den Jungen dieſe Worte des Herrn gehört hatte, ſagte ſie: Nun iſt es Zeit, daß wir uns von dannen machen, denn jetzt wird das, was der Herr geſagt hat, ohnfehlbar ins Werk geſtellet werden, weil er die Arbeit ſelbſt auf ſich nimmt, und ſich deßwegen nicht mehr auf andere verläßt. Kaum hat ſie dieß geſagt, ſo fliegt ſie mit ihren Jungen davon, und die Ernte geht den folgenden Tag auch wirklich vor ſich.

Dieſe Fabel des Aeſops enthält eine vortreffliche Lehre von dem insgemein auf ſchlechten Grund gebauten Vertrauen, das man auf ſeine Freunde und Verwandte ſetzt. Und was wollen die Philoſo-

phen in ihren Schriften anders ſagen, wenn ſie uns ermahnen, daß man ſich auf ſich ſelbſt nur verlaſſen, alles andere aber, was außer uns iſt, und nicht von unſerm eigenen freyen Willen abhängt, als etwas Fremdes und uns nicht Angehöriges betrachten ſoll? Ennius hat die eben erzählte Fabel des Aeſops in ſeinen Satyren ſehr artig in achtfüßigen Verſen vorgetragen, wovon ich hier nur den Schluß herſetzen will, der eine Wahrheit enthält, die man gewiß Urſache hat ſeinem Herzen und Gedächtniſſe wohl einzuprägen: „Erinnere dich, ſagt er, ſtets dieſer „Maxime: Verlaß dich in keinem Stück auf Freunde, „was du für dich ſelbſt zu thun im Stande biſt.“

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

(L. II. c. 30.)

Anmerkung von der verſchiedenen Wirkung des Süd- und Nordwindes auf die Bewegung des Meers.

Man hat oft einen ſonderbaren Unterſchied in der Bewegung des Meeres bemerket, wenn entweder der von Norden, oder der von Africa (von Süden) her blaſende Wind ſolches in Unruhe ſetzet; denn die hohen und häufig auf einander folgenden Wellen, welche der Nordwind erhebet, verlieren ſich gänzlich, ſobald der Sturm aufhört, und das Waſſer wird alsdann gleich wieder ſtille und eben wie ein Spiegel; wenn hingegen der Wind von Süden oder von Africa her heftig bläſet, und nachdem er ſchon lange zu wüthen aufgehöret hat, erheben ſich doch noch immer die Wellen, und das Meer bleibt demungeachtet noch

einige Zeit unruhig. Man muthmaßet, daß die Urſache hievon ſey, weil die Winde, welche von Norden her wehen, von einer höhern Region der Luft herkommen, und indem ſie von oben her auf die Oberfläche des Waſſers fallen, dasſelbe vom innern Grunde herauf bewegen, welche Bewegung denn nur ſo lange dauern kann, als die Gewalt des Windes von oben her darauf drücket; da hingegen der Wind der von Süden oder von Africa her wehet, von dem Mittagszirkel und der untern Erdaxe herkommt, indem er alſo über die Oberfläche des Waſſers niedriger hinſtreicht, ſo ſtößſet er die Wellen nur mehr fort, als daß er ſie, wie jener, aus dem Grunde hervor hebet; daher denn auch die Wellen, wenn gleich der Wind nachgelaſſen hat, die einmahl erhaltene Richtung des Anſtoſſes gegen einander noch immer behalten *).

Ein aufmerkſamer Leſer des Homers wird dieſe Muthmaßung auch durch folgende Verſe dieſes Dichters beſtätiget finden, denn von dem Südwinde ſagt er: „Wenn der Südwind unſinnig die Wellen gegen die „Felſen treibt **).“ Den Nordwind hingegen beſchreibt er ſo: „Der Nordwind, welcher wüthend die Wellen

*) Viel eher wäre doch wohl zu glauben, wenn die Sache ſelbſt ihre Richtigkeit hat, daß auf eingeſchloſſenen Meeren, als das Mittelländiſche, die Wellen ſich wegen des häufigen Anſtoſſens an einander und an den nähern Ufern, oder wegen der Brandung länger erhalten, als auf dem ſich weiter erſtreckenden Weltmeere.

**) Ἔνθα νότος πόντοιο κλυδῶνα εἰς λᾶαν ὠθεῖ. Ubi auster maritimum fluctum in saxum impellit. Dieſer Vers lautet aber beym Homer (Odyſ. III.) etwas anders.

„erhebt *).“ Den Nordwind alſo, welcher ſich hoch aus der Luft her erhebt, ſtellt er ſo vor, wie er das Meer aus dem Grunde hoch empor hebt; den Südwind hingegen ſchildert er als einen Raſenden, der die Wellen eins über das andere treibt, denn das wollen die Worte ſagen: „gegen die Felſen treiben.“

Erfahrne Gelehrte haben auch bemerkt, daß bey ſtarkem Südwinde das Meer eine bläuliche Farbe, beym Nordwinde aber mehr eine dunkle und ſchwärzliche Farbe habe. Beym Nachleſen der problematiſchen Bücher des Ariſtoteles habe ich mir davon folgende Urſache angemerkt. „Warum, heißt es daſelbſt, wird das Meer beym Blaſen des Südwindes, bläulicht, und beym Blaſen des Nordwindes dunkel und ſchwarz? Sollte dieß nicht wohl daher kommen, daß der Nordwind das Meer nicht ſo ſehr in Unruhe ſetzet: alles aber was ſtill und ruhig iſt, ſcheint ſchwärzlich zu ſeyn.“

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

(L. III. c. 1.)

Betrachtung einer Stelle im Salluſt über den Geiz.

Wir gingen in den letzten Tagen des Winters auf dem Platze bey des Sitius Bädern mit dem Favorin im Sonnenſchein ſpatzieren, und als er in den Händen eines Freundes die catilinariſche Geſchichte des Salluſt gewahr wurde, bath er, währendem Spatzieren daraus vorzuleſen. Man kam auf die Stelle, worin es heißt:

*) Καὶ Βορέης αἰθρηγενέτης μέγα κῦμα κυλίνδων. Et boreas ſerenus ingentem fluctum voluens. (Odyſſ. V. v. 295.)

„Der Geiz trachtet nach nichts, als nach Geld, woraus ſich ein Weiſer niemahls etwas gemacht hat. Dieſe gleichſam einen böſen Gift mit ſich führende Leidenſchaft entnervt und entkräftet ſo wohl den Körper, als die Seele eines Mannes; ſie iſt ſtets unerſättlich, und kann durch nichts, es ſey wenig, oder viel, befriedigt werden *).“ Wie kann doch, ſagte Favorin, indem er mich anſahe, der Geiz auch den Körper entkräften und weichlich machen? Das begreife ich wohl, wenn unſer Schriftſteller ſagt, daß derſelbe eine ſolche Wirkung auf die Seele äuſſere, wie aber der Körper auch auf dieſe Art von demſelben leiden könne, das ſehe ich nicht ein. Ich antwortete ihm, daß dieſer Ausdruck des Salluſt mich ſelbſt ſchon lange befremdet hätte, und ich würde ihn, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre, ſelbſt um die Erklärung desſelben erſucht haben.

Kaum hatte ich dieſes geſagt, als einer der Schüler des Favorin, der in der Literatur ſehr bewandert ſchien, das Wort aufnahm und ſagte, ich habe von dem Valerius Probus **) mehr als einmahl gehört, daß Salluſt ſich hier nur einer poetiſchen Umſchreibung

*) Avaritia pecuniae studium habet, quam nemo sapiens concupivit. Ea quasi venenis malis imbuta corpus animumque virilem effeminat: semper infinita et insatiabilis est: neque copia neque inopia minuitur.

**) Valerius Probus, ein Grammatiker, von Berytus gebürtig, lebte zu des Nero, oder wie andere meinen, zu des Hadrians Zeiten. Er widmete ſich anfänglich dem Kriegsdienſte und ſuchte deßwegen eine Offiziersſtelle; als er ſolche aber nicht erhalten konnte, legte er ſich auf die Studien, und gab hernach Unterricht. Man hat noch einige Bücher von ihm, als Grammaticarum institutionem Lib. II. etc.

bedienet habe, und daß er, indem er habe ſagen wollen, der Geiz verdirbt den ganzen Menſchen, die beyden weſentlichen Theile des Menſchen, Seele und Leib, an deſſen Statt genannt habe. Aber, verſetzte Favorin, unſer Probus iſt doch, ſo viel ich weiß, nicht ein ſo dreiſter und ſpitzfindiger Kunſtrichter geweſen, daß er den Salluſt, dieſen Meiſter in der Kunſt kurz ſich auszudrücken, einer ſolchen poetiſchen Umſchreibung hätte beſchuldigen ſollen.

Hierauf wandte ſich Favorin zu einem gewiſſen Gelehrten, der damahls mit uns auch ſpazieren ging, und frug ihn, was er von dieſer Sache hielte. Dieſer antwortete und ſagte: Solche Menſchen, welche der Geiz angeſteckt hat, und die nach nichts anders trachten, als wie ſie Geld zuſammen ſcharren mögen, führen insgemein eine ganz beſondere Lebensart. Die Liebe zum Gelde, welche ſie beherrſcht, macht, daß ſie alle andere Dinge, alle männliche Arbeiten und Übungen des Körpers bey Seite ſetzen; beſtändig in dem Dunkeln ihrer Wohnungen vergraben, ſind ihre Gedanken auf nichts anders als nur auf den Gewinnſt gerichtet; woraus denn die nothwendige Folge entſtehen muß, daß ſich bey ihnen alle Lebhaftigkeit des Geiſtes und des Körpers verliert, und daß ſie alſo, wie Salluſt ſagt, ganz entnervt und weibiſch werden.

Favorin ließ die Worte des Salluſt noch einmahl herleſen, und als ſolches geſchehen, ſagte er: was ſoll man aber davon denken, daß man viele geldbegierige Menſchen ſieht, die doch dabey dem Körper nach ganz geſund und ſtark ſind? Hierauf antwortete jener Gelehrte ſehr richtig, daß ein ſolcher geldbegieriger, und dabey doch ſtarker und geſunder Menſch, zugleich von andern Leidenſchaften ſich müſſe beherrſchen laſſen,

die ihn zu gewiſſen der Geſundheit zuträglichen Uibungen antrieben; denn wenn ſich der Geiz allein der ganzen Herrſchaft über den Menſchen bemächtiget hat, wenn er alle Begierden erfüllet und ſo weit gehet, daß an die Pflege des Körpers gar nicht mehr gedacht wird, ſondern ihm alle Kräfte der Seele und des Körpers aufgeopfert werden: ſo iſt der Fall da, daß man mit Wahrheit ſagen kann, ein ſolcher Menſch, der weder an ſich ſelbſt, noch ſonſt etwas anders, ſondern nur an Geld denket, ſey an Leib und Seele weibiſch geworden. Ja, ſagte Favorin, man muß entweder dieſer ſehr wahrſcheinlichen Auslegung beypflichten, oder Salluſt hat aus Haß den Geiz etwas übertrieben ſchwarz und häßlich ſchildern wollen.

Dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 2.)

Wie die Alten die Tage gerechnet haben.

Man pflegt die Frage aufzuwerfen: Wenn ein Kind in der dritten, vierten, oder einer andern Stunde der Nacht *) gebohren wird, ob denn derjenige Tag, der vor dieſer Nacht vorhergeht, oder der darauf folgende für ſeinen Geburtstag zu halten ſey? M. Varro, wenn er in ſeinem Buche von den menſchlichen Dingen der Tage erwähnt, ſagt, daß Kinder, die

*) Die Römer theilten, wie bekannt, jeden Tag und jede Nacht, eben ſo wie die Juden, in zwölf Stunden, die daher nach Unterſchied der Jahrszeit bald länger, bald kürzer waren.

innerhalb vier und zwanzig Stunden von einer Mitternacht zur andern gebohren würden, als ſolche anzuſehen wären, die an einem Tage gebohren worden. Aus dieſen Worten ſieht man, daß Varro die Tage ſo theile, daß ein Kind, welches nach Untergang der Sonne, aber noch vor Mitternacht auf die Welt gekommen, den vor dieſer Nacht hergehenden Tag als ſeinen Geburtstag rechnen muß; da es hingegen, wenn es in den ſechs folgenden Stunden der Nacht zur Welt gekommen iſt, den folgenden Tag als ſeinen Geburtstag anſehen muß. Varro ſetzt in eben dieſem Buche hinzu, daß die Athenienſer anders rechneten, und die Zeit von einem Untergang der Sonne bis zum andern für einen Tag hielten. Die Babylonier rechneten noch anders; bey ihnen hieß der Zeitraum von einem Aufgang der Sonne bis zum andern ein Tag. Viele Leute in Umbrien ſetzten die Dauer eines Tages von einem Mittag bis zum andern. Das iſt aber ungereimt, ſagt gedachter Schriftſteller, denn wenn alſo jemand in Umbrien an den Kalenden um die ſechste Stunde (d. i. um Mittag) gebohren würde, ſo wäre ſein Geburtstag auf dieſe Art halb der Tag der Kalenden, und halb der folgende *).

Daß aber die Römer den Tag von einer Mitternacht zur andern gerechnet haben, wie Varro ſagt, ſolches zeigt ſich aus vielen Gründen. Sie hatten

*) Dieſer Schluß aber, wenn er ungereimt heißen ſoll, träfe doch auch eben ſo die Rechnung der Römer, denn man könnte auf eben die Weiſe nach ihrer Rechnung ſagen, daß ein Kind, das um die ſechste Stunde der Nacht, die auf die Kalenden folget, gebohren wird, halb an dieſem Tage, und halb an dem folgenden gebohren ſey.

Opfer, die theils am Tage, theils des Nachts verrichtet wurden; diejenigen aber, welche des Nachts geſchahen, rechnete man doch nicht zu den Nächten, ſondern zu den Tägen. Welche alſo in den ſechs letzten Stunden der Nacht verrichtet wurden, gehörten zu dem folgenden Tage. Die Gebräuche und Ceremonien bey den Auſpicien beſtätigen eben dieſes; denn die Magiſtratsperſonen, welche dieſe Ceremonien unternehmen, und darnach ihre Beobachtungen anſtellen mußten, fingen ſolche nach Mitternacht an, und fuhren damit bis nach Mittag, ſo lange noch die Sonne in ihrem höchſten Lauf war, fort, und dann ſagte man, daß ſie noch an eben dem Tage dieſe Handlung verrichtet hätten. Hiezu kommt noch, daß die Zunftmeiſter des Volks, welche keinen ganzen Tag von Rom abweſend ſeyn durften, doch nicht für Uibertreter dieſes Geſetzes gehalten wurden, wenn ſie nach ihrer Abreiſe um Mitternacht noch vor der darauf folgenden Mitternacht ſich wieder zu Hauſe eingefunden hatten; es war genug, wenn ſie ſich nur vor der ſechsten Stunde der Nacht irgendwo in der Stadt Rom befanden.

Ich habe wo geleſen, daß der Rechtsgelehrte Mucius habe zu ſagen gepflegt, daß ein Mann eine Frau nicht uſurpiret habe, welche zwar ſeit den Kalenden des Januars der Ehe halber ſich bey ihm aufzuhalten angefangen hätte, aber noch vor dem vierten Tage der Kalenden des Januars folgenden Jahrs (d. i. vor dem 29ſten December) ſich von ihm entfernet hätte; weil in dieſem Falle das nach dem Geſetz der zwölf Tafeln zur Uſurpation erforderliche trinoctium (oder daß eine Frau nicht drey Nächte von dem Manne abweſend geweſen) nicht Statt fände,

indem die letzten ſechs Stunden der dritten Nacht zu dem andern Jahre gehörten, das ſich mit den Kalenden angefangen hätte *).

Nach dieſer Berechnung der Zeiten und Tage, die man in alten Büchern findet, zweifle ich auch nicht, daß Virgil hierauf, zwar wie ein Dichter, nur auf eine verdeckte Art, gezielet habe in den Worten: „Die Mitternacht eilet zu Ende, und ich empfinde „ſchon den Hauch der von flammenden Orient ſich er„hebenden Sonnenpferde **).“ In dieſen Worten hat er, wie geſagt, auf eine verſteckte Weiſe den bürgerlichen Tag der Römer andeuten wollen, welcher ſich von der ſechsten Stunde der Nacht (d. i. von Mitternacht) anhebet.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 4.)

Von dem Gebrauch des Barttragens zu Rom.

Ich habe in den Nachrichten von dem Leben des P.

*) Die Ehe wurde bey den Römern auf eine dreyfache Art geſtiftet: 1) usu, wenn eine Frauensperſon ſich ein ganzes Jahr ununterbrochen bey einem Manne als ſeine Frau unter einem Dache aufhielt; 2) farre, wenn ein Mann und Frau vermittelſt geröſteten und geſalzenen Mehls durch den Prieſter zuſammen gegeben wurden, welches confarreatio hieß; 3) coemptione, da ein Mann die Frau gleichſam kaufte, hiedurch bekam die Frau das Recht einer Tochter, und der Mann das Recht eines Vaters, daß eins den andern erben konnte.

**) — Torquet medios nox humida cursus:
Et me saevus equis oriens afflavit anhelis.
(Aen. L. V. v. 738.)

Scipio Africanus geleſen, daß P. Scipio, ein Sohn des Paulus, nach ſeinem Triumph über die Karthaginenſer, und nach geführtem Sittenrichter-Amt, von dem Zunftmeiſter des Volks dem Claudius Aſellus, dem er während ſeinem vorgedachten Amte zur Strafe das Pferd weggenommen hatte *), ſey vor Gericht gefordert worden; daß er aber nicht, wie ſonſt Angeklagte zu thun pflegen, in ſchlechter Kleidung erſchienen ſey **), ſondern ſich ganz reinlich gekleidet und noch dazu den Bart habe abnehmen laſſen. Da nun aber Scipio damahls, wie bekannt, noch nicht funfzig Jahre alt war †), ſo ſetzte mich dieſe Erzählung

Dieſe Worte legt Virgil in den Mund des Anchiſes, deſſen Schatten ſeinem Sohn dem Aeneas in der Nacht erſchien, um ihn zu bewegen, ſich in die Hölle herab zu laſſen. Der Schatten beklagt ſich über den heranbrechenden Tag, der ihn zu verſchwinden nöthige.

*) Eine ſchimpfliche Strafe, womit ein Ritter, wenn er ſich nicht wohl aufgeführt, bey der Muſterung von dem Sittenrichter (censore) belegt wurde. Weiterhin (L. VII. c. 22.) bemerkt Gellius, daß die Sittenrichter auch alsdann, wann ein Ritter zu fett und ſtark geworden, demſelben das Pferd genommen, welches aber in dieſem Fall keine Beſchimpfung, ſondern nur eine Entlaſſung aus dem Dienſt, wozu man ihn fernerhin für untüchtig gehalten, geweſen ſey.

**) Die Angeklagten zu Rom und auch ihre Freunde und Angehörige pflegten, ſo lange die Klage dauerte, in ſchlechten ſchmutzigen Kleidern, mit niederhängendem Haare und ohne Abnehmen des Barts zu erſcheinen, um dadurch das Volk zum Mitleiden mit dem Verklagten zu bewegen.

†) Im Original heißt es zwar, noch unter vierzig Jahren (minorem quadraginta annorum); allein ich folge

von dem Abnehmen des Barts in Verwunderung; allein ich habe nachher erfahren, daß die vornehmen Leute zu Rom ſchon damahls die Gewohnheit gehabt haben, ſich in dieſem Alter den Bart abnehmen zu laſſen. Daher man auch auf den meiſten alten Bildſäulen Perſonen, die noch nicht ſehr bejahrt ſind, ſondern im Mittelalter ſich befinden, ſo vorgeſtellt findet **).

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 7.)

Beherztes und tapferes Unternehmen eines römiſchen Oberſten des Q. Cädicius.

Was für eine ſchöne vortreffliche That, die von der Feder eines griechiſchen Redners beſchrieben zu wer-

hierin dem Gronov, welcher nach einer deutlichen Berechnung zeiget, daß es heißen müſſe: minorem L annorum.

*) Die erſten Römer trugen nach dem Zeugniß des Plinius (L. VII. c. 59.) einen langen Bart, und wußten nichts vom Barbierern, bis aufs J. d. Stadt Rom 454, in welchem, wie Varro (de vita rust. L. II. c. 2.) bemerkt, ein gewiſſer P. Ticinius Menas dergleichen Leute aus Sicilien mit ſich nach Rom gebracht. Von der Zeit an entſtund der Gebrauch zu Rom ſich wenigſtens das Geſicht bis auf den Kinn abſcheeren zu laſſen, und man findet nicht, daß man ſich nachher den Bart habe wachſen laſſen, ausgenommen bey traurigen Begebenheiten. Daß aber in den erſten Zeiten ſich die Römer eine Ehre daraus gemacht haben, den Bart zu tragen, ſieht man aus dem Livius, welcher

werden würdig wäre, iſt es, welche M. Cato (in libris Originum) von dem Kriegesoberſten dem Q. Cädicius aufgezeichnet hat. Sie iſt ohngefähr folgende:

Im erſten puniſchen Kriege, als der General der Karthaginenſer dem römiſchen Kriegesheer entgegen ging, bemächtigte er ſich am erſten der Anhöhen und aller gelegenen Plätze, wodurch denn die römiſchen Kriegsvölker in eine ſolche Stellung geriethen, die ſie der Nachſtellung und aller Gefahr aufs höchſte ausſetzte. In dieſen bedenklichen Umſtänden geht der Oberſte zum Conſul und zeigt ihm die große Gefahr an, worin ſich die ganze Armee wegen des Orts und des ſie umringenden Feindes befinde. Hier, ſagte er, iſt kein anderer Rath, um ſich zu retten, als daß in aller Geſchwindigkeit vier hundert Mann nach jenem (noch unbeſetzten) felſichten Hügel (verrucam, ſo nennt es Cato) geſchickt werden, mit dem Befehl, daß ſie ſolchen, es möge koſten, was es wolle, einnehmen und beſetzen ſollen; denn die Feinde werden, ſo bald ſie ſolches gewahr geworden, ohne Zweifel ſo gleich ihre beßten Truppen abſchicken, unſere Leute daran zu verhindern und ſich mit ihnen herumſchlagen, und auf ſolche Weiſe wird ihre ganze Aufmerkſamkeit dorthin gerichtet werden. Freylich wird wohl

bey Erzählung der Eroberung Roms durch die Gallier anführt, daß einer dieſer Barbaren den Senator Marcus Papirius beym Bart gezupft habe, worüber dieſer höchſt unwillig geworden. Auch bemerkt Varro (l. cit.) von den ſehr alten Statüen, quod habeant capillum et barbam magnam. Aus dieſer Urſache nennt Juvenal (Sat. VI. v. 103.) Tarquin den letzten König den Bärtigen: — Facile est barbato imponere regi.

unſere ganze dahin geſchickte Mannſchaft dabey ein Opfer werden und umkommen; aber während der Zeit, daß der Feind mit dem Niedermetzeln derſelben beſchäftiget iſt, wirſt du Zeit haben, die ganze Armee aus der ſo gefährlichen Lage zu ziehen. Der Rath, antwortete der Conſul, iſt zwar ſehr gut, und ich halte ihn auch für den ſicherſten; aber welcher Offizier wird ſo beherzt ſeyn, daß er dieſe vier hundert Leute im Angeſichte der Feinde nach dieſem Ort hinführe? Sollte ſich ſonſt keiner dazu finden, verſetzte der Oberſte, ſo erbiethe ich mich dieſe gefährliche Expedition zu übernehmen; mein Leben ſey alſo hiemit dir und dem Staate gewidmet. Der Conſul lobet dieſen wackern Offizier und dankt ihm. Dieſer macht ſich alſo mit ſeinen vier hundert Leuten auf, und marſchieret mit ihnen dem gewiſſen Tode entgegen. Der Feind, welcher über dieſen kühnen Marſch in Erſtaunen geräth, iſt voller Erwartung, wohin derſelbe mögte gerichtet ſeyn; kaum aber wird er gewahr, daß man dieſe Anhöhe zu beſetzen ſuchet, ſo läßt der Karthaginenſiſche Feldherr die Auserleſenſten von der Reuterey und dem Fußvolk ſeiner Armee gegen ſie anrücken. Die römiſchen Soldaten werden umringt, ſie wehren ſich aufs tapferſte, der Streit iſt lange zweifelhaft, die Menge ſiegt endlich, und alle vier hundert Mann liegen vom Schwert und dem Geſchoß getödtet auf dem Kampfplatz danieder. Der Conſul rückt indeſſen, daß dieſer Scharmützel vorgehet, mit der Armee unvermerkt aus dem gefährlichen Ort, und führt ſie auf einen offnern und ſichern Platz.

Aber die wunderbare göttliche Erhaltung des Anführers dieſer vier hundert Helden mag Cato ſelbſt mit ſeinen eigenen Worten erzählen: „Die unſterbli-

chen Götter, ſagt er, haben die Tapferkeit dieſes Officiers mit einem ſonderbaren Glück vergolten; denn ſo zerfetzt, und ſo voller Wunden er war, hat er doch keine einzige tödtliche am Haupte bekommen. Man fand ihn von den vielen Wunden und dem vielen verlornen Blute ſehr geſchwächt, und kaum noch Athem hohlend auf dem Kampfplatze liegen, und hob ihn ſo auf. Er erhohlte ſich aber wieder, ward völlig geſund, und hat noch nachher der Republik die tapferſten und erſprießlichſten Dienſte geleiſtet. Gewiß iſt es, daß er bloß durch dieſes Unternehmen mit jener Handvoll Soldaten die ganze Armee rettete. Aber mögte man hier wohl fragen, hat man denn auch den Werth dieſer Wohlthat, die durch ihn der Republik geleiſtet worden, gehörig zu ſchätzen gewußt? Leonidas, ein General der Lacedämonier *), der bey Thermopylä eine gleiche That verrichtet hat, wird deßwegen mit den größten Lobſprüchen erhoben. Ganz Griechenland hat ſich beeifert, das Andenken ſeiner Tapferkeit und ſeines für das Vaterland bewieſenen Eifers durch Denkmahle, Gemählde, Statüen, Gedichte und ſchriftliche Nachrichten zu verewigen, und ſeine Dankbarkeit dadurch gegen ihn an den Tag zu legen. Aber unſers Tribuns, der doch durch eine gleich herr-

*) Leonidas, König zu Sparta, vertheidigte mit 300 auserleſenen Leuten den engen Paß bey Thermopylä gegen das ungeheure Kriegsheer des Xerxes im J. vor C. G. 480. Er blieb aber auch mit allen ſeinen braven Leuten auf dem Platze. Laſſet uns, ſo ſagte dieſer tapfre Mann kurz vorher zu ſeinen Leuten, die er anführte, laſſet uns jetzt ſo frühſtücken, daß wir auf den Abend in dem Reiche der Todten unſer Mahl halten können.

liche That ſein Vaterland gerettet hat, wird kaum mit einem rühmlichen Worte gedacht."

Ein ſo ehrenvolles Zeugniß hat M. Cato von der Tapferkeit des Q. Cädicius, oder wie ihn Quadrigarius im dritten Buche ſeiner Annalen nennet, des Valerius, abgelegt.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 8.)

Großmuth der Römer gegen ihren Feind, den König Pyrrhus.

Als der König Pyrrhus bey ſeinem Aufenthalt in Italien mehr als eine Schlacht gegen die Römer gewonnen hatte, und dieſe dadurch ſo in die Enge getrieben wurden, daß faſt ganz Italien auf den Sprung ſtund abzufallen und ſich dem Sieger zu unterwerfen, ſchlich ſich ein gewiſſer Timochares von Ambracia, (einer Stadt in Epirus) ein Vertrauter des Königs, heimlich zum Conſul dem Fabricius, und verſprach ihm um einen gewiſſen Preiß, den er ſich dafür ausbath, den König ſeinen Herrn zu vergiften. Es wäre dieſes, ſagte er, ſehr leicht, indem ſeine Söhne bey dem Könige Mundſchenken wären. Fabricius meldete dieß ſogleich dem Senat, und dieſer ſchickte Geſandten an den König, denen er den Befehl aufgab, daß ſie zwar den Timochares nicht verrathen, aber doch den König warnen ſollten, daß er künftig beſſer auf ſeiner Huth ſeyn, und ſein Leben für den Nachſtellungen derer, die am nächſten um ihn wären, in Sicherheit zu ſtellen ſuchen möchte.

So erzählt Valerius Antiates die Sache in ſeiner Hiſtorie; Quadrigarius aber meldet in ſeinem

dritten Buche, daß nicht Timochares, ſondern Nicias dieſes ſchändliche Anerbiethen dem Conſul gethan habe; auch daß die Geſandten nicht vom Senat, ſondern von den beyden Conſuln ſeyn abgeſchickt worden, und daß der König deßwegen einen Brief voll Lob und Dank an das römiſche Volk abgeſandt, auch alle Gefangene, welche er damahls gehabt, frey gelaſſen und zurück geſchickt habe *). Die beyden damahligen Conſuls waren C. Fabricius und Q. Aemilius Quadrigarius hat den Brief, welchen ſie dieſer Sache wegen an den König Pyrrhus geſchickt, aufbehalten, er lautete ſo:

„Die römiſchen Conſuls entbiethen dem König Pyrrhus ihren Gruß. Ob wir gleich wegen der Beleidigungen, die du uns zugefügt, von gerechter Rache entflammet, mit unaufhörlichem Muth gegen dich die Waffen zu führen geſonnen ſind; ſo gebiethen doch die Grundſätze der Redlichkeit und der Nutze eines allgemeinen Beyſpiels, das wir dadurch geben, daß wir für dein Leben beſorgt ſeyn, damit wir einſt über unſern jetzigen Sieger noch triumphiren können. Wiſſe demnach, daß Nicias, einer deiner Vertrauten, zu uns gekommen iſt, und eine Belohnung verlangt hat, wofür er dich heimlich aus dem Wege räumen wolle. Wir haben ihm ſolche abgeſchlagen, und ihm geſagt, daß er einer ſolchen Sache wegen nichts von uns zu hoffen hätte. Wir haben es aber zugleich für dienlich gehalten, dich hievon zu benachrichtigen; damit, wenn ein ſolches abſcheuli-

*) Die Römer waren aber zu ſtolz, daß ſie ſolche umſonſt wieder annehmen ſollten, ſie ſchickten dem König dafür eben ſo viele gefangene Tarentiner und Samniter zurück.

ches Vorhaben ſollte ins Werk geſetzt werden, deine Unterthanen nicht auf die Gedanken gerathen mögen, daß ſolches auf unſer Anſtiften geſchehen ſey, oder daß wir den mindeſten Gefallen daran haben, ſich der niedrigen Künſte des Liſtes und Betruges, der Beſtechung oder heimlichen Nachſtellungen gegen den Feind zu bedienen. Nimm dich alſo in Acht, oder dein Fall iſt dir bereitet *)."

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 8.)

Von einem ſonderbaren Pferde.

Gabius Baſſus **) in ſeinen Commentarien, und Julius Modeſtus im zweyten Buche ſeiner vermiſchten Fragen, berichten eine eben ſo wundernswürdige als merkwürdige Sache von dem Sejaniſchen

*) Bey dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Pyrrhus von dem römiſchen Conſul die merkwürdigen Worte ſagte: Es würde eher möglich ſeyn die Sonne in ihrem Lauf aufzuhalten, als den Fabricius von ſeiner Rechtſchaffenheit abzubringen. Merkwürdig iſt auch der Lobſpruch, womit Cicero (in Laelib., c. 8.) dieſen berühmten König von Epirus belegt: „Zween Generals, ſagt er, haben den Römern die Herrſchaft Italiens ſtreitig gemacht, Pyrrhus und Hannibal. Rom hält noch die Redlichkeit des erſtern in gutem Andenken; aber der Nahme und das Andenken des andern iſt bey ihm, wegen ſeiner Grauſamkeit, noch bis dieſe Stunde verflucht."

**) Gabius Baſſus, ein ſehr gelehrter Mann, war, wie Plinius (L. X. epist. 22.) meldet, einige Zeit Gouverneur in Pontus.

Pferde. Sie melden, ein gewiſſer Sejus habe ein Pferd, das aus Argos in Griechenland geſtammt, gehabt, von welchem das gemeine Gerücht geſagt, daß es von den berühmten Pferden des Thraciers Diomedes*) abgeſtammt, welche Hercules, nachdem er dieſen Diomedes getödtet, aus Thracien mit ſich nach Argos gebracht habe. Dieſes Pferd ſoll von einer außerordentlichen Größe, langem Hals und purpurfarbig geweſen ſeyn, dabey überaus ſchöne lange Mähnen gehabt, ja alle Eigenſchaften, die man nur an einem Pferde ſchätzet, in einem ſehr vorzüglichen Grad beſeſſen haben; aber bey dem allen war mit dem Beſitz desſelben doch der fatale Umſtand verknüpft, daß ſolcher allemahl ſeinem Herrn den Tod brachte, und den Untergang ſeines ganzen Hauſes, ſeiner Familie und aller Glücksgüter desſelben nach ſich zog.

Sejus ſein erſter Beſitzer wurde durch den M. Antonius, den nachmahligen Triumvir, zum Tode verdammt, und ſtarb eines elenden Todes. Zu eben der Zeit kam der Conſul Cornelius Dolabella**) nach Syrien, und weil er von dieſem Pferde ſo viel gehört hatte, begab er ſich deßwegen ſelbſt

*) Welche, wie die Fabel ſagt, nur mit Menſchenfleiſch gefüttert wurden.

**) Dolabella, der Schwiegerſohn des Cicero, erhielt nach dem Tode des Cäſars das Gouvernement von Syrien, und eroberte Smyrna. Er wurde aber hernach ſelbſt in der Stadt Laodicäa von dem Caſſius überrumpelt, und ließ ſich in der Verzweiflung durch ſeinen Sclaven umbringen. Als dieſer ſeinem Herrn dieſen traurigen Dienſt erwieſen, hatte er auch keine Luſt ſeinen Herrn weiter zu überleben, und nahm ſich ebenfalls das Leben.

nach Argos. Hier brannte er gleich für Begierde das Pferd zu beſitzen, er kaufte daher ſolches für hundert tauſend Seſterzien (etwas über 3000 Thaler). Aber eben dieſer Dolabella wurde in Syrien ein Opfer des bürgerlichen Krieges, und kam um, worauf ſein Ueberwinder Caſſius, der den Dolabella in die Enge getrieben hatte, ſich dieſes Pferdes bemächtigte. Von dieſem iſt es bekannt genug, daß er, nachdem ſeine Partey hat unterliegen müſſen, und ſeine Armee war geſchlagen worden *), eines elenden Todes geſtorben iſt. Nach dieſer Niederlage des Caſſius kam dieſes berühmte Pferd in die Gewalt des Antonius; aber auch dieſer wurde hernach (durch den Octavius) überwunden, und verlor in dem verlaſſenſten und elendeſten Zuſtande (durch ſeine eigene Hand) das Leben. Daher iſt das Sprichwort von ſehr unglücklichen Perſonen entſtanden, daß man ſagt: Dieſer Menſch hat das Sejaniſche Pferd **).

Eben ſo iſt es mit dem alten Sprichwort: Thouluſiſches Gold (aurum Tholosanum) beſchaffen. Denn als der Conſul Q. Cäpius die Stadt Thouluſe in Gallien geplündert hatte, und unter andern aus einem Tempel dieſer Stadt viel Gold war geraubt worden, kamen alle diejenigen, welche von dieſem

*) Bey Philippen, da ihn ſein eigner Sclave hat tödten müſſen.

**) Das Pferd ſelbſt war an allem dieſem Unglück wohl ganz unſchuldig; aber da die Reichſten unter den Römern dieſes ſeltene Thier zu beſitzen wünſchten, und in den grauſamen bürgerlichen Unruhen über einander herfielen, ſo war es daher begreiflich, warum es immer mit dem Beſitzer deſſelben ein ſo unglückliches Ende nahm.

Golde etwas berührt hatten, auf eine elende und grauſame Weiſe um.

Gabius Baſſus meldet noch, daß er ſelbſt jenes Pferd zu Argos geſehen habe, und er verſichert, daß es wundernswürdig ſchön, ſehr groß und ſtark, und von einer ſolchen lebhaften Farbe, welche man die Phönicische, oder purpurne (φοίνικα ſ. σπάδικα) nennt, geweſen ſey.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III, c. 11.)

Welcher von beyden, Homer, oder Heſiodus, älter geweſen ſey?

Man iſt über das Zeitalter des Homers und des Heſiodus nicht einig. Einige, als Philochorus*) und Xenophanes**) behaupten, daß Homer älter als Heſiodus ſey; andere aber, als der Dichter L. Accius***) und der Geſchichtſchreiber Epho-

*) Philochorus, ein Hiſtoriker, den Antiochus umbringen ließ, weil er die Parten des Ptolemäus Königs in Aegypten genommen hatte.

**) Xenophanes, ein griechiſcher Weltweiſe, und Zeitgenoſſe des Sokrates.

***) Accius war eines freygelaſſenen Sohn. Decimus Brutus ſchätzte dieſen Dichter ſo hoch, daß er die Eingänge der Tempel, die er von der Beute der Feinde gebauet hatte, mit den Gedichten, welche Accius ihm zu Ehren gemacht, auszieren ließ. Er ſtarb im Jahr 665 d. Stadt Rom in einem ſehr hohen Alter.

rus*) halten ihn für jünger. M. Varro aber ſagt in ſeinem erſten Buche von den Gemählden (de imaginibus), daß es ſehr zweifelhaft ſey, welcher von beyden älter wäre; gewiß ſey es indeſſen, daß beyde in einem Zeitpunct einmahl zuſammen gelebt hätten. Er glaubt den Beweis davon in der Aufſchrift des Dreyfußes auf dem Berge Helikon, welchen Heſiodus dahin ſoll verehrt haben, zu finden**).

Der Beweis, deſſen ſich Accius (in primo Didascalico) für das höhere Alter des Heſiodus bedienet, ſcheint mir ſehr ſchwach zu ſeyn. „Homer, ſagt er, hat, da er im Anfange ſeines Gedichts erwähnet, daß Achilles ein Sohn des Peleus ſey, doch gar nichts davon gedacht, wer dieſer Peleus geweſen ſey, welches er doch ohne Zweifel würde gethan haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Heſiodus deſſen ſchon Meldung gethan. Imgleichen würde er bey dem Cyklopen, daß derſelbe nur mit einem Auge verſehen geweſen, anzuführen nicht vergeſſen haben, wenn dieſer Umſtand nicht ſchon aus dem frühern Gedichte des Heſiodus bekannt geweſen wäre."

*) Ephorus, ein Geſchichtſchreiber und Schüler des Iſokrates, von dem aber geſagt wird, daß er ſich ſehr oft irre, und eben ſo oft ſeine Leſer in Irrthum führe.

**) Die Aufſchrift lautete ſo:

'Ησίοδος Μούσαις 'Ελικωνίσι τὸνδ' ἀνέθηκε
ὕμνω νικήσας ἐν χαλκίδι θεῖον Ὅμηρον.
Hesiodus posuit Musis Heliconibus istum,
Quum cantu vicit divinum in chalcide Homerum.

Salmaſius aber glaubt, daß dieß von den Anhängern des Heſiodus erſt hernach ſey erdichtet worden, weil ſie ihm ſo gerne den Vorrang vor dem Homer haben verſchaffen wollen.

Eben ſo wenig iſt man wegen des Vaterlandes des Homers mit einander einig. Einige machen ihn zu einem Colophonier, andere zu einem Smyrnäer, andere zu einem Athenienſer, und noch andre zu einem Aegypter. Ariſtoteles ſagt, daß er auf der Inſel Jo gebohren ſey. M. Varro hat in eben angeführtem Buche ſeinem Bildniſſe folgende Aufſchrift beygefügt: „Dieſe Kapelle von weißem Marmor zeigt das Grab „des Homers, wohin die Jeter ihm zu Ehren nach „ſeinem Tode ihre Opfer bringen *).“

Sieben Städte ſtreiten mit einander über den Urſprung des Homers, und eine jede derſelben eignet ſich ihn zu: Smyrna, Rhodus, Kolophon, Salamin, Jos, Argos und Athen.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 15.)

Wirkungen einer plötzlichen großen Freude.

Ariſtoteles meldet, daß eine vornehme Dame von der Inſel Naxus, Nahmens Polykrita, für unvermutheter großer Freude den Geiſt aufgegeben habe **).

*) Capella Homeri candida haec tumulum indicat:
Quod hac Ietae mortuo faciunt sacra.

**) Die Sache verhält ſich nach dem Plutarch (de virt. mul.) ſo: Es hatte ſich ein Krieg zwiſchen den Mileſiern und Naxiern erhoben, der daher entſtund, daß die Naxier die Neära, eine Frau des Hypſikreontes eines Mileſiers, welche mit dem Promedontes, einem Naxier, heimlich fortgegangen war, nicht wieder ausliefern wollten. In dieſem Kriege belagerte Diognes

Philippides*), ein nicht unberühmter Comödienſchreiber, ſtarb ebenfalls plötzlich für großer Freude, als er wider Vermuthen annoch in ſeinem hohen Alter den aufgeſetzten Preiß in der Dichtkunſt davon trug. Nicht weniger berühmt iſt in dieſem Stücke die Geſchichte des Diagoras aus Rhodus. Dieſer Mann hatte drey Söhne, welche alle geſchickte Fechter waren, der eine im Fauſtkampf, der andere im

tus, der General der Erythräer, welche den Mileſiern zu Hülfe gekommen waren, die Naxier, und machte von ihnen viele Beute und Gefangene. Unter dieſen befand ſich auch dieſe Polykrita. Diognetus verliebte ſich in dieſe ſchöne Gefangene; und als darauf die Mileſier in ihrem Lager einen gewiſſen Feſttag feyerten, bath ſich dieſe Dame von ihrem Liebhaber die Erlaubniß aus, an ihre Brüder einige Kuchen zu ſchicken. Sie erhielt ſolche; ſie hatte aber in dieß Gebackene bleyerne Täfelchen eingeſchloſſen, worin ſie ihren Landsleuten Nachricht von dem Zuſtand der Mileſier gab, und wie leicht es ihnen ſeyn würde, dieſelben in der Nacht, wenn ſie von Wein berauſchet wären, zu überfallen. Die Naxier machten ſich dieſe erhaltene geheime Nachricht ſo gleich zu Nutze, überfilen die Mileſier, und machten einen großen Theil derſelben nieder, wobey Diognetus ohne Zweifel auch würde ums Leben gekommen ſeyn, wenn die Polykrita nicht für ihn gebethen hätte. Sie wurde darauf wie im Triumph von ihren Landsleuten nach der Stadt geholt; allein die Ehrenbezeugungen, womit ſie von allen Seiten überhäuft wurde, ſetzten ſie in eine ſo große Freude, daß ſie noch unter dem Thore niederfiel, und ihren Geiſt aufgab.

*) Philippides, ein griechiſcher komiſcher Dichter, lebte etwa 336 Jahre vor C. G. Man findet noch einige Fragmente von ihm beym Plutarch und bey andern Autoren.

Ringen, und der dritte in beyden zugleich. Der Vater hatte das Glück, alle dieſe ſeine drey Söhne auf einen Tag in den Olympiſchen Spielen gekrönt zu ſehen. Sie traten als Sieger zu ihrem Vater, umarmten ihn, ſetzten ihre Kränze auf ſein Haupt, und überhäuften ihn mit Küſſen, indeſſen das Volk von allen Seiten ihnen frohlockend Blumen zuwarf. Der Eindruck, den dieß auf den Vater machte, war zu ſtark; denn mitten unter den Küſſen und Umarmungen ſeiner Söhne gab er noch auf dem Kampfplatz vor den Augen des Volks ſeinen Geiſt auf.

Eben ſo lieſet man in unſern Jahrbüchern, daß zu der Zeit, als das römiſche Kriegsheer bey Cannä war geſchlagen worden, ein altes Mütterchen, wie ſie gehört, daß ihr Sohn in der Schlacht geblieben, ſehr traurig geworden ſey; als aber dieſer ihr Sohn, den das Gerücht fälſchlich todt geſagt hatte, nicht lange hernach zur Stadt kam, wurde ſie, als ſie ihren Sohn ſo unvermuthet wieder erblickte, in eine ſo lebhafte Freude darüber geſetzt, daß ſie davon wie betäubt todt zur Erden niederſank.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

(L. III. c. 16.)

Verſchiedene Meinungen der Aerzte und Philoſophen von der Zeit der Entbindung einer Mutter.

So wohl Aerzte, als berühmte Weltweiſen haben ſich in eine Unterſuchung der Frage, wie lange ein Kind in Mutterleibe getragen werde? eingelaſſen. Die gemeinſte Meinung iſt, daß eine Frau von der

Zeit an, da ſie empfangen, im ſiebenten Monath ſehr ſelten, im achten niemahls, im neunten ſehr oft und noch öfter im zehnten Monath niederkomme; und daß das Ende nicht aber der Anfang des zehnten Monaths das weiteſte Ziel einer ſolchen Niederkunft ſey. Dieß letztere erhellet aus einer Comödie des Plautus (Cistellaria), worin es heißt: „Die Perſon, welche er geſchwängert, hat hernach am Ende des zehnten Monaths (decumo post mense exacto) eine Tochter gebohren.“ Menander, ein noch älterer Dichter, und der von den Meinungen der Menſchen ſehr wohl unterrichtet war, gibt eben dieſes zu erkennen in einem ſeiner Stücke (Plocius), worin er ſagt: „Die Frau kömmt im zehnten Monath nieder.“ Aber unſer Cäcilius, da er in einer Comödie gleiches Nahmens und Inhalts das meiſte vom Menander genommen hat, läßt doch, indem er die Monathe, in welchen die Entbindung zu erfolgen pflegt, hernennt, den achten nicht weg. „Pflegt nicht, ſagt er, eine Frau im zehnten Monath nieder zu kommen? Wahrhaftig, eben ſo wohl wie im neunten, auch im ſiebenten und im achten.“ Daß Cäcilius ſo nicht ohne Bedacht geredet, und nicht ohne Grund von des Menanders und anderer Meinung abgewichen ſey, lehrt uns Varro, indem er im vierzehnten Buche ſeines Tractats von göttlichen Dingen bezeugt, daß bisweilen Kinder auch im achten Monath gebohren würden, und er ſetzt in eben dieſem Buche hinzu, daß ſolches bisweilen auch erſt im eilften Monath geſchehen könne; welche Meinung vom achten und eilften Monath er mit dem Anſehen des Ariſtoteles beſtätiget.

Die Urſache der Verſchiedenheit der Meinungen in Anſehung des achten Monaths gründet ſich auf

eine Stelle des Hippokrates in ſeinem Buche von den Nahrungsmitteln, in welchem man dieſe Worte lieſet: „Es gibt Entbindungen im achten Monath, und es gibt deren auch nicht *).“ Den Sinn dieſer Worte, die etwas abgebrochen und dunkel ſind, und worin ein Widerſpruch zu ſeyn ſcheinet, hat der Arzt Sabinus, der beßte Ausleger des Hippokrates, in folgenden Worten deutlich gemacht: „Die Kinder,“ ſagt er, „welche durch eine unzeitige Geburt auf die Welt kommen, ſcheinen zwar lebendig zu ſeyn, ſie ſind es aber wirklich nicht, weil ſie gleich darauf ſterben: ſie ſind alſo nur dem Scheine nach, nicht aber in der That als gebohrne Kinder anzuſehen.“ Varro aber bezeugt, daß bey den alten Römern ſolche Geburten nicht für ganz ſeltſam ſeyn angeſehen worden; daß aber die im neunten und zehnten Monathe, jedoch auch nicht weiterhin, als eigentlich natürliche und rechtmäßige Geburten ſeyn betrachtet worden. Eben daher wären auch den drey Parzen die drey Nahmen, Parca von der Geburt (partu, mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben) Nona und Decima von dem neunten und zehnten Monath der Entbindung beygelegt worden, welche drey Nahmen der Parzen Cäſellius Vindex auch (in ſeinen lectionibus antiquis) in dieſer Ordnung anführet: Nona, Decuma, Morta, welches letztere Wort eigentlich Moera (griechiſch μοῖρα) heiſſen ſollte, dafür Cäſellius nach Anleitung eines Verſes aus dem alten Dichter Livius, Morta als einen eigenen Nahmen gebraucht hat.

*) ἐςὶ δὲ καὶ ὀυκ ἔςιν ὀκτάμηνος γένεσις, Est vera et non est octimestris partus.

Ich habe auſſer dem, was ich in Büchern von dieſer Materie geleſen, noch folgende Erfahrung zu Rom gehabt: Eine Frau, deren Tugend nicht im mindeſten konnte im Zweifel gezogen werden, kam im eilften Monath nach ihres Mannes Tode nieder. Die Sache machte zu Rom ein großes Aufſehen. Man wollte aus der Zeit ihrer Niederkunft, und in dem nach dem Geſetze der Zehnmänner eine Geburt im zehnten, nicht aber im eilften Monath für rechtmäßig gehalten werden konnte, den Schluß machen, daß ſie nach ihres Mannes Tode mit jemand einen unerlaubten Umgang müſſe gehabt haben. Allein, der Kaiſer Hadrian entſchied nach angeſtellter Unterſuchung die Sache dahin, daß eine Entbindung auch wohl erſt im eilften Monath vor ſich gehen könne. Ich habe dieſes kaiſerliche Urtheil ſelbſt geleſen, in welchem der Fürſt auch noch bezeugte, daß er vorher wegen dieſer Sache die berühmteſten alten Aerzte und Weltweiſen zu Rathe gezogen habe.

Man lieſet noch jetzo in einer Satyre des Varro, das Teſtament betittelt, folgende Worte: „Wenn mir ein oder mehrere Söhne im zehnten Monathe gebohren würden, ſo ſollen ſie, wenn ſie von Natur Dummköpfe ſind *), von der Erbſchaft ausgeſchloſſen ſeyn; würde mir aber einer mit Ariſtoteles Kopf und Gaben (κατ' Ἀριστοτέλη) auch im

eilf-

*) Asini ad lyram heißt es im Grundtext, ein Ausdruck, der nach dem Erasmus (Adag. p. m. 142.) von einem dummen Menſchen, der eben wie ein Eſel, ohne die Muſik zu verſtehen, nur die Ohren dabey bewegt, von keiner Sache ſelbſt mit Verſtand urtheilen kann, gebraucht wird.

eilften Monath gebohren, ſo ſoll dieſer Umſtand (der ſpäten Geburt) eben ſo wenig einen Unterſchied in Anſehung des Rechts (zur Erbſchaft) machen, als zwiſchen Accius und Titius iſt." Durch dieſe letzten Worte, welche ein altes Sprichwort enthalten, deutet Varro an, daß, ſo wie man von Dingen, unter denen gar kein Unterſchied iſt, zu ſagen pflegt: Accius eben ſo wie Titius, er die im eilften Monath gebohrnen Kinder eben ſo, wie die, welche im zehnten Monath gebohren werden, anſehe.

Wenn es aber wahr iſt, daß eine rechtmäßige Geburt nicht wohl über den zehnten Monath darf hinausgedehnet werden, ſo mögte man wohl fragen, warum Homer den Neptun zu einem Mädchen, gleich nach deſſen Schwängerung von ihm, habe ſagen laſſen: „Freue dich, liebes Mädchen, über meine dir bewieſene Zärtlichkeit; nach Verlauf eines Jahres wirſt du hübſche Knaben zur Welt bringen; denn die Umarmungen der Götter ſind nie ohne Wirkung *)." Nachdem ich dieſe Stelle vielen Sprachkundigen gewieſen hatte, hielten einige von ihnen dafür, daß das Jahr zu Homers Zeiten, eben ſo wie zur Zeit des Romulus, nicht aus zwölf, ſondern nur aus zehn Monathen beſtanden habe; andere behaupteten, daß es der Majeſtät des Nep-

*) Χαῖρε γυνὴ φιλότητι περιπλομένυ δ᾽ ἐνιαυτῦ
Τέξεις, ἀγλαὰ τέκν᾽, ἐπεὶ ὐκ ἀποφώλιοι εὐναὶ
Ἀθανάτων.

Gaude mulier amore, circumvoluto autem anno liberos splendidos paries, quoniam non inanes concubitus Immortalium.

tuns geziemet habe, den Termin zur völligen Ausbildung einer Frucht von ihm, damit dieſe deſto mehr Stärke erlange, weiter als gewöhnlich hinaus zu ſetzen. Andere ſchwatzten ſonſt noch dieß und jenes daher. Favorin aber ſagte mir, daß der Ausdruck, nach Verlauf eines Jahrs, nicht eben ein volles Jahr, ſondern eines, das zu Ende läuft, bedeute, wie er aus einer Rede des Cicero (de provincis consularibus) bewies.

Selbſt Hippokrates ſchreibt in oben angeführtem Buche, nachdem er die Zeit der Geburt nach der Empfängniß auf den neunten oder zehnten Monath feſtgeſetzt hat, daß ſolches doch nicht allemahl gleich, ſondern bald früher, bald ſpäter, doch auch nicht viel früher, noch viel ſpäter erfolge.

Wie ich mich noch erinnere, ſo wurde zu Rom bey einer wichtigen Sache ſehr darüber geſtritten, ob ein Kind, das im achten Monath zwar lebendig auf die Welt gekommen, aber gleich nach der Geburt geſtorben war, den Aeltern das Vorzugs-Recht dreyer Kinder (jus trium liberorum) *) habe zuwege bringen können, indem einige ſolches nur für eine unzeitige Geburt wollten angeſehen wiſſen.

Da ich vorhin des eilften Monaths und einer Stelle beym Homer erwähnet, ſo darf ich hier auch nicht mit Stillſchweigen übergehen, was Plinius im ſiebenten Buche ſeiner Naturhiſtorie berichtet, daß

*) Ein Vater, der zu Rom drey Kinder hatte, genoß verſchiedene Vorrechte, als: er war frey von den Dienſten des Staats, er brauchte keine Vormundſchaft zu übernehmen, er bekam die ihm vermachte Erbſchaft ganz ohne Abzug u. ſ. w. August ſuchte beſonders dadurch die Heirathen zu befördern.

nähmlich der Prätor L. Papirius ein Urtheil gegen den nachgeſetzten Erben, zu Gunſten einer Frau, die nach ihrem Vorgeben dreyzehn Monathe in der Schwangerſchaft gelebt, geſprochen habe, aus dem Grunde, weil ihn dünke, daß ſich keine gewiſſe Zeit der Geburt beſtimmen lieſſe. Eben dieſer Plinius ſagt, daß das Gähnen einer kreißenden Frau tödtlich ſey, und das Nieſen nach der Beywohnung eine unzeitige Niederkunft wirke.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 3.)

Erſtes Beyſpiel der Eheſcheidung zu Rom.

Man hat angemerkt, daß faſt in fünf hundert Jahren ſeit Erbauung der Stadt Rom weder in dieſer Hauptſtadt, noch in dem ganzen Latium ein Streit über den Brautſchatz einer Frau der Eheſcheidung wegen entſtanden ſey, und daß bis dahin in den Ehepakten dieſer Sache wegen nichts ſey verabredet worden, indem eine ſolche Vorſicht zu einer Zeit, da eine Eheſcheidung noch was Unerhörtes war, unnütz würde geweſen ſeyn. Und wie man aus dem Buche des Servius Sulpicius, welches er von dem Brautſchatze geſchrieben hat, ſieht, wurd es erſt zu der Zeit nöthig, dieſer Sache wegen etwas feſt zu ſetzen, nachdem Sp. Carvilius, der den Beynahmen Ruga führet, ein angeſehener Bürger, ſich das erſte Mahl von ſeiner Frau geſchieden hatte; und zwar aus der Urſache, weil ihm dieſelbe eines körperlichen Fehlers wegen keine Hoffnung zur Nach-

kommenſchaft geben konnte. Dieß trug ſich zu im Jahr nach Erbauung der Stadt Rom 523 (oder vielmehr 527), unter der Regierung der beyden Conſuln, des M. Atilius und des P. Valerius. Man ſagt auch, daß dieſer Carvilius ſeine Frau, die er von ſich gelaſſen, in der That ungemein geliebt, und ſie wegen ihrer Tugend und guten Sitten ſehr hoch geſchätzt habe; weil er aber nach Gewohnheit in den Händen der Cenſoren einen Eid abgelegt hatte, daß er bloß um Kinder zu zeugen, eine Frau nähme: ſo habe er ſeine Liebe und Zärtlichkeit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, die ihm der Eid auferlegt, lieber aufopfern wollen.

Ein ſehr altes Geſetz zu Rom, welches man noch dem Könige Numa zuſchreibt, zeiget aber, was für eine Schande eine Perſon betroffen habe, welche mit einem Manne, der ſchon mit einer rechtmäßigen Ehefrau verbunden war, als Concubine gelebt hatte. Das Geſetz lautet ſo: „Einer Concubine ſoll unterſagt ſeyn, den Altar der Juno zu berühren: und ſollte ſie ihn einmahl berühret haben, ſo ſoll ſie mit zerſtreuten Haaren der Göttin ein weibliches Lamm zum Opfer bringen."

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 4.)

Von den Verlöbniſſen in dem alten Latium.

Nach dem Servius Sulpicius in ſeinem eben angeführten Buche vom Brautſchatze, wurden die Verlobungen in demjenigen Theil von Italien, der La-

tium hieß, folgender Maßen gehalten: Derjenige, welcher eine Frau nehmen wollte, that demjenigen, von welchem er ſolche begehrte, das feyerliche Verſprechen, daß er die verlangte Perſon in keiner andern Abſicht, als um ſolche zu ehelichen begehre, und der andere verſprach, ihm die verlangte Perſon hernach treulich zu überliefern. Dieſer Vertrag eines ſolchen wechſelſeitigen feyerlichen Verſprechens hieß die Verlobung (sponsalia), und die verſprochene Perſon hieß die Verlobte (sponsa) oder Braut, und der ſie zu ehelichen verſprach, der Bräutigam (sponsus). Wenn nun nach dieſem feyerlichen Vertrag die verlobte Perſon auf einer Seite nicht ausgeliefert, oder auf der andern Seite nicht geehelichet wurde, ſo ſtellte der verletzte Theil aus dieſem geſchloſſenen Vertrag eine Klage an. Der Richter unterſuchte dann die Sache, warum die Verlobte entweder nicht ausgehändiget, oder nicht geehelichet worden ſey; fand ſich ſodann keine giltige Urſache, ſo belegte er einen oder den andern Theil mit einer Geldſtrafe, die nach der verſchiedenen Schätzung des Schadens, den der beleidigte Theil darunter litt, höher oder geringer war. Servius fügt hinzu, daß dieſes Recht der Verlobung bis auf die Zeit, da das ganze Latium durch das Juliſche Geſetz mit dem römiſchen Bürgerrecht beſchenket worden, gedauret habe *).

*) Die Verlobung geſchah bey den Römern entweder bloß durch ein gegenſeitiges mündliches Verſprechen, oder vermittelſt einer aufgeſetzten Schrift, welche durch das beygeſetzte Siegel der Anweſenden bekräftiget wurde. Dann ſchenkte der Bräutigam ſeiner Braut einen Ring auf die Treue. Zur Zeit des Plinius war dieſer Ring noch von Eiſen, nachher aber war

Eben das berichtet auch Neratius *) in ſeinem Buche von den Hochzeiten.

Vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 5.)

Beſtrafte Falſchheit der Etruriſchen Haruſpiker.

Eine Bildſäule des Horatius Cocles **), welche dieſem tapfern Held auf dem Comitium zu Rom errichtet war, wurde vom Donner getroffen, und um den erzürnten Himmel zu verſöhnen, ließ man aus Etrurien Haruſpiker †) kommen. Dieſe aber,

er, wie heutiges Tages, von Gold. Hierauf wurde ein Tag zur Hochzeit angeſetzt, wozu man aber keinen Tag der Calenden, der Nonen oder der Idus, wie auch keinen der darauf gleich folgenden Tage, welche man insgeſammt für unglückliche hielt, wählte. Das angeführte Juliſche Geſetz führte den Nahmen vom Sextus Julius Cäſar, der mit dem L. Martius im J. d. St. R. 662 Conſul war.

*) Neratius Priſcus war ein Vertrauter des Trajans; er wird hin und wieder im Corpore Juris civilis angezogen.

**) Dieſer Horatius Cocles (der Einäugigte) ſtellte ſich dem Feinde ganz alleine auf einer Brücke entgegen, ſo lange bis man ſolche hinter ihm abgeworfen und dadurch dem Feinde den Uibergang über dieſelbe benommen hatte; hierauf warf er ſich bewaffnet in den Fluß und ſchwamm ſo zu den Seinigen hinüber. Deßwegen wurde ihm auſſer andern Belohnungen ſeiner Tapferkeit eine eherne Bildſäule zu Ehren aufgerichtet. Man ſehe den Plutarch (im Leben des Publicola.)

†) Die ſich auf die Kunſt des Opferbeſchauens, Zeichen-

welche im Herzen dem römiſchen Volke gram waren, beſchloſſen heimlich unter ſich ganz verkehrte Gebräuche und Ceremonien dabey anzuſtellen. Sie riethen demnach, daß man die Bildſäule von da wegnehmen und an einen niedrigern Ort, der mit Gebäuden umgeben wäre, und daher von der Sonne nicht könne beſchienen werden, ſtellen ſolle. Allein die Falſchheit dieſer Leute wurde verrathen und entdeckt; ſie wurden alſo, nachdem ſie ihre Treuloſigkeit eingeſtanden hatten, von dem Volke hingerichtet. Gleich darauf beſchloß man, nach richtiger befundenen Gründen, die Bildſäule auf einen andern gelegenen erhabenen Ort zu bringen, und ſolchemnach wurde dieſelbe auf den erhabenſten Platz bey dem Tempel des Vulkans geſtellt, welches denn auch der Republik zum Glück und Segen gereichet hat. — Zum Andenken dieſer Falſchheit der Etruriſchen Haruſpiker und der Strafe, die ſie dafür erlitten, machte man folgenden Vers, welchen die römiſche Jugend in der ganzen Stadt ſang: „Ein böſer Rath trifft ſeinen eigenen Urheber am meiſten (Malum consilium consultori pessimum est).“ Dieſe Geſchichte nebſt dem angeführten Vers, der aus dem Heſiodus überſetzt zu ſeyn ſcheint, ſteht im eilften Buche der großen Annalen, und in des Valerius Flaccus erſtem Buche merkwürdiger Dinge.

deutens u. ſ. w. am beſten verſtunden, und deren Land Etrurien (das jetzige Großherzogthum Florenz) die Wiege dieſer Künſte war.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 8.)

Fabricius Luſcinus ein wahrer Patriot.

Fabricius Luſcinus *) war ein Mann, der ſich durch ſeine große Thaten einen ſehr anſehnlichen Ruhm erworben hatte. Publius Cornelius Rufinus hingegen war zwar ein tapferer Soldat und in der Kriegskunſt ſehr wohl erfahren, aber dabey bis zum Stehlen vom höchſten Geiz beſeſſen. Fabricius mißbilligte dieß an ihm ſo ſehr, daß er deßwegen nicht die mindeſte Freundſchaft für ihn hatte, ſondern ihn vielmehr wegen ſeiner ſchlechten Sitten innigſt haßte. Inzwiſchen, da Rufinus in ſehr bedenklichen und widrigen Umſtänden der Republik um das Conſulat anhielt, und ſeine andern Mitbewerber nur ſchwache und ſchlechte Leute waren, that Fabricius doch ſein Möglichſtes, um den Rufinus zu dieſer Würde zu verhelfen, und es gelang ihm damit. Die meiſten wunderten ſich darüber, wie er doch einen Geizhals, einen Mann, gegen den er die äußerſte Feindſchaft hegte, und den er tödtlich haßte, zur Conſulswürde habe zu verhelfen ſuchen können. Allein Fabricius ſagte zu ihnen: „Sie hätten nicht Urſache ſich dar-

*) Fabricius Luſcinus, einer der berühmteſten Männer unter den Römern, hatte dreymahl die Conſulswürde begleitet, und lebte im fünften Jahrhundert der Republik. Man ſehe von ihm oben (Kap. 31). Er hinterließ ſo wenig Vermögen, daß ſeinen Töchtern aus dem gemeinen Schatz das Heirathsgut mußte gereichet werden.

über zu verwundern, daß er ſich lieber wolle plündern, als verkaufen laſſen *)."

Einige Zeit hernach, als Fabricius Sittenrichter (censor) geworden war, ließ er dieſen Rufinus, ob er gleich Dictator und zweymahl Conſul geweſen war, aus der Liſte der Senatoren, wegen ſeines Übermuths, daß er zehn Pfund ſchwer Silbergeſchirr hatte, ausſtreichen **).

So wie ich die obige Hiſtorie erzählt habe, wird dieſelbe von den meiſten Geſchichtſchreibern angeführt; nach dem Cicero aber hat Fabricius die vorhin angeführten Worte nicht zu andern, ſondern zu dem Rufinus ſelbſt geſagt, als dieſer ihm wegen ſeines Eifers, den er darin bewieſen, ihn zum Conſulat zu verhelfen, Dank abgeſtattet. Cicero redet davon ſo im zweyten Buch des Redners: „Es iſt ein artiges Kunſtſtück, wenn man durch etwas an ſich geringes und unbedeutendes, oder oft nur durch ein einziges Wort eine dunkle und verborgene Sache aufzuklären weiß. Als z. B. P. Cornelius ein recht diebiſch geiziger Mann, der aber zugleich tapfer und ein vortrefflicher General war, dem C. Fabricius dafür Dank ſagte, daß er ihn, ohnerachtet er ſein Feind wäre, zur Erhaltung der Conſulswürde beför-

*) Nihil est quod miremini, si malui compilari, quam venire.

**) Welches zu der Zeit als ein unmäßiger Pracht angeſehen wurde. Die Cenſoren hatten aber die Macht, daß ſie bey Ableſung der Nahmen der Senatoren einen ſolchen, wider deſſen Aufführung etwas einzuwenden war, auslaſſen konnten; und dieß hatte die Folge, daß ein ſolcher dadurch ſeine Stelle unter den Senatoren verlor.

derlich geweſen ſey, beſonders in einem ſo ſchweren und wichtigen Kriege; ſo antwortete ihm dieſer ganz trocken: „Du haſt gar nicht Urſache mir dafür zu danken, daß ich mich lieber habe wollen plündern laſſen, als ſelbſt feil werden *).“

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 10.)

Ordnung des Stimmſammelns im Senat zu Rom.

Vor der jetzigen Einrichtung der innern Ordnung des Senats zu Rom war die Weiſe des Stimmſammelns in demſelben ſehr abwechſelnd. — Bald wurde derjenige am erſten um ſeine Meinung befragt, der von den Cenſorn als der erſte des Senats **) (princeps in senatu) war abgeleſen worden; bald war dieß ein Vorzug derjenigen, die zur Conſulswürde beſtimmt waren. Einige Conſuls pflegten auch wohl aus beſonderer Freundſchaft, oder Ehrenhalber nach ihrem Gutdünken, ohne Beobachtung der gewöhnlichen Ordnung, einen der Senatoren zuerſt um ſeine Meinung zu befragen; doch wiederfuhr dieſe Ehre niemanden, als einem ſolchen, der ſchon

*) Mit dem einzigen Wort compilari gab ihm Fabricius wegen ſeines Geizes einen feinen Hieb, und zeigte an, daß es doch noch immer beſſer ſey von ſeinem Mitbürger ſich berauben zu laſſen, als dem Feinde wie ein Sklave in die Hände zu fallen.

**) So hieß derjenige, der bey Ableſung der Nahmen der Senatoren von dem Cenſor als der würdigſte unter ihnen zuerſt genannt wurde.

eine conſulariſche Würde begleitet hatte. C. Cäſar hat in ſeinem Conſulat, das er mit dem M. Bibulus führte, nur vier Senatoren dieſe beſondere Ehre erwieſen, und unter dieſen vieren pflegte er insgemein den M. Craſſus am erſten aufzufordern, ſeine Meinung zu ſagen. Nachdem er aber ſeine Tochter dem Cn. Pompejus zur Ehe verſprochen hatte, fing er an dieſen zuerſt zu befragen, und wie Tiro Tullius der Freygelaſſene des Cicero aus dem Munde dieſes ſeines Patrons berichtet, hat er dem Senat auch die Gründe dieſes ſeines Verfahrens angezeiget, welches Capito Atejus in ſeinem Buche von der Pflicht der Senatoren ebenfalls bezeugt. In eben dieſem Buche lieſt man auch folgende Anekdote:

Als Cajus Cäſar Conſul war, befrug er den M. Cato um ſeine Meinung. Cato wollte nicht, daß die Sache, worüber man ſich berathſchlagte, und die er der Republik nicht für zuträglich hielt, zu Stande käme; um dieſelbe daher in die Länge zu ziehen, fing er eine lange und weitläuftige Rede an, womit er den ganzen Tag hinbrachte; denn ein Senator hatte das Recht, daß er, wenn er um ſeine Meinung war befragt worden, ſo viel und ſo lange reden durfte, wie er wollte. Cäſar, der endlich darüber ungeduldig wurde, rief den Gerichtsdiener, und als Cato ſich an nichts kehrte, ſondern noch immer in ſeiner Rede fortfuhr, befahl er ihn mitten im Reden beym Arm zu nehmen und ins Gefängniß zu führen. Als aber dieß geſchah, erhob ſich der ganze Senat, und folgte dem Cato ins Gefängniß nach. Cäſar, der befürchtete, daß er ſich dadurch den Haß aller Senatoren zuziehen mögte, ſtund dem=

nach von der Sache ab, und ließ den Cato ſogleich wieder los.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 11.)

Von der Enthaltſamkeit des Pythagoras in Anſehung gewiſſer Speiſen.

Es herrſcht eine alte, aber eben ſo falſche Meinung, daß der Weltweiſe Pythagoras ſo wenig Fleiſch als Bohnen gegeſſen habe *). Aus welcher Urſache auch der Dichter Kallimach in einem ſeiner Verſe empfiehlet, ſich der Bohnen zu enthalten. Eben dieſe Meinung hegt auch Cicero im erſten Buch vom Wahrſagen (de divinatione), wo er ſich alſo vernehmen läßt: „Plato will, daß der Körper, wenn man ſich zur Ruhe begibt, ſo beſchaffen ſey, daß die Seele durch denſelben im Schlaf nicht geſtört und auf wunderliche Vorſtellungen gebracht werde. Man hält auch dafür, daß den Pythagoräern aus eben dieſer Urſache verbothen worden ſey, Bohnen zu genießen, weil dieſelben ſehr blähen, und auf dieſe Weiſe die Ruhe der Seele ſtören.“

So redet Cicero; allein der Muſiker Ariſtoxe-

*) Laertius leitet daher die Geſundheit des Körpers und Munterkeit der Seele her. Gewiß iſt es, daß unter den Kirchenvätern Tertullian (de cibis Judaicis) und Hieronymus (1. ad Jovin.) das Fleiſcheſſen vor der Sündfluth für unerlaubt gehalten haben; welchen aber von andern mit Grunde widerſprochen wird.

aus*), ein Mann, der in der alten Literatur sehr bewandert und ein Schüler des Ariſtoteles war, ſchreibt in ſeinem hinterlaſſenen Buche, das von dem Pythagoras handelt, daß dieſer Philoſoph unter allen Gemüſen die Bohnen am meiſten genoſſen habe, weil ſolche den Leib offen hielten und erleichterten. Ariſtoxenus fügt hinzu, daß er auch oftmahls das Fleiſch junger Ferken und Böcke gegeſſen habe. Vermuthlich hat er dieß von ſeinem vertrauten Freunde dem Xenophilus, einem Pythagoräer**), und von andern Leuten, die nicht lange nach dem Pythagoras gelebt, gehöret. Auch der Poet Alexis***) zeigt in ſeiner Comödie, das Leben des Pythagoras betitelt, daß dieſer Philoſoph ſich der Speiſen aus dem Thierreiche allerdings bedient habe.

Es ſcheint, daß der irrige Wahn von der Enthaltſamkeit der Bohnen daher entſtanden ſey, weil in einem Gedichte des Empedokles, eines Schülers des Pythagoras, dieſe Worte ſich finden: „O ihr Elenden, rühret ja keine Bohnen an †).“ Man hat geglaubt, daß unter dem Wort (κυάμων) der Hül-

*) Ariſtoxenus war aus Tarent, er legte ſich unter Alexander dem Großen und ſeinen Nachfolgern auf Muſik und Philoſphie. Von 453 Büchern, welche Suidas ihm zuſchreibt, ſind bloß noch ſeine Harmonica in drey Büchern, die älteſte Abhandlung von der Muſik, übrig.

**) Xenophilus, ein berühmter griechiſcher Muſikus, lebte hundert und fünf Jahre, ohne jemahls die mindeſte Schwachheit verſpürt zu haben, welches Plinius ein Wunder ohne ſeines gleichen nennt.

***) Alexis, ein Sybaritiſcher Dichter, lebte vor dem Menander, ohngefähr 330 Jahr vor C. G.

†) Δειλοὶ, πάνδειλοι, κυάμων ἄπο χεῖρας ἔχεσθαι. O miseri, miseri, tactum vitate fabarum.

ſenfrucht, welche man Bohnen nennt, verſtanden werde: allein diejenigen, welche den Sinn dieſes Verſes des Empedokles genauer unterſucht haben, halten dafür, daß er unter dieſem Worte nach der Weiſe des Pythagoras ganz etwas anders (testiculos) auf eine verdeckte und ſymboliſche Art habe andeuten wollen. — Daß alſo Empedokles die Leute nicht vom Eſſen der Bohnen, ſondern nur von gewiſſen wollüſtigen Ausſchweifungen habe abmahnen wollen *).

Auch Plutarch, ein Mann von nicht geringerm Anſehen in der gelehrten Welt, führt in ſeinem erſten Buche über den Homer aus dem Ariſtoteles an, daß die Pythagoräer ſich nicht überhaupt alles Fleiſch von den Thieren, ſondern nur gewiſſer Theile an denſelben enthalten hätten. Ich will, weil die Sache ſo beſonders iſt, die Worte dieſes Schriftſtellers ſelbſt anführen: „Ariſtoteles ſagt, daß die Pythagoräer nichts von den Muttertheilen (μήτρας, vulva), und von dem Herzen der Thiere, auch von einer gewiſſen Art Seefiſche (ἀκαλύφης, urtica marina), und ſonſt noch einigen dieſer Art genieſſen, daß ſie aber ſonſt alles übrige eſſen.“ Eben dieſer Plutarch meldet auch noch (in ſeinen Symposiacis), daß die Pythagoräer ſich einiger Fiſche enthalten haben.

Sonſt iſt auch bekannt, daß Pythagoras von

*) Es gibt noch eine Meinung, nach welcher man dafür hält, daß Pythagoras unter dem Verboth des Eſſens der Bohnen gemeint habe, man ſolle ſich des Stimmegebens, welches durch Bohnen geſchah, enthalten, das heißt, man ſolle ſich nicht in die Regierung miſchen. Man ſehe hievon und von noch einer andern Meinung des Windet den Bayle (unter Pythagoras, lit. I.)

ſich vorgegeben hat, daß er zuerſt unter dem Nahmen Euphorbus auf der Welt erſchienen ſey. Das iſt doch weit entfernt von dem, was Clearch und Dicäarch*) geſchrieben haben, daß er hernach Pyrandrus**), darauf Callicles, und endlich ein ſchönes, aber liederliches Frauenzimmer, Nahmens Alce, geweſen ſey***).

Vier und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 12.)

Strenge der Sittenrichter zu Rom.

Wenn einer zu Rom ſeinen Acker hatte voller Unkraut werden laſſen, wenn er denſelben nicht fleißig beſtellt, gepflügt und gereiniget hatte; oder wenn jemand ſeinen Baumgarten und Weinberg vernachläßigte: ſo blieb ſolches nicht ungeſtraft, ſondern er wurde von den Cenſoren in die Klaſſe der Aerarier †) herunter geſetzt. Ferner, wenn ein römiſcher Ritter ein magers und ſchlecht gepflegtes Pferd hatte,

*) Clearch war ein Schüler des Ariſtoteles, und Dicäarch ein Meſſenier, der nach dem Laertius unter andern Lebensbeſchreibungen herausgegeben hat.

**) Pyrandrus war, wie Suidas meldet, ein ſehr liſtiger und verſchlagener Menſch.

***) Alles dieſes gründet ſich auf die vom Pythagoras vorgegebene Seelenwanderung, welche Lehre, wie vieles andere, er mit aus Aegypten gebracht.

†) Dieſe machten die niedrigſte Klaſſe unter den römiſchen Bürgern aus, welche nur ihr Kopfgeld bezahlten, und nicht, wie die andern, ein Recht zu ſtimmen hatten.

ſo wurde dieſes als eine liederliche Nachläſſigkeit geahndet *). Wie beydes von Schriftſtellern, insbeſondere dem M. Cato, bezeuget wird.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 18.)

Einige Merkwürdigkeiten von dem ältern Scipio Africanus.

Aus den Reden und Handlungen des ältern Scipio Africanus haben ſeine ungemeine Tugenden, ſein hoher, edelmüthiger Geiſt und das gegründete Vertrauen, das er aus eigenem Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit auf ſich ſelbſt ſetzen konnte, hervorgeleuchtet. Unter andern können folgende Beyſpiele beweiſen, was er für ein außerordentlicher Mann geweſen ſey: Als M. Nävius, der Zunftmeiſter des Volks, ihn öffentlich anklagte, und beſchuldigte, daß er ſich von dem Könige Antiochus habe beſtechen laſſen, damit dieſer einen billigern Frieden von den Römern erhalten mögte, und als er ihm noch einige andere Dinge vorwarf, die eines ſolchen Mannes ganz unwürdig waren; fing Scipio, nachdem er erſt Einiges angeführt hatte, das er ſeiner Würde und ſeinem Ruhme ſchuldig war, folgender maßen zum Volke zu reden an: „Ihr edlen Römer, ich bringe euch den heutigen Tag in eure Erinnerung, es iſt eben der

Tag

*) Ihnen wurde auch wohl zum Schimpf das Pferd von den Cenſoren genommen.

Tag, an welchem ich das Glück gehabt habe, den Karthaginenſer Hannibal, den bitterſten Feind unſers Staats, in einer großen Schlacht in Afrika zu überwinden, und euch dadurch einen ſo unverhofften Sieg, als Frieden zu verſchaffen. Es iſt billig, den Göttern dafür unſere Dankbarkeit zu bezeigen; meine Meinung wäre alſo, daß wir den Schwätzer da ſtehen ließen, und mit einander hinauf aufs Capitolium gingen, dem großen Jupiter daſelbſt unſer Dankopfer zu bringen.“ Als er dieß geſagt hatte, kehrte er ſich um, und ging nach dem Capitolium hinauf, ſogleich verließ das Volk, welches ſich doch in der Abſicht verſammelt hatte, um über den Scipio ein Urtheil zu fällen, den Tribun, folgte dem Scipio aufs Capitol, und begleitete ihn von da mit Frohlocken und gleichſam im Triumph wieder nach ſeinem Hauſe. Man zeigt noch eine Rede, welche eben diejenige geweſen zu ſeyn ſcheint, die Scipio an dieſem Tage gehalten; wenigſtens leugnen diejenigen, welche ſolche für unächt halten, doch nicht, daß Scipio die Worte, welche ich eben angeführt, wirklich geſprochen habe.

Das zweyte eben ſo vortreffliche Beyſpiel iſt folgendes: Gewiſſe Zunftmeiſter des Volks, die Pötilier, wurden auf Anſtiften des M. Cato, der dem Scipio feind war, angehetzet, daß ſie im Senat aufs inſtändigſte darum anhielten, daß Scipio von den eroberten Schätzen des Königs Antiochus und von der in dieſem Kriege gemachten Beute Rechnung ablegen mögte; denn Scipio hatte in dieſem Kriege ſeinen Bruder, der den Zunahmen Aſiaticus führte, als ſein Lieutenant begleitet. Scipio ſtund, als dieß vorging, im Senate von ſeinem Sitze auf, langte

ein Buch aus der Taſche hervor, welches eine genaue Berechnung der ganzen gemachten Beute und aller eroberten Schätze wirklich enthielt. Als aber jene verlangten, daß ſolches öffentlich vorgeleſen und hernach ins Archiv beygelegt werden mögte, ſagte Scipio: Das werde ich nimmermehr leiden, und mich ſelbſt auf eine ſolche Art beſchimpfen. Er nimmt darauf das Buch und zerreißt es vor ihren Augen in tauſend Stücke, voller Unwillen darüber, daß man ihn als einen Mann, dem die Republik ihr ganzes Heil und ihre Rettung zu danken hätte, um einiger erbeuteten Gelder willen zur Rechenſchaft fordern wolle.

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

(L. IV. c. 20.)

Noch einige Beyſpiele von der Strenge der Sittenrichter zu Rom.

Man findet noch folgende drey Beyſpiele von der Strenge der Sittenrichter zu Rom aufgezeichnet: Der Cenſor pflegte von einem jeden Bürger, um ſich zu verſichern, daß er verheirathet wäre, eine eidliche Ausſage nach dieſer Formel: „Sage nach deinem Gewiſſen, ob du ein Weib haſt? zu fordern. Ein gewiſſer Spottvogel und Luſtigmacher meinte, daß er bey dieſer Gelegenheit auch wohl ſeine Kurzweil treiben könnte, und antwortete auf die Frage des Conſuls: „Ich habe zwar ein Weib, aber nicht nach meinem Wunſch und Willen *).“ Dieſer übel ange-

*) Die Zweydeutigkeit liegt im Lateiniſchen in dem Ausdruck: ex animi sententia; denn in der Frage: ex

brachte und unzeitige Scherz kam ihm aber theuer zu ſtehen, denn er wurde von dem Cenſor zu den Aera=riern (der unterſten Claſſe der Bürger) herabgeſetzt, und die Urſache dieſer anerkannten Strafe dabey aus=drücklich bemerket.

Das zweyte Beyſpiel dieſer Strenge iſt folgen=des: Ein Bürger wird von einem ſeiner Freunde vor den Sittenrichter gefordert, und indem dieſer vor ſeinen Richtern ſteht, welche ſich über die Sache und die verdiente Strafe berathſchlagen, fängt er mitt=lerweile laut an zu gähnen. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er wegen dieſes bewieſnen Mangels an Ach=tung und dieſer bezeigten Unaufmerkſamkeit Streiche bekommen, wenn er nicht geſchwinde die Entſchul=digung ergriffen und geſagt hätte: daß ihm dieſer Zufall wider ſeinen Willen begegnet ſey, indem er mit einer Krankheit, welche die Gähnſucht (oscedo) genannt wird, behaftet ſey. Dieß brachte ihn noch glücklich vor der Strafe vorbey. Scipio Africanus führt dieſe beyden Exempel in ſeiner Rede an, die er als Cenſor gehalten hat, in der Abſicht, um das Volk zur Nachahmung der ſtrengen Sitten der Vor=fahren zu ermuntern.

Das dritte Beyſpiel dieſer Strenge befindet ſich beym Sabinus Maſurius im ſiebenten Buche ſ. Denk=würdigkeiten. „Als die beyden Sittenrichter P. Sci=pio Naſica und M. Popillius die gewöhnliche Mu-

animi tui sententia tu uxorem habes? heißt derſel=be ſo viel, als: aus Herzensgrund, nach Gewiſſen; in der loſen Antwort aber: Non, hercle, ex animi mei sententia, bedeutet er ſo viel, als: nach mei=nem Wunſch. Nach dem Cicero (de Orat. II. 64.) war dieſer Spottvogel der L. Porcius Naſica.

ſterung der Ritter *) hielten, bemerkten ſie einen unter ihnen, deſſen Pferd ſehr mager war, und ein ſchlechtes Anſehen hatte, er ſelbſt aber, der Ritter, war ganz dick und fett. Woher kommt das, frugen ſie ihn, daß du ſelbſt ſo wohl beleibt biſt, und dein Pferd hingegen ſo hager und mager iſt? Das kommt daher, antwortete dieſer, weil ich für meine eigene Perſon ſelbſt Sorge trage, mein Pferd aber von den Schurken meinem Knecht Statius beſorgt wird. Dieſe Antwort des Ritters ſchien den Richtern wider die ihnen ſchuldige Ehrerbiethigkeit zu ſeyn, weßwegen er, wie gewöhnlich, unter die Aerarier (die gemeinſten Bürger) herab geſetzt wurde."

Was den Nahmen Statius betrifft, ſo war dieß ein gemeiner Nahme der Knechte bey den Alten; wie denn auch der berühmte Comödienſchreiber Cäcilius, weil er erſt ein Knecht geweſen war, den Nahmen Statius führte, welches hernach bey ihm in einen Zunahmen iſt verwandelt worden, und er alſo Cäcilius Statius hieß.

*) Welche Muſterung, ſo oft ein Luſtrum, d. i. eine Zeit von 5 Jahren anfing, von den Cenſoren gehalten wurde, und wobey ſie ihre Autorität beſonders konnten ſehen laſſen. Außerdem war jährlich ein öffentlicher und prächtiger Aufzug (transvectio) der Ritter vor den Cenſoren gewöhnlich.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 1.)

Des Muſonius Erinnerung in Abſicht des Beyfalls, den die Philoſophen von ihren Schülern erhalten.

Ich habe gehört, daß Muſonius *) oft dieſe Anmerkung ſoll gemacht haben: Wenn ein Philoſoph, ſagte er, eine Vermahnung, Erinnerung, Warnung, oder ſonſt ein Stück der Wiſſenſchaften vorträgt, und die ganze Schule ertönt ſodann von dem lauteſten Beyfall und alten gewöhnlichen Lobſprüchen; wenn die Zuhörer von dem Wohlklang ſeiner Rede und den zierlichen Ausdrücken, deren er ſich in mannigfaltiger Abwechſelung bedienet, dergeſtalt bezaubert und hingeriſſen werden, daß ſie nicht aufhören, ihm Beyfall zuzuklatſchen: ſo mag man gewiß glauben, daß dieſe Stunde ſowohl für den Lehrer, als den Zuhörer verloren gegangen iſt. Man hat ſodann nicht ſowohl einen Philoſophen reden gehört, als vielmehr nur gleichſam ein ſchönes Stück eines Flötenſpielers mit angehört. Denn wenn ein Lehrer ſeine Schüler und Zuhörer nur mit nützlichen und heilſamen Dingen unterhält, wenn er Irrthümer und Laſter mit Ernſt und Nachdruck ſchildert, und die wirkſamſten Gegenmittel

*) Cajus Rufus Muſonius, ein Stoiſcher Weltweiſe, wurde unter dem Kaiſer Nero, weil er ſeine Aufführung getadelt, nach der Inſel Gyarus verwieſen, und vom Kaiſer Veſpaſian wieder zurück berufen. Er war auch ein Freund des bekannten Apollonius von Tyana. Ein anderer Muſonius, deſſen Eunapius Meldung thut, lebte zur Zeit des Kaiſers Julians.

derſelben zeigt, ſo haben die Zuhörer, auf welche ein ſolcher Vortrag Eindruck macht, gewiß weder Luſt noch Muße ſich in weitläuftige Lobeserhebungen darüber einzulaſſen; nein, ein jeder der Zuhörer, wenn er nicht ſchon ein ganz verderbtes Herz hat, wird unter dieſem ernſthaften und nachdrücklichen Vortrag in ſich ſelbſt gehen, er wird entweder heimlich beſtürzt von Schaam und Reue, oder von Freude und Bewunderung dergeſtalt betroffen ſeyn, daß man ihm und einem jeden andern der Zuhörer am Geſicht wird leſen können, was für einen verſchiedenen Eindruck dieſer Vortrag in der Stille bey Erregung ihres Gewiſſens auf ihr Gemüth gemacht habe.

Uiberdem, fährt Muſonius fort, grenzen Lobeserhebung und Bewunderung ganz nahe zuſammen; und wenn die letztere auf den höchſten Grad geſtiegen iſt, ſo wird ſie nicht ſowohl in Worten laut, ſondern wirkt vielmehr ein tiefes Stillſchweigen. Daher auch der weiſeſte und vortrefflichſte der Dichter, nachdem er den Ulyſſes ſeine Unglücksfälle auf die intereſſanteſte Weiſe hat erzählen laſſen, die Zuhörer desſelben nach geendigter Erzählung nicht aufſpringen und ein lärmendes Geſchrey machen läßt; ſondern er ſtellt ſie vielmehr als ſolche dar, die von der Erzählung aufs innigſte gerührt, und darüber voll Erſtaunens ganz ſtumm und ſprachlos geworden wären.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 2.)

Von dem berühmten Pferde Alexanders, Bucephalus.

Alexander, König von Macedonien, hatte ein Pferd, das wegen ſeines fürchterlichen Anſehens Bucephalus (d. i. Ochſenkopf) hieß. Cares *) meldet, daß es für dreyzehn Talente, nach unſerm (römiſchen) Gelde für dreyhundert und zwölf tauſend Seſterzien (d. i. 9750 Reichsthaler) ſey gekauft, und dem König Philipp geſchenkt worden. An dieſem Pferde war beſonders merkwürdig, daß es, wenn es zur Schlacht geſchmückt und ausgerüſtet war, ſich von niemand anders, als nur vom Könige beſteigen ließ **). Ferner wird von dieſem Pferde folgende merkwürdige Begebenheit erzählt: Alexander gerieth im Feldzuge gegen die Indier, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, unverſehens mitten unter einen feindlichen Haufen mit dieſem Pferde, die Pfeile flogen von allen Seiten um ihn her, ſo daß dieſes Thier am Kopf, an den Seiten allenthalben tief verwundet wurde, verblutet und halb todt trug es doch den

*) Dieſer Cares von Mytilene beſchrieb das Leben Alexanders, wovon Athenäus viel Rühmens macht. Er lebte unter dem Ptolemäus Soter, Könige von Aegypten, etwa 300 Jahre vor C. G.

**) Cäſar ſoll eben ein ſolches merkwürdiges Pferd gehabt haben, welches auch noch dieſes beſondere an ſich hatte, daß ſeine Vorderfüſſe eben wie bey einem Menſchen geſpaltet waren, welches von ſeinen Schmeichlern dahin gedeutet wurde, daß er die ganze Welt einmahl beherrſchen würde.

König durch einen ſchnellen Flug aus dem Gedränge, und ſobald derſelbe nur außer Gefahr war, fiel es todt danieder, gleichſam darüber getröſtet, daß es erſt ſeinen Herrn in Sicherheit gebracht hatte. Alexander blieb hiebey nicht unempfindlich, ſondern ließ nach glücklich geendigtem Kriege auf eben der Stelle, wo das Pferd niedergefallen war, ihm zu Ehren und zum Andenken eine Stadt bauen, der er den Nahmen Bucephalon gab.

Neun und vierzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 3.)

Von dem Protagoras.

Man ſagt, daß Protagoras, ein ſehr gelehrter Mann, deſſen Nahmen Plato einer ſeiner berühmteſten Schriften vorgeſetzt hat, in ſeiner Jugend, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, habe einen Taglöhner und Laſtträger (bajulum) abgeben müſſen. Er trug eines Tages vom Felde nach Abdera, ſeiner Vaterſtadt, ein ſchweres Bündel Holz, deſſen viele Stücke nur mit einem kurzen Strick zuſammen gebunden waren. Demokrit*), ſein Mitbürger eben gedachte Stadt Abdera, ein Mann, der wegen ſeiner Tugend und Wiſſenſchaft ſehr verehrungswürdig war, begegnete ihm ohngefehr vor der Stadt, und bemerkte, wie hurtig und behende er dieſe unbeholfene Laſt forttrug. Er näherte ſich deßwegen ihm, und betrach-

*) Dieſer berühmte Mann, der ſo, wie hernach Epikur, alles aus den Atomen herleitete.

tet mit Aufmerkſamkeit, wie künſtlich er das Holz gelegt und zuſammengebunden hat; er bittet ihn darauf, ſich ein wenig zu verweilen. Protagoras thut es, und der Philoſoph bemerkt mit Verwunderung, daß der Menſch den Bündel Holz, wie nach mathematiſchen Gründen des Gleichgewichts, in die Ründe zurecht gemacht und ſo mit einem kurzen Strick verbunden habe. Als er auf die Frage, wer das Holz ſo zuſammen gelegt habe, die Antwort erhielt, daß er es ſelbſt gethan habe; bittet er ihn den Bündel los zu machen, und die Stücken Holz nochmahls ſo wieder in Ordnung zu legen und zuſammen zu binden. Democrit voller Verwunderung über die Fertigkeit und Geſchicklichkeit, womit dieſer ungelehrte Menſch ſolches ſo gleich bewerkſtelligt, ſagt zu ihm: „Mein guter Burſch, bey den ſchönen Gaben, die du beſitzeſt, wäreſt du wohl im Stande, dich, ſo wie ich, mit nützlichern und wichtigern Dingen abzugeben.“ Er nimmt ihn darauf von Stunde an zu ſich, gibt ihm Wohnung und Unterhalt in ſeinem Hauſe, unterrichtet ihn in der Philoſophie, und macht aus ihm den großen Mann, der er hernach geworden iſt.

Jedoch iſt es eben ſo wahr, daß dieſer Protagoras nicht ſowohl ein rechtſchaffener Philoſoph, als vielmehr ein ſpitzfindiger Sophiſt geweſen iſt. Er ließ ſich von ſeinen Schülern jährlich eine ſtarke Summe Lehrgeld bezahlen, wofür er ſie in der Kunſt zu unterrichten verſprach, wie ſie es anfangen müßten, um eine ſchwache und ungerechte Sache gewinnen zu machen, welches er ſo auszudrücken pflegte: Dem

Unterſten eine ſolche Wendung zu geben, daß es das Oberſte werde*).

Fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 10.)

Ein Beyſpiel der Sophiſterey dieſes Protagoras.

Unter die ſehr fehlerhaften Schlußreden gehören diejenigen, welche die Griechen wiederkehrende (ἀντιστρέφοντα) nennen, und die man in unſrer Sprache nicht uneben zurückgeſchobene (reciproca) heißt. Sie beſtehen darin, daß der geführte Beweis auf ſeinen Urheber kann zurückgeſchoben werden, und derſelbe ſo wohl auf der einen als auf der andern Seite giltig iſt, und paſſet. So war z. B. das bekannte Argument beſchaffen, deſſen ſich Protagoras, der größte Sophiſt, gegen ſeinen Schüler, den Evathlus, bediente. Beyde geriethen in einen Streit mit einander über eine verabredete und verſprochene Belohnung. Evathlus nähmlich, ein junger Menſch von großem Vermögen, war ſehr begierig die Redekunſt zu erlernen und ſich eine Geſchicklichkeit zu erwerben, eine Sache

*) Dieſer Protagoras ſoll gar die Exiſtenz Gottes geleugnet haben, weßwegen er als ein Atheiſt von Athen vertrieben worden. Er ſtarb hernach in Sicilien in einem ſehr hohen Alter, ohngefehr 400 Jahre vor C. G. Um ein Beyſpiel von der gemeldeten Art, wie dieſer Mann ſeine Schüler in der Sophiſterey unterrichtete, zu geben, habe ich das, was Gellius erſt weiterhin (L. V. c. 10.) von dieſem Protagoras anführet, hier ſogleich mitgenommen.

vor Gericht zu führen. Er begab ſich in dieſer Abſicht bey dem Protagoras in die Schule, und verſprach ihm für ſeinen Unterricht eine große Summe Geldes, ſo wie er ſie verlangt hatte, zu bezahlen. Die Hälfte dieſer Summe zahlte er ihm auch gleich auf der Stelle beym erſten Anfang des Unterrichts aus, und wurde mit ihm einig, daß die andere Hälfte ſogleich den Tag, an welchem er ſeine erſte Sache vor Gericht gewinnen würde, erfolgen ſolle. Nachdem er lange Zeit ein Schüler des Protagoras geweſen war, und in der Redekunſt aufs beßte zugenommen hatte, nahm er dennoch gar keine ſtreitige Rechtsſache an, ſolche vor Gericht zu führen. Wie nun eine Zeit nach der andern hierüber verſtrich, ſo argwohnte endlich ſein Lehrer, daß ſein geweſener Schüler es mit Fleiß vermeide, eine Rechtsſache anzunehmen, um nicht genöthiget zu ſeyn, ihm die verſprochene andere Hälfte des Honorariums auszuzahlen. Protagoras, des Wartens endlich müde, faßte darauf einen, ſeiner Meinung nach, recht liſtigen Anſchlag. Er fordert den Evathlus wegen der verabgeredeten Belohnung vor Gericht. Wie ſie daſelbſt beyde vor den Richtern zur Schlichtung dieſer Sache erſchienen ſind, fing Protagoras alſo zu reden an: „Du junger unbeſonnener Menſch, lerne hier, daß du, die Richter mögen ihr Urtheil ſprechen, auf was für Art ſie wollen, gezwungen ſeyn wirſt, mir zu bezahlen; denn ſprechen ſie gegen dich, ſo biſt du vermöge ihres gethanen Ausſpruchs mir zu bezahlen ſchuldig, und ſo habe ich gewonnen; fällt aber auch ihr Urtheil dir zu Gunſten aus, ſo biſt du mir doch die Bezahlung, vermöge unſers eingegangenen Vertrags, zu leiſten ſchuldig.“ Hierauf antwortete Evathlus

folgender maſſen: „Ich hätte dieſer deiner verfänglichen Schlußrede dadurch ſehr gut ausweichen können, wenn ich nicht ſelbſt geredet, ſondern mich eines andern Sachwalters bedienet hätte; aber ich habe Luſt, mir einen noch rühmlichern Sieg zu verſchaffen, und zwar dadurch, daß ich dich durch dein eigenes gegen mich gebrauchtes Argument daniederſchlage. Lerne demnach auch, du hoch weiſer Lehrer, daß ich, es mag für oder wider mich geſprochen werden, dir nichts zu geben ſchuldig bin; denn ſprechen die Richter für mich; ſo bin ich dir, vermöge des Urtheils, nichts ſchuldig; und ſo habe ich auf dieſer Seite gewonnen; ſprechen ſie aber wider mich; ſo bin ich dir, vermöge unſers gemachten Vertrags, nichts weiter zu geben ſchuldig, weil ich ja meine erſte Sache nicht gewonnen habe."

Die Richter waren hierüber in äußerſter Verlegenheit, und meinten, man könne unmöglich in dieſer Sache ein Urtheil fällen, das ſich nicht zugleich ſelbſt wieder aufhebe. Sie ließen alſo die Sache unentſchieden, und zogen ſie, ſo viel möglich, in die Länge *).

So wurde demnach der Lehrer von ſeinem Schüler überliſtet, und durch eine von ihm künſtlich ausgedachte Schlußrede ſelbſt gefangen.

*) Die Richter hätten aber doch wohl einſehen können, daß es hier bloß auf eine Zweydeutigkeit ankam, denn wenn die Gewinnung des erſten Proceſſes in dem Vertrag zur Bedingung der Auszahlung der andern Hälfte des Lehrgeldes gemacht wurde, ſo war natürlich darunter kein anderer, als der Proceß gegen einen fremden, nicht aber gegen den Lehrer ſelbſt zu verſtehen.

Ein und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 5.)

Eine beißende Antwort, die Hannibal dem Könige Antiochus ſcherzweiſe gegeben.

In den alten Nachrichten findet man einen ſehr beißenden Scherz, deſſen ſich Hannibal, der Karthaginenſer, gegen den König Antiochus bediente. Dieſer Prinz zeigte ihm auf einer weiten Ebene ſein ganzes großes Kriegsheer, daß er zum Kriege gegen die Römer ausgerüſtet hatte. Er ließ die Truppen, die von Gold und Silber glänzten, allerley Schwenkungen machen, er ließ die Sichelwagen, die Elephanten mit ihren hohen Thürmen, die Reuterey mit ihren prächtigen Zäumen und übrigem glänzenden Pferdeſchmuck vorführen. Endlich wendete ſich der König, aufgeblaſen von dem Anblick eines ſo großen und prächtig ausgerüſteten Krigesheers an den Hannibal, und ſagte zu ihm: Nun, glaubſt du wohl, daß ich mich mit den Römern wohl meſſen darf, und daß dieß alles für ſie hinreichend ſeyn werde? O ja, verſetzte der Karthaginenſer mit einer ſpöttiſchen Miene, die ſeine Verachtung über eine ſolche zwar koſtbar ausgerüſtete, aber ſchwache und unbeherzte Menge zu erkennen gab, ich glaube, daß es für ſie genug und hinreichend ſey, und wenn ſie auch noch ſo geizig wären.

Ein in der That ſo feiner, als beißender Scherz: der König wollte wiſſen, ob er die Zahl und Ausrüſtung des Heers für hinreichend hielte, Hannibal hin=

gegen gab ſeiner Antwort eine ſolche Wendung, daß ſolche ſich auf die Beute bezog *).

Zwey und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 6.)

Von den verſchiedenen Kronen oder Kränzen, als Ehrenzeichen bey den Römern.

Die Kronen oder Kränze, als kriegeriſche Ehrenzeichen, waren bey den Römern mannigfaltig. Die vornehmſten derſelben ſind: die Triumphs- Belagerungs- Bürger- Mauer- Lager- und Schiffskrone, und noch eine, welche die ovalis genannt wird; zuletzt noch die von Oehlzweigen (oleaginea), welche diejenigen bekamen, die zwar nicht ſelbſt bey der Schlacht geweſen, aber doch einen Triumph befördert und veranſtaltet hatten. Die Triumphskronen (triumphales), welche von Gold waren, wurden den Feldherrn zugeſandt, um ſolche bey ihrem triumphierlichen Einzug zu tragen. Man nennt dieß gemeiniglich Kronengeld (aurum coronarium). Sie waren vor Zeiten

*) Der König von Syrien wurde hernach mehr als zu wohl inne, daß Hannibal nicht unrecht geſagt hatte, indem er genöthiget wurde, alle Bedingungen, welche die Römer verlangten, einzugehen, um nur Frieden zu erhalten. Hannibal durfte, da die Römer ſeine Auslieferung verlangten, nicht länger am Hofe des Königs Antiochus bleiben, ſondern entwich zum Könige Pruſias in Bythinien, wo er ſich endlich im 64ſten Jahre ſeines Alters, um nicht in die Hände der gegen ihn abgeſchickten Römer zu fallen, ſelbſt umbrachte.

von Lorbeerzweigen, und nachher erſt von Gold. Die Belagerungskrone (obsidionalis) iſt diejenige, welche von denen, die belagert geweſen waren, ihrem Befreyer geſchenkt wurde. Sie war von Gras, und man pflegte darauf zu ſehen, daß das Gras von dem Orte innerhalb des Belagerungsplatzes genommen wurde. Eine ſolche Krone von Gras erkannte der Senat und das römiſche Volk dem Q. Fabius Maximus im zweyten puniſchen Kriege zu, weil er die Stadt Rom von der Belagerung der Feinde befreyet hatte. Die Bürgerkrone (civica) heißt diejenige, welche ein Bürger dem andern, als einen Beweis, daß er ihm die Rettung ſeines Lebens in einer Schlacht zu danken habe, ſchenkte. Sie war von Eichenzweigen, weil man in alten Zeiten von der Frucht dieſes Baums, den Eicheln, ſich zu nähren pflegte. Sie war auch wohl von der Steineiche (ilice), als welche der rechten Eiche am nächſten kommt, wie man aus einer gewiſſen Comödie des Cäcilius ſieht. Maſſurius Sabinus *) aber ſagt im eilften Buche ſeiner Denkwürdigkeiten, daß es, um dieſe Bürgerkrone zu erhalten, nicht genug geweſen ſey, einem ſeiner Mitbürger das Leben gerettet zu haben, ſondern man habe auch zugleich den anfallenden Feind müſſen getödtet, und ſeinen Platz behauptet haben. Jedoch fügt er hinzu, daß Tiber, als man ihn befragte, ob demjenigen, der ei-

*) Maſſurius Sabinus lebte unter der Regierung des Auguſt und Tibers. Er war der Nachfolger des Atejus Capito, und ſo arm, daß ſeine Schüler für ſeinen Unterhalt ſorgen mußten. In ſeinem funfzigſten Jahre wurde er römiſcher Ritter.

nen Bürger in der Schlacht gerettet, und daneben zween der Feinde getödtet, aber den Platz, worauf er gefochten, nicht behauptet hätte, dieſe Krone zukäme, geantwortet habe, ihm dünke, daß dieſer einer ſolchen Krone ebenfalls würdig ſey; indem es offenbar wäre, daß er einen Bürger auf einem ſo gefährlichen Platze gerettet hätte, der auch von dem allertapferſten nicht habe behauptet werden können. Als L. Gellius Cenſor war, trug er im Senat darauf an, daß dem Conſul Cicero die Krone zuerkannt würde, weil durch ſeine Bemühung die Verſchwörung des Catilina ſey entdeckt und gerochen worden.

Mit der Mauerkrone (murali) wurde derjenige von dem Feldherrn beſchenkt, der am erſten die Mauer erſtiegen hatte, und in die feindliche Stadt gedrungen war, welche deßwegen wie mit den Zinnen einer Mauer gezieret war. Die Lagerkrone (castrensis) bekam derjenige aus den Händen des Feldherrn, der das feindliche Lager am erſten erſtiegen hatte, und dieſe war mit den Verſchanzungswerken bezeichnet. Die Schiffskrone (navalis) pflegte ein Geſchenk für denjenigen zu ſeyn, der bey einem Seetreffen am erſten in das feindliche Schiff mit den Waffen in der Hand geſprungen war; dieſe war mit abgebildeten Schiffsſchnäbeln bezeichnet *).

Dieſe

*) Eine Abbildung und Beſchreibung dieſer verſchiedenen Kronen ſehe man in Montfaucons Alterthümern, herausgegeben von Schatzen (Tab. CXX. S. 369) wie auch in des D. Maternus von Cilano Römiſchen Alterthümern, herausgegeben von dem Herrn Paſt. Adler, im dritten Bande.

Dieſe drey letzten Kronen waren von Gold. Die Ovalis aber war von Myrthen, und war diejenige, deren die Feldherren ſich bedienten, wenn ſie bey der Ovation *) ihren Einzug in die Stadt hielten. — Eine ſolche Ovation, aber nicht ein Triumph, hatte alsdann nur Statt, wenn der Krieg nicht mit den gehörigen Formalitäten war angekündiget, noch mit einem ordentlichen Feinde geführet worden; oder wenn man mit Feinden zu thun gehabt hatte, die man der römiſchen Waffen für zu niedrig und unwürdig hielt, als mit Sklaven und Seeräubern; oder endlich auch, wenn der Feind ſich ſo gleich ergeben hatte, und alſo der Sieg kein Pulver, wie man heutiges Tages ſagen mögte, noch Blut gekoſtet hatte. Man glaubte, daß alsdann ein Zweig von einem der Venus geheiligten Baume hinreichend ſey, einen ſolchen Sieg, wobey der Kriegesgott Mars nicht viel zu ſchaffen gehabt, zu belohnen. Zwar war M. Craſſus ſo ſtolz, daß er, nachdem er den

*) Ovatio hieß die geringere Art des Triumphs, weil bey derſelben nur ein Schaaf (ovis) geopfert wurde; dahingegen bey dem großen und eigentlichen Triumph zween weiſſe Ochſen auf dem Capitol zum Opfer dargebracht wurden. Dieſer große Triumph wurde auch nur alsdann einem Feldherrn zugeſtanden, wenn wenigſtens fünf tauſend Feinde auf dem Platz geblieben waren. Bey einem ſolchen Triumph hielt der Sieger ſeinen Einzug in die Stadt Rom auf einem prächtigen Wagen, mit dem anſehnlichſten Gefolge, und vor dem Triumphwagen gingen in Ketten gebunden die vornehmen gefangenen Feinde, auch wurden die Bilder der eroberten Städte und Provinzen, nebſt der gemachten Beute, vorhergetragen.

Krieg mit den flüchtigen Sklaven geendiget hatte, dieſe Myrthenkrone ausſchlug, und er brachte es dahin, daß ihm aus beſonderer Gunſt zugeſtanden wurde, eine Krone von Lorbeeren und nicht von Myrthen zu tragen.

M. Cato warf dem M. Fulvius vor, daß er aus Stolz die Soldaten ſehr geringer Urſachen wegen mit Kronen beſchenkt habe. „Wer,“ ſagte er, „hat vor dieſem wohl geſehen, daß jemand mit einer Krone ſey beſchenkt worden, wenn weder eine Stadt erobert, noch das feindliche Lager angeſtecket worden?“ Denn Fulvius hatte unter die Soldaten ſchon deßwegen Kronen oder Kränze zum Geſchenk ausgetheilt, weil ſie beym Schanzen und Grabenmachen nur fleißig gearbeitet hatten.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich noch anführen, daß man über einen Umſtand bey der Ovation nicht einig iſt, indem einige ſagen, daß derjenige, dem dieſe Ehre zugeſtanden worden, auf einem Pferde ſeinen feyerlichen Einzug gehalten habe, dahingegen Sabinus Maſſurius meldet, daß er dabey zu Fuſſe gegangen ſey, und daß bloß der ganze Senat, nicht aber die Soldaten, ihn begleitet hätten.

Drey und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 9.)

Sonderbare Begebenheit, die ſich mit dem ſtummen Prinzen des Cröſus zugetragen hat.

Der Prinz des Königs Cröſus hatte in dem Alter, worin Kinder ſonſt ſchon zu ſprechen pflegen,

noch keinen Laut von ſich gegeben, und auch als Jüngling konnte er noch nicht ſprechen; daß man ihn alſo für völlig ſtumm hielt. Als aber ſein Vater (von dem Könige Cyrus) völlig war geſchlagen, und die Stadt (Sarden), worin er ſich befand, erobert worden, drang ein Soldat mit entblößtem Schwert auf den König, den er jedoch nicht kannte, ein, um ihm einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Der Prinz, der dieß ſah, that ſeinen Mund auf, und wollte ſchreyen, indem er ſich alſo heftig bemühet und anſtrenget ein Geſchrey zu thun, wurde durch dieſe Anſtrengung das Band ſeiner Zunge glücklich gelöſet, er ſchreyet und ruft dem Soldaten, nach dem Bericht des Herodotus, deutlich dieſe erſten Worte, die aus ſeinem Munde gekommen ſind, zu: „Mensch, halt ein, und tödte den Crösus nicht.“ Der Soldat zog auch ſogleich ſein Schwert zurück, und auf dieſe Weiſe wurde dem Könige das Leben gerettet. Von dieſer Stunde an hat der Prinz auch angefangen hernach ordentlich zu ſprechen.

Eine ähnliche Geſchichte wird von einem Samiſchen Fechter erzählt, der Aigles hieß. Dieſer war vorher auch ganz ſtumm, und durch einen ähnlichen Umſtand erhielt er die Sprache wieder, denn als bey Gelegenheit eines gewiſſen religiöſen Kampfes das Loos zwiſchen ihm und ſeinem Gegenpart nicht redlich gezogen wurde, und er bemerkte, daß man eines mit einem falſchen Nahmen unterſchob, rief er auf einmahl demjenigen, der dieſen Betrug ſpielte, laut und mit Heftigkeit zu, daß er gar wohl ſähe, was er da mache. Von dieſem Augenblick an war ebenfalls das Band ſeiner Zunge los, und er lernte

hernach ſein ganzes Leben hindurch recht gut und vernehmlich ſprechen *).

Vier und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 13.)

Von der Subordination der Pflichten bey den Römern.

Ich befand mich einmahl zu Rom gegenwärtig bey einer Unterſuchung, die von Perſonen, welche ſo wohl wegen ihres Alters und Standes, als wegen ihrer genauen Kenntniß der Sitten und Gebräuche des alten Roms ſehr achtungswürdig waren, über die Grade und Ordnung der Pflichten angeſtellet wurde, und es blieb die Frage, welche Perſonen in dem Fall, da man nicht allen zugleich dienen könne, vorgezogen werden müßten, unentſchieden. Inzwiſchen war man darüber einig, daß nach der Sitte und Weiſe der Römer der erſte Platz, nächſt den Aeltern, denjenigen gebühre, die unſrer Pflege befohlen worden (pupilli); daß hierauf diejenigen, die ſich unter unſern Schutz begeben (clientes), nächſt dieſen die Gaſtfreunde (hospites), und endlich alle übrigen Angehörigen und Anverwandten folgen müßten. Die alten Nachrichten biethen auch häufige Beyſpiele dar, welche dieſe angeführte Ordnung beſtätigen. — Ich will jetzt daraus nur eines, das mir eben unter Hän-

*) Nach dem Valerius Maximus (L. I. de Miraculis) gerieth dieſer Aigles in einen heftigen Unwillen, da er ſah, daß man den von ihm verdienten Preiß des Sieges unterſchlagen und ihn darum betrügen wollte.

den iſt, ausſuchen, welches die Clienten und Anverwandten betrifft.

M. Cato drückt ſich in ſeiner Rede, die er vor den Sittenrichtern gegen den Lentulus gehalten, alſo aus: „Indem unſere Vorfahren ſagen, daß es eine ſtärkere Pflicht ſey, die Pflegbefohlnen (pupillos) zu vertheidigen, als einen Schutzbefohlnen (clientem) nicht zu hintergehen; ſo haben ſie eben dadurch zu erkennen gegeben, daß ein Schutzbefohlner unſern Verwandten müſſe vorgezogen werden; und da ein Patron gegen ſeinen Clienten nicht zeugen darf: ſo ſieht man daraus deutlich, daß ein Client zuerſt ſeinem Vater, nächſt dieſem aber ſeinem Patron die meiſte Ehrfurcht ſchuldig ſey.“

Maſſurius Sabinus aber gibt im dritten Buche ſeines bürgerlichen Rechts einem Gaſtfreunde noch vor dem Clienten den Vorzug: „In Anſehung der Pflichten und Dienſtleiſtungen,“ ſagt er, „haben unſere Vorfahren dieſe Ordnung beobachtet: Zuerſt kommt der Pflegbefohlne, hernach der Gaſtfreund, demnächſt der Schutzbefohlne, hierauf der Blutsverwandte (cognatus), und zuletzt ein jeder naher Angehörige (affinis). Aus dieſer Urſache hatten die Weiber vor den Männern, und eine unſerm Schutz befohlene Frau vor einem Pflegbefohlnen den Vorzug; und ein Vormund war verbunden, ſeinen Pflegbefohlnen in einer jeden Sache, auch wider das Intereſſe ſeiner eigenen Kinder, beyzuſtehen.“ Eben dieſe Sache wird durch das Anſehen eines Mannes beſtätiget, deſſen Zeugniß von dem größten Gewicht iſt; ich meine den C. Cäſar, welcher ſeine Rede, die er als das Oberhaupt der Prieſter (pontifex

maximus) für die Bithynier gehalten, alſo angefangen hat:

„Die Bande der Gaſtfreundſchaft, welche mich mit dem Könige Nicomedes verbinden, und die Empfindungen der Freundſchaft, welche ich für die Perſonen habe, deren Sache jetzt abgehandelt wird, haben mir die unumgängliche Pflicht auferlegt, mich derſelben anzunehmen; denn ſo unanſtändig es ſeyn würde, wenn das Andenken der uns am nächſten Angehörigen mit ihrem Tode zugleich in uns erlöſchen ſollte; eben ſo ſehr würde man den größten Schandfleck ſich dadurch zuziehen, wenn man ſeine Schutzbefohlne (clientes) verlaſſen wollte, denen man nach der Weiſe unſrer Vorfahren, ſo gar vor den Anverwandten ſelbſt, Beyſtand zu leiſten ſchuldig iſt."

Fünf und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 14.)

Merkwürdige Geſchichte des Androclus zu Rom.

Appion, mit dem Zunahmen Pliſtonices *), war in den mancherley Zweigen der Literatur und

*) Appion war von Oaſis in Aegypten gebürtig, hat unter dem Kaiſer Tiber die Rhetorik zu Rom gelehrt, auch ſich einige Zeit zu Alexandria aufgehalten, von da er nebſt andern nach Rom geſchickt wurde, die Juden bey dem Kaiſer Caligula zu verklagen. Der berühmte jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus hat ihn deßwegen in einer beſondern Schrift widerlegt. Seine ägyptiſche Denkwürdigkeiten haben, wie Tatian (Orat. ad Gentes) bezeugt, aus fünf Büchern beſtanden.

der griechiſchen Geſchichte ſehr bewandert. Seine Bücher, worin er faſt alles, was in Aegypten an wunderbaren und merkwürdigen Dingen zu ſehen und zu hören iſt, beſchrieben hat, ſind nicht unbekannt. Was aber ſolche Dinge betrifft, die er von andern will gehört oder geleſen haben, könnte man ihm vielleicht vorwerfen, daß er aus Prahlerey und Begierde etwas Wunderbares zu ſagen oft zu ſchwatzhaft ſey; denn man merkt es ihm an, daß er nur gar zu gerne ſeine Beleſenheit und Gelehrſamkeit zeigen will. Folgende Geſchichte hingegen, welche ſich im fünften Buche ſeiner Aegyptiſchen Denkwürdigkeiten befindet, verdient deßwegen allen Glauben, weil er verſichert, die Sache ſelbſt zu Rom mit ſeinen eigenen Augen geſehen zu haben.

Man gab, ſagt er, auf dem Circus Maximus dem Volke zum Spektakel ein öffentliches Thiergefechte. Ich war eben damahls ohngefähr zu Rom, und bin ſelbſt ein Zuſchauer desſelben geweſen. Es erſchienen auf dem Kampfplatz viele wüthende wilde Thiere von außerordentlicher Größe und ungewöhnlicher Geſtalt. Vor allen andern aber wurde die grimmige Wuth der Löwen, und beſonders eines unter denſelben, bewundert. Dieſer eine Löwe zog, wegen ſeiner Größe, ſeiner Wuth und des erſchrecklichen Gebrülles und Schnaubens, das er von ſich gab, wobey er die langen Haare und Mähnen fürchterlich ſchüttelte, aller Augen und Aufmerkſamkeit auf ſich. Unter andern Unglücklichen, welche zum Kampf mit dieſen wilden Thieren verdammt waren, erſchien auch ein gewiſſer Menſch, der Androclus hieß, und ehemahls ein Sklave eines Proconſuls geweſen war. So bald der Löwe dieſen anſichtig wurde, blieb er

den Augenblick gleichſam voller Verwunderung ſte- hen, er näherte ſich demſelben, als ob er ihn kenn- te, mit ganz leiſen und langſamen Schritten, er that ſich zu ihm, wedelte nach Art ſchmeichelnder Hunde freundlich mit dem Schwanze, und leckte dieſen Menſchen, der für Schrecken halb todt war, mit ſeiner Zunge Hände und Füße. Endlich kam Androclus unter dieſen Schmeicheleyen des wilden Thiers wieder zu ſich ſelbſt, und öffnete nach und nach die Augen, um den Löwen zu betrachten. Da hätte man nun ſehen ſollen, wie der Menſch und der Löwe einander ihre Freude gleichſam über ihr glückliches Wiederſehen zu erkennen gaben. Das ganze Volk erhob, wegen dieſes wunderbaren An- blicks, ein lautes Geſchrey, und nachdem Cäſar die- ſen Androclus zu ſich kommen ließ, und ihn nach der Urſache frug, woher es komme, daß dieſer grim- mige Löwe ſeiner verſchonet hätte, erzählte ihm An- droclus folgende ſonderbare Geſchichte:

Als mein Herr, ſagte er, Proconſul in Afrika war, ſahe ich mich durch die harten Schläge und üble Begegnung, die ich täglich von ihm erdulden mußte, genöthigt, die Flucht zu ergreifen; und da- mit ich für ſeinen Nachſuchungen, als Befehlsha- ber des Landes, deſto ſicherer ſeyn mögte, begab ich mich tief in die Sandwüſten, und war entſchloſ- ſen, wenn es mir an Unterhalt fehlen ſollte, auf die eine oder andere Art meinem elenden Leben ein Ende zu machen. Als ich nun einmahl des Mittags, bey brennender Sonnenhitze, eine abgelegene Höhle antraf, begab ich mich in dieſelbe und verkroch mich darin. Nicht lange hernach kam eben dieſer Löwe auch nach der Höhle und hatte einen kranken Fuß,

der ihm blutete. Er erhob beym Eintritt in die Höhle, wegen der ihm sehr ſchmerzenden Wunde, ein erbärmliches Geheul. So bald ich den hereintretenden Löwen erblickte, zitterte ich für Angſt und Schrecken; nachdem aber der Löwe mich hinten in ſeiner Höhle gewahr wurde, trat er ganz ſanft und leiſe zu mir, und zeigte mir den aufgehobenen Fuß, gleich als ob er mich um Hülfe bitten wollte. Da zog ich ihm einen großen Dorn, den er ſich in den Fuß getreten hatte, heraus, ich drückte den blutigen Eiter aus der Wunde, und ſchon mit wenigerer Furcht reinigte und trocknete ich ihm dieſelbe. Wie er nun auf ſolche Weiſe von mir Linderung erhalten hatte, legte er ſeinen Fuß mir auf den Schooß zwiſchen meine Hände, und ſchlief ſanft ein. Von dieſer Zeit an haben ich und der Löwe drey ganzer Jahre in einer Höhle mit einander gelebt, und einerley Koſt genoſſen; denn ſo oft er auf der Jagd geweſen war, und etwas erbeutet hatte, brachte er mir immer die beßten Stücke davon nach der Höhle, welche ich mir aus Mangel des Feuers an der Sonne briet. Endlich aber wurde ich des Lebens mit einem ſolchen wilden Thiere müde; als demnach der Löwe einmahl auf die Jagd gegangen war, verließ ich die Höhle, und wie ich drey Tage allerwärts herumgeſtreifet hatte, erblickten mich die Soldaten, ergriffen mich, und brachten mich aus Afrika nach Rom zu meinem Herrn, welcher mich gleich dahin verurtheilte, daß ich den wilden Thieren ſollte preis gegeben werden. Jetzt merke ich nun, daß dieſer Löwe, welcher ohne Zweifel nach meiner Abweſenheit ebenfalls iſt gefangen worden, mir noch ſeine

Dankbarkeit wegen der Hülfe und Pflege, die ich ihm geleiſtet, hat bezeugen wollen.

So ſoll Androclus, wie Appion meldet, die Sache ſelbſt erzählt haben. Man ſchrieb dieſelbe auf, und machte ſie dem Volke kund. Auf einmüthige Bitte desſelben wurde darauf dem Androclus die Strafe erlaſſen, und ihm der Löwe ſelbſt zum Geſchenk gegeben. Man hat, fährt dieſer Schriftſteller fort, hernach den Androclus dieſes Thier auf den Straſſen der Stadt an einem ſchwachen Strick bey den Buden herumführen geſehen. Man beſchenkte den Androclus mit Geld, und den Löwen beſtreuete man mit Blumen, und von allen Seiten, wo man ihnen begegnete, ſchrie man: „Seht doch da den Löwen, einen Gaſtfreund des Menſchen, und den Menſchen, einen Arzt des Löwen!“

Sechs und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 16.)

Grund und Urſache des Sehens.

Die Philoſophen ſind über den Grund und die Urſache des Sehens, und wie ein Menſch die ſichtbaren Gegenſtände erkennet, nicht einig. Die Stoiker behaupten, daß die Urſache des Sehens darin beſtehe, daß aus den Augen Strahlen auf die äußern Gegenſtände fallen, womit eine gewiſſe Spannung oder Ausdehnung der Luft verbunden ſey *).

*) Sie ſagen, daß von der Oberfläche des Auges Strahlen abſpringen und die Luft gegen das äußere Objekt

Epikur aber meint, daß aus allen Körpern Bilderchen, die mit den äußern Gegenſtänden die genaueſte Aehnlichkeit hätten, flöſſen, und ins Auge hinüber gingen, wodurch ſie denn von dem Menſchen geſehen würden. Plato hält dafür, daß aus den Augen eine gewiſſe Art des Feuers und des Lichts ausgehe, und welches, nachdem es ſich mit dem Lichte der Sonne, oder eines andern Feuers vereiniget, durch dieſe vereinigte Kraft mache, daß alles, worauf es fällt, und das auf dieſe Art erleuchtet worden, ſichtbar werde *). Ich mag mich aber hiebey nicht länger aufhalten, und halte dafür, daß es am beßten ſey, den Rath des Neoptolems beym Ennius zu befolgen, welcher ſagt, daß es zwar gut ſey,

zu, dergeſtalt berühren, daß daraus ein Kegel würde, deſſen Spitze das Auge und die untere Fläche das Objekt berühre: und ſo wie man mit einem Stock in der Hand weiche oder harte Körper unterſcheiden kann, eben ſo könne das Auge vermittelſt dieſes elaſtiſchen und hellen Kegels ſchwarz und weiß von einander unterſcheiden. Macrobius ſagt daher (L. VII. c. 14.), es würden zum Sehen drey Dinge nothwendig erfordert: 1) das Licht, welches von den Augen kommt; 2) die Luft im Zwiſchenraum, welche klar und rein ſeyn muß; 3) ein Körper, auf welchen das Licht oder die Strahlen fallen.

*) Gerade umgekehrt iſt es heutiges Tages ausgemacht, daß nicht von den Augen, ſondern von den äußern Gegenſtänden die Lichtſtrahlen ins Auge fallen, und hinten im Auge auf den zarten Netzgen (tunica retina) nach ihrer Vereinigung, ein Bildgen zuſammen ſetzen, welches von der Seele percipiret und alſo das Objekt geſehen wird.

ſich einige Kenntniſſe in der Philoſophie zu erwerben, daß man ſich aber nicht allzuſehr in derſelben vertieſen müſſe.

Sieben und fünfzigſtes Kapitel.

(L. V. c. 17.)

Woher es kommt, daß einige Tage bey den Römern ſind für unglückliche gehalten worden.

Verrius Flaccus *) ſchreibt im vierten Buche ſeines Tractates von der Bedeutung der Wörter, daß die Tage, welche auf die Kalenden, Nonen und Idus zunächſt folgen, und welche man unrichtig nefastos nennet **), für ſchwarze oder unglückliche Tage gehalten würden. Dieß ſind ſeine Worte: „Als die Stadt Rom den Senoniſchen Galliern wieder war entriſſen worden, ſtattete L. Atilius im Senat den Bericht ab, daß der Kriegesoberſte Q. Sulpicius, als er im Begriff geweſen, den Galliern bey dem Fluß Alia eine Schlacht zu liefern, dieſerwegen vorher den erſten Tag nach den Idus den Göttern ein Opfer dargebracht habe; die Folge aber wäre geweſen, daß die römiſche Armee aufs Haupt geſchlagen, und Rom ſelbſt drey Tage hernach, das Capitolium ausgenom-

*) Verrius Flaccus eröffnete nach ſeiner Freylaſſung ſeine Schule zu Rom, welche er in den Pallaſt des Kaiſers Auguſt verlegte, nachdem er zum Lehrer ſeiner Enkel war ernannt worden. Er ſtarb unter dem Tiberius in einem hohen Alter.

**) Nefasti dies hießen eigentlich diejenigen Tage, an welchen nichts vor Gericht durfte verhandelt (fari) werden.

men, wäre erobert worden *). Auch ſagten mehrere Senatoren aus, wie ſie ſich erinnerten, daß, ſo oft die römiſche Obrigkeit des Krieges wegen eine gottesdienſtliche Ceremonie auf den nächſten Tag nach den Kalenden, Nonen und Idus angeordnet hätte, eben ſo oft ſey auch das nächſte Treffen unglücklich ausgefallen. Der Senat trug darauf den Prieſtern auf, die Sache in Uiberlegung zu nehmen, und ihr Gutachten darüber zu geben, deren Entſcheidung denn des Inhalts war, daß kein Opfer an dieſen Tagen den Göttern angenehm wäre."

Viele halten auch einen jeden vierten Tag, der vor den Kalenden, Nonen und Idus hergeht, für unglücklich, und hüthen ſich an denſelben etwas vorzunehmen. Es frägt ſich, ob dieſe Meinung auch in der Religion ihren Grund habe. Ich habe nichts davon in Büchern auffinden können, außer daß Q. Claudius im fünften Buche ſeiner Annalen meldet, daß die blutige und unglückliche Schlacht bey Cannä den vierten Tag vor den Nonen des Auguſtmonaths vorgefallen ſey.

Acht und fünfzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 1.)

Des Chryſippus Gedanken von der Vorſehung **).

— — — Auf dieſe Einwürfe antwortet Chry-

*) Durch Brennus, den Anführer der Gallier.

**) Der Anfang dieſes Kapitels fehlt. Vermuthlich hat Gellius vorher die Gedanken einiger Philoſophen angeführt, welche aus dem Anblick des Böſen in der Welt ſchloſſen, daß ein Ungefähr, oder eine bloße Fatali-

ſipp *) in ſeinem vierten Buche von der Vorſehung folgendermaßen: „Nichts, ſagt er, iſt unverſtändiger und ungereimter, als wenn man meint, daß es in der Welt etwas Gutes geben könne, ohne daß zugleich etwas Böſes vorhanden wäre; denn da das Gute dem Böſen entgegengeſetzt iſt: ſo iſt beydes nothwendig, und keines kann ohne das andere beſtehen, ſondern das eine bezieht ſich immer auf das andere. — Wie wäre es z. B. möglich, einen Begriff von der Gerechtigkeit zu haben, wenn es keine Ungerechtigkeit gäbe? Denn was iſt die Gerechtigkeit anders, als eine Abweſenheit der Ungerechtigkeit? Wie kann man ſich eine Vorſtellung von der Tapferkeit machen, ohne zugleich an die ihr entgegen ſtehende Feigheit zu denken? Wie läßt ſich Mäßigkeit ohne Unmäßigkeit; Klugheit ohne Thorheit gedenken? Warum verlangen die unverſtändigen Menſchen nicht gar, daß es Wahrheit geben ſolle, ohne an Lügen und Unwahrheit dabey zu gedenken? Auf eben dieſe Weiſe verhält es ſich mit dem

tät in den Dingen dieſer Welt herrſche. Man ſollte dieß wegen der noch übrig gebliebenen Anfangsworte dieſes Kapitels faſt glauben, denn dieſe lauten ſo: homines fecisse dicatur: tantam vim esse aerumnarum et malorum.

*) Chryſipp, ein Stoiſcher Weltweiſe und Schüler des Cleanthes, war aus Soli in Cilicien gebürtig. Er lehrte zu Athen beſonders die Logik, und ſchrieb auf 705 Bücher, von denen aber nicht einmahl die Titel mehr übrig ſind. Als ihn einmahl jemand fragte, wen er zum Lehrer ſeines Sohns annehmen wollte? antwortete er, mich ſelbſt, denn wenn ich jemand wüßte, der mich an Wiſſenſchaft überträfe, ſo wollte ich noch ſelbſt zu ihm in die Schule gehen. Er ſtarb etwa 207 Jahre vor C. G. im 73ſten ſeines Alters.

Guten und Böſen, mit der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit, mit Schmerz und Freude. Eines läßt ſich nur aus dem andern begreifen, und wie Plato ſagt (im Phädon); ſind beyde Extremen ſo feſt mit einander verknüpft, daß ſich keines ohne das andere zugleich auflöſen läßt."

Eben dieſer Chryſipp handelt im angeführten Buche die Frage ab, die wohl verdient unterſucht zu werden: Ob die Krankheiten dem Menſchen natürlich ſind? Das heißt, ob die Natur ſelbſt, oder die Vorſehung, welche den ganzen Bau dieſer Welt und das menſchliche Geſchlecht hervor gebracht hat, auch die Urſache der Krankheiten, Schwachheiten und aller körperlichen Gebrechen ſey, womit die Menſchen beſchwert ſind? Seine Meinung davon iſt, daß die Natur ganz und gar nicht zur Abſicht gehabt habe, die Menſchen mit Krankheit und Elend zu plagen; indem dieſes auf keine Weiſe mit der Güte des Urhebers der Natur, des Vaters und Schöpfers aller guten Dinge übereinkomme; allein, ſagt er, mit den herrlichſten und nützlichſten Dingen, welche ſie hervor brachte, waren jene Mängel und Unvollkommenheit zugleich von ſelbſt verknüpft: ſie ſind alſo nicht aus Schuld der Natur, ſondern durch eine gewiſſe nothwendige Folge vorhanden. Als z. B. die Natur den menſchlichen Körper bereitete, ſo brachte es die höhere Abſicht und der Nutze dieſes Werks mit ſich, daß der Kopf aus den zarteſten und feinſten Knochen mußte zuſammen geſetzt werden; aber eben dieß, das nach einer höhern Abſicht von größtem Nutzen iſt, gereichet hinwiederum, was äußerliche Zufälle betrifft, zu großem Nachtheil, indem der Kopf, da er ſo ſchwach verwahrt iſt, durch einen geringen Stoß oder Schlag

auch deſto leichter kann beſchädigt werden. Eben ſo haben auch Krankheiten und Schwachheiten keinen andern Urſprung, als daß ſie in den Dingen ſelbſt, die dem Menſchen zu ſeinem Beßten ſind bereitet worden, ihren Grund haben. Und mit den Laſtern, ſagte er, verhält es ſich wahrhaftig eben ſo, die Natur ſelbſt hat den Menſchen ihrer Abſicht gemäß zur Tugend gebildet, und nur durch eine umgekehrte Verwandtſchaft, die das Laſter mit derſelben hat, entſteht ſolches *).

Neun

*) Die natürlichen und nothwendigen Einſchränkungen erſchaffner endlicher Dinge, welche man metaphyſiſche Uibel nennt, haben mit der Exiſtenz der Dinge zugleich nothwendig vorhanden ſeyn müſſen, oder Gott hätte den von ihm erſchaffenen Dingen auch ſeine Unendlichkeit mittheilen müſſen, welches unmöglich iſt; ſie ſind alſo eigentlich nichts Exiſtirendes, ſondern nur ein Mangel einer höhern Realität. Die phyſiſchen Uibel, worunter man Schmerzen, Krankheiten und alle unangenehme Empfindungen verſteht, und die auch ihren Grund in der nothwendig eingeſchränkten Natur des Menſchen haben; dienen eines Theils dem Menſchen wirklich zu ſeiner Erhaltung; z. B. die Empfindung des Hungers und des Durſtes, und wenn ſie andern Theils Folgen des Mißbrauchs ſeiner Freyheit ſind: ſo können ſie ihm doch zur Warnung für die Zukunft dienen, und verwandeln ſich dadurch ebenfalls in etwas Gutes. Die moraliſchen Uibel aber, oder Sünden und Laſter, würden zwar, wo kein Mißbrauch der Freyheit wäre, in der Welt ganz wegfallen; da aber die Güte Gottes, als des einzigen Urhebers der Natur d. i. der ganzen Welt, erforderte, daß er auch ſolche vernünftig freye Weſen erſchuf, die der Güter dieſer Welt nicht bloß in einem ſo niedrigen Grade, wie die Thiere, ſondern mit einem deutlichen Bewußtſeyn genöſſen, ſo mußte er ihnen auch den Ge-

Neun und fünfzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 2.)

Eine Unterſuchung von dem, was man Schickſal nennt.

Das, was man das Schickſal (fatum) nennt, wird von dem Chryſipp, einem der vornehmſten Philoſophen der Stoiſchen Secte, ungefähr folgendermaßen erklärt: Das Schickſal, ſagt er, iſt die ewige und unveränderliche Ordnung der Dinge, eine ſich ſelbſt umſchließende Kette, welche alle bis ins Unendliche auf einander folgende Dinge, als ſo viele in einander faſſende Ringe oder Glieder, in ſich faſſet. So lautet die Beſchreibung, die er davon, ſo viel ich mich erinnere, in ſeinem vierten Buche von der Vorſehung macht *).

Gegen dieſe Erklärung haben die Philoſophen der andern Secten folgendes einzuwenden. Sie ſagen; wenn nach des Chryſipps Behauptung die ganze Welt

brauch des ihnen mitgetheilten höhern Geſchenks der Freyheit laſſen, und er durfte es alſo auch nicht gewaltſam hindern, wenn ſie wider ſeine Abſicht die Sinne über die ihnen zugleich verliehene Vernunft herrſchen ließen. So entſtanden zwar moraliſche Uibel in der Welt; denen aber die damit verbundenen phyſiſchen Uibel wieder ſehr weislich zum Gegenmittel dienen müſſen.

*) Hier ſind des Chryſippus Worte, wie ſie Gellius anführet, ſelbſt: εἱμαρμένην esse dicit φυσικὴν σύνταξιν τῶν ὅλων ἐξ ἀϊδίου τῶν ἑτέρων τοῖς ἑτέροις ἐπακολουθούντων, καὶ μετὰ πολὺ μὲν οὖν ἀπαραβάτου οὔσης τῆς τοιαύτης συμπλοκῆς. Fatum naturalem compositionem universorum, ab aeterno; aliorem alia insequentiam, et post multum nihilominus existente hac complicatione sine transgressu.

nach den unveränderlichen Geſetzen des Schickſals oder einer fatalen Nothwendigkeit regiert wird, wenn es daher nicht möglich iſt, ſich ihrer Macht und ihren Geſetzen zu widerſetzen: ſo darf man ſich auch nicht über die Sünden und Verbrechen der Menſchen beſchweren, und ſolche ihrem freyen Willen zuſchreiben; ſondern bloß einer gewiſſen Nothwendigkeit und einem unwiderſtehlichen Triebe des Sickſals, dieſer unumſchränkten Beherrſcherin, und der einzigen nothwendigen Urſache aller Ereigniſſe und Begebenheiten in der Welt; folglich ſind auch alle Strafen, welche die Geſetze gegen die Verbrecher beſtimmen, ungerecht und unbillig; indem die Menſchen nicht aus freyer Wahl ſündigen, ſondern durch ein unvermeidliches Schickſal dazu hingeriſſen werden.

Dieſen Einwurf ſucht Chryſipp mit vieler Kunſt und Geſchicklichkeit zu beantworten, und alles, was er davon geſchrieben, läuft darauf hinaus: Ob es gleich, ſagt er, an dem iſt, daß alles in der Welt dem Schickſal unterworfen, und alles nach gewiſſen unveränderlichen Geſetzen durch ein nothwendiges Band mit einander verknüpft iſt; ſo ſind doch die Gemüthsneigungen der Menſchen nur, nachdem ſie an ſich ſelbſt beſchaffen, dem Schickſale unterworfen. Iſt daher die erſte natürliche Anlage dieſer Neigungen bey einem Menſchen gut; ſo ſind alle äußere Anfälle des Schickſals dagegen vergebens: iſt aber das Herz oder Gemüth eines Menſchen von Natur hart, wild und unbiegſam, aller Cultur durch Künſte und Wiſſenſchaften unfähig; ſo wird ein ſolcher Menſch, wenn auch die äußern vom Schickſal abhangenden Umſtände gar keine, oder nur eine ſehr geringe Veranlaſſung dazu geben, dennoch von ſelbſt durch eigenen innerli-

chen Antrieb beſtändig in Laſter und Irrthümer verfallen. Und daß dieß eben auf ſolche Art erfolgt, ſolches bringt die nothwendige Verknüpfung der Dinge, welche man das Schickſal nennt, mit ſich. Bey einem von Natur böſen Herzen iſt es dann gleichſam fatal, und kann nicht anders ſeyn, als daß ein ſolches ſtets Sünden und Irrthümern ergeben ſey. Chryſipp erläutert dieß durch ein in der That ſehr artiges Gleichniß. Man laſſe, ſagt er, eine cylinderiſche oder runde Kugel, nachdem man ihr einen Stoß gegeben, von einer abhängigen Fläche herunter laufen, ſo iſt man zwar ſelbſt durch den Stoß die Urſache ihrer erſten Bewegung; allein das Fortrücken derſelben in ihrem Lauf hat nicht mehr ſeinen Grund in dem geſchehenen Anſtoß, ſondern in ihrer eigenen Figur, weil ſie nähmlich rund, und alſo zum weitern Fortrollen geſchickt iſt: eben ſo iſt auch die durch das Schickſal entſtehende nothwendige und unveränderliche Ordnung der Dinge zwar die erſte und allgemeine Urſache der vorgehenden Veränderung, allein die weitere Befolgung und der Ausbruch unſerer natürlichen Neigungen und Begierden in Thaten und Handlungen beruhet nebſt der natürlichen Diſpoſition, die man zu etwas hat, auf unſerm eigenen Willen. Chryſipp führt darauf folgende hieher gehörige Stelle an: „Die Pytagoräer haben deßwegen geſagt, daß die Menſchen es bloß ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, wenn ſie elend ſind. Sie ſind es, die ſich ſelbſt durch ihre eigene Schuld unglücklich machen. Durch ihr böſes Herz verführt, ſündigen ſie, und ſtürzen aus eigener Wahl und Vorſatz in ihr Verderben.“ Er macht hieraus den Schluß, daß man daher die Entſchuldigung böſer Menſchen und kühner Verbrecher nicht dürfe

annehmen oder gelten laſſen, wenn ſolche, nachdem ſie von ihrer Bosheit und ihren Verbrechen ſind überführet worden, zur Nothwendigkeit des Schickſals als einer Freyſtadt ihre Zuflucht nehmen, und vorgeben, daß ſie nicht aus eigener Verwegenheit, ſondern durch den unwiderſtehlichen Trieb des Schickſals hingeriſſen, das Böſe begangen hätten. Homer, der älteſte und weiſeſte unter den Dichtern, legt daher (Odyss. I. v. 23.) mit Recht dieſe Worte in den Mund eines der Götter: „Der Menſch, der aus eigener Schuld elend iſt,' klagt doch immer uns Götter darüber an, als ob wir die Urheber ſeines Elends wären, da die Menſchen ſich doch durch ihre eigene Vergehungen, ohne daß das Verhängniß daran Antheil hat, ihre Leiden zuziehen."

Indem Cicero in ſeinem Buche vom Schickſale (de fato) ſagt, daß dieſe Materie höchſt dunkel und verworren ſey, meldet er, daß auch ſelbſt der Weltweiſe Chryſippus ſich nicht daraus habe finden können: Chryſippus, ſagt er, zerbricht ſich den Kopf darüber, wie beydes, daß alles durch das Schickſal regieret werde, und doch auch etwas (ein freyer Wille) in uns ſey, mit einander zu vereinigen ſtehe *).

*) Freylich iſt dieß ein Gegenſtand einer ſchweren Entwickelung, wie man bey Annehmung eines Fatum auch die Freyheit des Menſchen behaupten könne. Chryſip will zwar den Einwurf, der von der Schuldloſigkeit der Menſchen, wenn ſie durch ein unwiderſtehliches Verhängniß ſündigen, hergenommen iſt, dadurch heben, daß das Schickſal über den Menſchen nur nach Maßgabe ſeiner natürlichen Diſpoſition Gewalt habe, allein wird ein Miſſethäter dabey nicht noch immer zu ſeiner Entſchuldigung ſagen können, was kann ich aber dafür, daß ich mit einer ſo ſchlimmen Anlage meines

Sechzigſtes Kapitel.

(L. VI, c. 3.)

Von einer ungeheuer großen Schlange.

Tubero *) berichtet, daß, als der Conſul Attilius Regulus im erſten puniſchen Kriege ſein Lager an den

Herzens, die mich zum Böſen verführt, bin gebohren worden? und ſo fiele denn doch die Schuld wieder aufs Schickſal, das ihn ſo hat gebohren werden laſſen. Weit vernünftiger iſt es daher, mit den neuern Philoſophen ſo zu denken: Da Gott alle Dinge, die er erſchaffen, vermöge gewiſſer Geſetze, in einen genauen Zuſammenhang mit einander geſetzt hat: ſo folgen freylich alle Veränderungen in der Welt natürlich aus einander, ſie ſind alſo in ſo fern nothwendig, das heißt aber nur ſoviel, ſie erfolgen gewiß, ſo lange es dem höchſten Regierer nicht gefällt jene Geſetze aufzuheben. Hiebey bleibt die Freyheit des Menſchen ungekränkt; denn frey handeln, heißt ſich durch ſich ſelbſt zu etwas beſtimmen. Freye Handlungen werden demnach nicht durch das Schickſal gewirkt, das heißt, der Menſch wird nicht durch die Verbindung, worin er mit den übrigen Dingen dieſer Welt ſich befindet, gezwungen und genöthiget ſo zu handeln, ſondern der Gebrauch und die Anwendung der ſeiner Seele mitgetheilten Kraft ſich eine Sache deutlich nach ihren Folgen vorzuſtellen, oder bloß bey dem, was in die Sinne fällt, ſtehen zu bleiben, beruhet auf ſeinem eigenen Willen. Seine Handlungen werden alſo zwar bedingt nothwendig d. i. ſie erfolgen nach der eigenen Beſtimmung ſeines Willens gewiß, ohne daß dabey ein äußerer Zwang zum Grunde liegt. Er wird alſo der eigene freywillige Urheber ſeiner Handlung, und ſie kann ihm demnach mit Recht zugerechnet werden.

*) Tubero des Q. Cicero Adjutant (legatus) in Aſien, wurde hernach ein Verwandter des Cicero, und lebte

Ufern des Fluſſes Bagrada *) in Afrika aufgeſchlagen hatte, er genöthiget geworden ſey, ein ſcharfes und hartnäckiges Gefecht mit einer ungeheuer großen Schlange, welche daſelbſt ihren Aufenthalt hatte, zu führen, und daß die ganze Armee gegen dieſes Ungeheuer habe ſtreiten, ja alle Kriegsmaſchienen, welche ſonſt zur Eroberung feſter Plätze nur gebraucht werden, anwenden müſſen, ehe ſelbiges habe können überwältiget werden. Die Haut desſelben, nachdem es war erlegt worden, ſchickte Regulus nach Rom, und dieſe ſoll hundert und zwanzig Fuß lang geweſen ſeyn.

Ein und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 4.)

Die Geſchichte des Attilius Regulus.

Ich las neulich in den Büchern des Tuditanus **) die bekannte Geſchichte des Attilius Regulus, daß derſelbe, nachdem er als ein Gefangener (der Karthaginenſer) im Senat zu Rom den Rath gegeben, die gefangenen Römer und Karthaginenſer nicht gegen

mit ihm ſehr vertraut. Cicero gedenket ſeiner in ſeinen Briefen an ſeinen Bruder Quintus (1. 1. 3.)

*) Dieſer Fluß entſteht von den hohen Bergen in Lydien, und ergeußt ſich zwiſchen Utika und Karthago ins Meer.

**) C. Sempronius Tuditanus führte das Conſulat mit dem M. Aquillius im J. d. St. R. 624. Cicero merket von ihm an (Brut. c. 25.), daß man in ſeinen Schriften eben die Eleganz wahrgenommen habe, welche er in ſeiner Kleidung gezeigt.

einander auszuwechſeln, hinzugeſetzt habe: die Karthaginenſer hätten ihm ein Gift beygebracht, das von der Art wäre, daß es ihn nicht plötzlich, ſondern langſam tödten ſollte; in der Abſicht, damit ihm das Leben ſo lange gefriſtet wäre, bis er das Geſchäft der Auswechſelung zu Stande gebracht hätte, hernach aber das Gift unvermerkt ſeine Wirkung an ihm äußern mögte.

Von eben dieſem Regulus ſagt Tubero in ſeiner Hiſtorie, daß er nach Karthago wieder zurückgekehret, und daſelbſt auf eine neue und unerhörte Art ums Leben gebracht worden ſey. „Er wurde, ſagt er, in ein tiefes und ſehr finſters Loch geſperrt, und nachdem er lange darin gelegen, brachte man ihn auf einmahl, wenn die Sonne am heißeſten ſchien, plötzlich heraus und ſetzte ihn den blendenden Strahlen der Sonne auf ſolche Weiſe aus, daß er, nachdem man ihm die Augenlider von einander gezogen und feſtgemacht hatte, gezwungen wurde, gerade in die Sonne hinein zu ſehen, ohne die Augenlider im geringſten bewegen zu können.“ Tuditanus meldet, daß er lange Zeit am Schlaf gehindert, und auf dieſe Weiſe umgekommen ſey, und wie man ſolches zu Rom erfahren, wären auf Befehl des Senats die Vornehmſten unter den Karthaginenſiſchen Gefangenen den Kindern des Regulus überliefert worden, und dieſe hätten ſolche in eine Maſchiene, die inwendig mit ſcharfen eiſenen Spitzen verſehen war, eingeſchloſſen, worin ſie denn ebenfalls durch Schlafloſigkeit auf die ſchmerzhafteſte Weiſe hätten umkommen müſſen.

Zwey und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 7.)

Von der Acca Larentia und Caja Tarratia, zwey römiſchen Frauenzimmern.

Acca Larentia und Caja Tarratia, oder Fufetia, ſind in den alten Jahrbüchern berühmte Nahmen zwoer Frauensperſonen, deren erſtere nach ihrem Tode, die andere aber noch bey ihrem Leben von dem römiſchen Volke die größten Ehrenbezeugungen erhalten hat. Wie man aus dem Horaziſchen Geſetze ſieht, muß die Tarratia eine veſtaliſche Jungfrau geweſen ſeyn; denn in dieſem Geſetze, das man ihrentwegen dem Volke vorgeſchlagen, werden ihr viele ehrenvolle Vorzüge zugeſtanden, als unter andern das Recht, einen Zeugen abgeben zu können. Dieſes ſteht ausdrücklich im Horaziſchen Geſetze, da doch ſonſt im Geſetze der zwölf Tafeln das Gegentheil verordnet war. Ferner wurde ihr zugeſtanden, daß ſie, wenn ſie vierzig Jahre alt geworden wäre, und ſie alsdann ihren Orden verlaſſen und ſich verheirathen wollte, ſolches ungehindert thun könnte *). Dieß alles wurde ihr aus Erkenntlichkeit dafür be-

*) Da eine veſtaliſche Jungfrau ordentlich die Freyheit hatte, nachdem die 30 Jahre ihrer Verpflichtung zum Orden verfloſſen, zu heirathen; ſo muß man annehmen, daß in den älteſten Zeiten die Veſtalinnen das Gelübde einer ewigen und beſtändigen Jungfrauſchaft auf ſich gehabt, wovon alſo die Tarratia aus beſonderer Gunſt diſpenſiret worden.

williget, daß ſie dem römiſchen Volke mit einem großen Stücke Feldes an der Tiber gelegen, welches dem Mars gewidmet worden, ein großmüthiges Geſchenk gemacht hatte.

Was die Acca Larentia betrifft, ſo war dieſelbe eine liederliche Weibsperſon, welche ſich durch ihr unzüchtiges Leben große Schätze erworben hatte. Und weil ſie, wie Antiat in ſeiner Hiſtorie meldet, den König Romulus, oder wie andere berichten, das geſammte römiſche Volk im Teſtament zum Erben ihrer Güter eingeſetzt hatte: ſo wurde dafür zur Dankbarkeit ihr Nahme in den römiſchen Kalender geſetzt, und verordnet, daß ihr durch den Flamen Quirinalis (Prieſter des Mars) ein öffentliches Opfer ſollte dargebracht werden.

Sabinus Maſſurius aber ſagt im erſten Buche ſeiner Denkwürdigkeiten, worin er auch andere Geſchichtſchreiber zu Vorgängern hat, daß dieſe Acca Larentia des Romulus Amme geweſen ſey *). „Dieſes Weib,“ ſagt er, „hatte einen von ihren zwölf Söhnen durch den Tod verloren; an deſſen Stelle gab ſich Romulus bey ihr zum Sohne an, und legte ſich nebſt den andern Söhnen den Nahmen der Arvaliſchen Brüder **) bey. — Dieß iſt der

*) Es hat alſo wohl zwo Perſonen dieſes Nahmens gegeben. Die eine, welche eine Amme des Romulus und Remus geweſen, und die andere, welche obige Erzählung angebt. Dieſe letztere wurde zwar auch zu Rom verehrt; weil man ſich aber doch der Urſache wegen ſchämte, ſo verehrte man ſie unter dem Nahmen Flora, der Göttin der Blumen, und ihr Feſt, das im April fiel, hieß Floralia.

**) Dieſe Art Prieſter von dem Lateiniſchen Wort ar-

Urſprung des Collegiums der zwölf Arvaliſchen Brüder, die zu ihrem Ordenszeichen einen Kranz von Kornähren, und eine weiſſe Inſul, oder Mütze, hatten.

Drey und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 8.)

Edler Zug aus dem Leben des Alexanders und des Scipio.

Appion*), ein Grieche, mit dem Zunahmen Pliſtonices, der eine leichte und muntere Beredtſamkeit beſeſſen hat, führt unter den Lobſprüchen des Alexanders auch dieſen edlen Zug von ihm an, daß er verbothen habe, die gefangene Gemahlin ſeines Feindes (des Darius), ein Frauenzimmer von ungemeiner Schönheit, ihm vor die Augen zu führen, damit dieſelbe auch von ſeinen Blicken unberührt bliebe**). Hier lieſſe ſich die Frage aufwerfen, welcher von beyden für den enthaltſamſten zu achten ſey, der ältere P. Scipio Africanus, welcher nach der Eroberung der anſehnlichen Stadt in Spanien (Neu-)

vum, ein Stück Feld, ſo genannt, bielten jährlich eine feyerliche Proceſſion um die Ländereyen mit Gebethen und gewiſſen vorgeſchriebenen Opfern, damit die Früchte des Feldes gedeihen, und für allerley Schäden mögten bewahret bleiben.

*) Von dieſem ſehe man oben die Anmerk. Kap. 53.

**) Curtius und Juſtinus hingegen ſagen, daß die Mutter, Gemahlin und Prinzeſſinnen des Darius dem Alexander wären vorgeführet worden.

Carthago, ein junges mannbares Frauenzimmer von der einnehmendſten Schönheit, eine Tochter eines vornehmen Spaniers, die als eine Gefangene ihm vorgeführet worden, dem Vater unverſehrt wieder zuſtellte; oder der König Alexander, welcher die nach gewonnener Schlacht in ſeine Gefangenſchaft gerathene Gemahlin und Schweſter des Königs Darius, deren ausnehmende Schönheit ihm ſo ſehr war geprieſen worden, nicht hat wollen vor ſich kommen laſſen*)?

Allein ich will dieſe Frage denen zu beantworten überlaſſen, die dazu Zeit und Muße genug haben. Ich begnüge mich damit, die Hiſtorie ſelbſt angeführt zu haben; nur will ich dieß einzige bemerken, daß es ungewiß ſey, ob das, was von dem Scipio erzählt wird, wahr oder falſch ſey; denn wie das Gerücht will, ſoll er in ſeiner Jugend eben nicht der enthaltſamſte geweſen ſeyn, daher man unten ſtehende Verſe des Dichters En. Nävius **) auf ihn ziehet, worin von dieſem ſo hochgerühmten Helden geſagt wird, daß ihn ſein Vater einmahl aus den Armen einer Buhlerin geriſſen habe. Ich glaube auch, daß dieß die Verſe ſind, durch welche Valerius Antiates iſt bewogen worden, wider den Bericht aller

*) War das beym Scipio ein Beweis ſeiner großen Enthaltſamkeit, ſo war es beym Alexander ein nicht geringerer Beweis ſeiner Klugheit, daß er ſich einer ſo gefährlichen Verſuchung nicht ausſetzen wollte.

**) Etiam qui res magnas manu saepe gessit gloriose;
Cujus facta viva nunc vigent; qui apud gentes solus
Praestat: eum suus pater cum pallio uno ab amica abduxit.

andern Schriftſteller, von den Sitten dieſes Mannes ganz anders zu denken, und zu ſchreiben, daß das junge ſpaniſche Frauenzimmer dem Vater nicht ſey zurück gegeben worden, ſondern daß Scipio ſolches vielmehr zu ſeinem Vergnügen bey ſich behalten habe *).

Vier und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 10.)

Beyſpiel einer auſſerordentlichen Lehrbegierde an dem Euklides.

Taurus, dieſer noch zu jetziger Zeit berühmte platoniſche Weltweiſe, pflegte ſeine Schüler durch Anführung der Beyſpiele ſo wohl vieler anderer, als insbeſondere des rühmlichen Beyſpiels des Euklides, eines Schülers des Sokrates **), zum Fleiß in Erlernung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften aufzu-

*) Auſſer dieſem Valerius hat aber doch kein einziger Geſchichtſchreiber die edle Enthaltſamkeit des Scipio in Zweifel gezogen. Man kann beym Livius nicht ohne Bewunderung leſen, wie großmüthig Scipio die junge Perſon dem Allucius (oder Indibilis nach dem Valerius Maximus) einem vornehmen Spanier, der mit ihr verlobt war, wieder zugeſtellt hat. Die herrliche Folge davon war, daß der von innigſtem Dank gerührte Bräutigam ſeine Landsleute (die Celtiberier) auf der Römer Seite brachte.

**) Von dieſem Euklides hat die Megariſche Secte ihren Urſprung genommen. Ein anderer Euklides iſt der berühmte Mathematiker, der aber erſt 90 Jahre nachher unter dem Ptolemäus Lagides gelebt hat.

muntern. „Die Athenienſer," ſagt er, „hatten einen ſo bittern Haß auf ihre Nachbarn, die Einwohner von Megara, geworfen, daß ſie eine öffentliche Verordnung ergehen lieſſen, durch welche angedeutet wurde, daß ein jeder Bürger von Megara, der ſeinen Fuß auf das Atheniſche Gebieth geſetzt hätte, und darüber ertappt würde, ſo gleich mit dem Tode ſolle beſtraft werden. Euklides, der ebenfalls ein Einwohner zu Megara war, und ehe dieſer Befehl ergangen, ſich oftmahls zu Athen aufgehalten hatte, und daſelbſt den Sokrates zu beſuchen pflegte, ließ ſich durch dieſen Befehl nicht abſchrecken, ſondern begab ſich des Abends, wenn es anfing finſter zu werden, in einem langen Weiberrocke und bunten Mantel eingehüllet, und das Haupt mit einem Schleyer verdeckt, aus ſeinem Hauſe von Megara nach Athen, um den Sokrates zu beſuchen, und wenigſtens einige Zeit bey Nachte ſeines weiſen Unterrichts zu genieſſen. So bald es denn anfing Tag zu werden, eilte er in eben dieſer Verkleidung wieder nach Hauſe, welcher Weg mehr als tauſend Schritte betrug.

Wie haben ſich aber, ſetzt er hinzu, die Zeiten geändert! Jetzo ſieht man die Philoſophen, um Lectionen zu geben, von ſelbſt nach den Häuſern der vornehmen jungen Leute hineilen, und ſie daſelbſt ſo lange warten, bis es faſt Mittag geworden iſt, und ihre Schüler den Rauſch von voriger Nacht ausgeſchlafen haben."

Fünf und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 11.)

Daß man eine von ſchlechten Menſchen erlittene Beſchimpfung großmüthig verachten müſſe.

Man kann, wie aus andern philoſophiſchen Schriften, auch aus einer Rede des Q. Metellus Numidicus *), eines ſehr weiſen Mannes, ſehen, daß man die von ſchlechten Menſchen erlittene Beſchimpfung nicht auf gleiche Art erwidern müſſe; indem man, in ſo weit man ihnen darin nachahmet und ſich ihnen gleich ſtellet, ſich ſelbſt zu ihnen herabwürdiget. Gedachter Metellus war von dem Zunftmeiſter, dem Cn. Manlius, vor dem Volke in einer Rede muthwillig angegriffen und ſchimpflich behandelt worden, worauf derſelbe aber kaltſinnig nur folgendes erwiderte: „Was dieſen Menſchen betrifft,“ ſagte er, „ihr edlen Römer, ſo will ich ſeinetwegen, da er ſich dadurch größer zu ſeyn dünket, daß er ſich für meinen Feind erklärt, ohngeachtet ich ihn weder als Freund annehme, noch als Feind im geringſten achte, nicht viel Worte verlieren; denn ich halte ihn nicht allein des mindeſten Lobes rechtſchaffener Leute für unwürdig, ſondern auch für einen ſolchen, der es nicht einmahl werth iſt, daß ehrliche Leute ſich damit abgeben ihn zu beſchimpfen. Es

*) Dieß iſt der Q. Cäcilius Metellus, welcher allein lieber ins Elend gehen wollte, als daß er auf das Geſetz des Saturninus (von Vertheilung der Aecker) ſchwören ſollte.

hieße in der That, dieſen elenden Menſchen mehr ehren, als beſchimpfen, wenn man auch nur ſeinen Nahmen nennte zu einer Zeit, da man ihn nicht beſtrafen darf *).“

Sechs und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 14.)

Von den mancherley Endzwecken bey den Strafen.

Man iſt der Meinung, daß man bey Beſtrafung der Verbrechen einen dreyfachen Endzweck vor Augen haben müſſe. Der erſte iſt die Erinnerung, oder Warnung νεθεσία, κόλασις vel παραινεσις), indem die Strafe in der Abſicht gebraucht wird, damit derjenige, welcher aus Verſehen geſündigt hat, dadurch eine Erinnerung erhalte, inskünftige vorſichtiger zu ſeyn. Der zweyte Endzweck, welchen man eigentlich die Strafe (τιμωρίαν) nennet, zielt dahin, daß die Würde und das Anſehen des Beleidigten behauptet werde, damit die unterlaſſene Beſtrafung nicht ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn, und ihn in Verachtung bringen möge, weßwegen dieß auch mit einem Worte (τιμορία) bezeichnet wird, das auf die Erhaltung der Ehre (τιμῆς) abzielet. Der dritte Endzweck, welcher von den Griechen (καράδειγμα) das Beyſpiel genannt wird, geht dahin, daß durch die Strafe andern ein nöthiges Exempel gegeben werde, damit dieſelben aus Furcht für ſolcher Strafe von gleichen Verbrechen abgeſchreckt und zurückgehalten werden;

*) Weil er nähmlich damahls Zunftmeiſter des Volks und alſo eine wegen ihres Amts geheiligte Perſon war.

daher auch unſere Vorfahren die Strafen ſehr groſſer Verbrechen nur ſchlechthin Exempel nannten.

Könnte man alſo mit vieler Zuverſicht hoffen, daß einer, der geſündigt hat, auch ohne Strafe ſich ſelbſt von freyen Stücken beſſern werde, oder es fehlte im Gegentheil an aller Hoffnung zu dieſer Beſſerung; oder hätte man eben keinen Nachtheil in Anſehung der Würde desjenigen, gegen welchen geſündigt worden iſt, zu befürchten; oder wenn endlich die vorgefallene Vergehung ſo beſchaffen wäre, daß man durch eine beſondere Strafe andere dafür zu warnen eben nicht für nöthig fände: ſo hält man in allen dieſen Fällen eine Strafe für überflüſſig und unnöthig.

Andere Philoſophen, und unter denſelben auch unſer Taurus im erſten Buche ſeiner Commentarien über dem Gorgia des Plato, haben ſich über dieſe angeführten drey Endzwecke bey den Strafen auf mancherley Weiſe anders herausgelaſſen. Plato ſelbſt machet ausdrücklich nur zwo Urſachen der Strafen nahmhaft: die eine, welche wir oben zuerſt geſetzt haben, und welche die künftige Beſſerung des Sünders zur Abſicht hat, und die andere, welche wir zuletzt genannt, und die dahin gehet, andere durch das Exempel in Furcht zu ſetzen. So lauten die Worte des Plato ſelbſt in ſeinem Gorgia: „Recht und billig iſt es, daß eine Strafe darum verfügt werde, damit derjenige, welcher ſolche leidet, ſelbſt dadurch gebeſſert werde, und ihm alſo die Strafe ſelbſt zum Nutzen gereiche; oder daß andern dadurch ein Exempel gegeben werde, damit dieſe aus Furcht der Strafe, die jener hat leiden müſſen, ſich beſſern mögen.“ Hieraus ſieht man, daß Plato das, was wir oben die Strafe (τιμωρίαν) in eingeſchränkter Bedeu-

deutung genannt haben, im allgemeinen Sinn für die Strafe überhaupt genommen hat. Ob er aber den zweyten Endzweck der Strafen, deſſen wir oben gedacht, um nähmlich die Ehre und das Anſehen des Beleidigten zu behaupten, für zu geringe und unerheblich gehalten, oder vielmehr darum deſſen; zu gedenken nicht für nöthig geachtet habe, weil er hier nicht von den menſchlichen Strafen in dieſem Leben, ſondern von denen, die man erſt nach dem Tode zu erwarten hat, ſchrieb, ſolches will ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen *).

*) Wie Grotius (I. B. et P. L. II. c. XX. §. 4.) meint, darf Plato nur von menſchlichen Strafen, bey welchen immer ein dadurch abgezielter Nutze zum Grunde liegen müſſe, verſtanden werden: allein wenn dieſer große Mann meint, daß es ſich bey Gott anders verhalte, und daß Plato mit Unrecht das, was er geſagt, auch auf Gott ziehe, indem deſſen Handlungen ſich auf das Recht ſeiner höchſten Oberherrſchaft, ohne Abſicht auf etwas anders außer demſelben, gründeten: ſo iſt doch zu bedenken, daß ſeine höchſte Güte von allen ſeinen Handlungen eben ſo unzertrennlich iſt, und daß, obgleich die höchſte Verbindlichkeit des Menſchen gegen Gott ſchon aus ſeiner völligen Dependenz von ihm herfließt, doch Gott nicht bloß wegen ſeiner verletzten höchſten Autorität ſtrafe, ſondern ſtets auch in der gütigen Abſicht, ſowohl den Beſtraften ſelbſt, als andere dadurch zu beſſern und folglich glücklich zu machen. Gott ſelbſt kann eigentlich nicht beleidigt werden, wohl aber ſeine Ordnung, auf deren genaue Beobachtung eben darum weil ſie dem Menſchen die nützlichſte und heilſamſte iſt, die mit ſeinen Geſetzen verbundne Sanction durch Strafen abzielt.

Sieben und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 17.)

Von den erſten öffentlichen Bibliotheken.

Der Tyrann Piſiſtratus *) wird für den erſten gehalten, der eine öffentliche Bibliothek aus allen Claſſen der freyen Künſte und Wiſſenſchaften zum allgemeinen Gebrauch zu Athen angelegt hat, welche hernach die Athenienſer ſelbſt mit Fleiß noch ſehr ſtark vermehrt haben. Allein dieſe anſehnliche Sammlung von Büchern iſt hernach von dem Könige Xerxes, nachdem er die Stadt Athen, ohne das Schloß, erobert und eingeäſchert hatte, nach Perſien gebracht worden, bis lange hernach der König Seleucus mit dem Zunahmen Nikanor ſolche insgeſammt nach Athen hat wieder zurück bringen laſſen.

Nach dieſem haben die Ptolemäer, Könige in Egypten, eine ſo große Menge Bücher zuſammen bringen oder verfertigen laſſen, daß ihre Anzahl faſt auf ſiebenmahl hundert tauſend geſtiegen iſt; aber dieſe ſchöne Bücherſammlung iſt im vorigen Alexandriniſchen Kriege bey Plünderung der Stadt (Alexandrien) zwar nicht aus Vorſatz, ſondern durch einen Zufall von den Hülfstruppen in Brand geſteckt worden, und alſo im Rauch aufgegangen **).

*) Piſiſtratus brachte theils durch Liſt, theils durch Gewalt die Oberherrſchaft von Athen an ſich. Er regierte 33 Jahre, und war ſonſt ein großer Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften.

**) Auch die Bibliothek des Königs Attalus zu Pergamus war berühmt. Es waren darin nach dem Zeugniß

Acht und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VII, c. 1.)

Von der merkwürdigen Geburt des Scipio Africanus, und einigen andern ihn betreffenden ſonderbaren Umſtänden.

Eben ſo merkwürdig, wie dasjenige iſt, was in der griechiſchen Geſchichte von der Olympias, der Gemahlin des Königs Philipps, und der Mutter des Alexanders *) berichtet wird, iſt auch dasjenige, was man von der Mutter des P. Scipio, der am erſten den Beynahmen Africanus erhalten hat, erzäh-

N 2

des Plutarchs (in vit. M. Anton.) zweymahl hundert tauſend Bücher. Die Alexandriniſche übertraf alſo doch dieſe noch bey weiten. Epiphanius (in lib. de ponder.) ſagt, daß zwo öffentliche Bibliotheken zu Alexandria geweſen wären, die eine in Bruchio, welche Ptolemäus Philadelphus angelegt, und die andre, welche in Serapeo lange hernach angelegt worden, und die man der erſtern Schweſter genennt. Der berühmte Demetrius Phalereus war zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus Vorſteher dieſer anſehnlichen Bibliothek zu Alexandrien, die, als Cäſar mit den Einwohnern dieſer Stadt ſelbſt Krieg führen mußte, und ſeiner Sicherheit wegen die Schiffe in Brand ſtecken ließ, von eben dieſem Feuer ergriffen wurde, und alſo unglücklicher Weiſe zum großen Verluſt der Gelehrſamkeit im Rauche aufging.

*) Welche, dem Vorgeben nach, ihren Sohn den Alexander ebenfalls mit einer großen Schlange oder einem Drachen ſollte gezeugt haben.

let. Denn ſowohl C. Oppius *) als Julius Hi-ginus und andre, die ſein Leben beſchrieben haben, melden, daß ſeine Mutter lange Zeit für unfruchtbar gehalten worden ſey; und daß auch ihr Gemahl Publius Scipio ſich keine Hoffnung mehr gemacht hätte, Kinder von ihr zu bekommen. Als ſie aber einsmahls in Abweſenheit ihres Gemahls in dem Schlafzimmer auf ihrem Bette allein geruhet, habe man plötzlich eine große Schlange wahrgenommen, die neben ihr gelegen, und auf das von den Zuſchauern für Schrecken erhobne Geſchrey entwiſcht wäre, ohne daß man ſie je hätte wieder entdecken können. P. Scipio habe die Sache den Haruſpikern vorgetragen, welche nach vollendetem Opfer ihn verſichert hätten, daß er noch Kinder bekommen würde. Nicht lange hernach, nachdem die Schlange im Bette war geſehen worden, habe ſeine Gemahlin auch wirklich angefangen, die Zeichen der Schwangerſchaft an ſich zu bemerken, und im zehnten Monath ſey ſie mit dieſem Scipio, welcher hernach den Hannibal und die Karthaginenſer im zweyten puniſchen Kriege überwunden, niedergekommen **). Indeſſen iſt man immer der Meinung geweſen, daß nicht ſo ſehr das Wunder, das bey ſeiner Geburt vorgegangen ſeyn ſoll, als weit eher ſeine eigene große Thaten den Grund des Ruhms enthalten, den man ihm wegen ſeiner göttlichen Tugend beylegt.

*) Cajus Oppius, war ein Freund des Cäſars, und er wird für den Verfaſſer einiger Werke gehalten, welche andre dem Hirtius zuſchreiben. Vom Higinus ſehe man oben Kap. 11, die Anmerkung.

**) Es würde überflüſſig ſeyn über dieſes vorgegebne Wunder eine Anmerkung zu machen: denn die einzige, welche man darüber machen könnte, wird einem jeden Leſer ſchon von ſelbſt beyfallen.

Ich trage kein Bedenken, hier noch folgendes von dieſem Scipio anzuführen, welches oben angeführte Schriftſteller ebenfalls melden; ſie ſagen, daß derſelbe oftmahls bey Endigung der Nacht und vor Anbruch des Tages ſich nach dem Kapitol begeben, und daſelbſt den Tempel des Jupiters habe öffnen laſſen, daß er alsdenn eine lange Zeit darin geblieben ſey, als ob er mit dem Jupiter über die Angelegenheiten der Republik Rath gepflogen. Die Wächter des Tempels hätten ſich oft darüber gewundert, daß die Hunde, welche ſonſt einen jeden andern wüthend anfielen, ihn nicht einmahl anbelleten.

Die Meinung, welche daher das Volk von dieſem Scipio als einem ganz außerordentlichen Manne gefaßt hatte, ſcheint ſich durch gewiſſe Reden und Handlungen desſelben, die faſt alle bewundernswürdig waren, zu beſtätigen. Ich will nur eins davon anführen: Scipio belagerte eine Stadt in Spanien*), die wegen ihrer Lage, ihrer ſtarken Befeſtigung und wegen der tapfern Mannſchaft, die darin lag, gar keine Hoffnung mehr übrig ließ, daß ſie zur Übergabe würde können gezwungen werden. Eines Tages ſaß er im Lager auf einem Platze, wo man die Stadt überſehen konnte, auf dem Richtſtuhle; hier frug ihn ein Soldat, der vor Gericht ſtund, wann und wo er die rechtliche Tagleiſtung (vadimonium) zu verſprechen verlange. Scipio hob die Hand auf, zeigte nach dem Schloß der Belagerten Stadt hin, und ſagte, übermorgen ſollte man ſich an dem gezeigten Ort vor Gericht ſtellen; und wirklich erfolgte es

*) Sie ſoll nach dem Valerius Maximus Badium geheiſſen haben.

auch ſo, am dritten Tage, auf welchen die Tagleiſtung geſetzt war, wurde die Stadt erobert, und an eben dem Tage hielt er auch auf dem Schloſſe derſelben Gericht *).

Neun und ſechzigſtes Kapitel.

(L. VI. c. 5.)

Anekdote von einem berühmten Schauſpieler.

In Griechenland war ein ſehr berühmter Schauſpieler, der alle andere an Action, Stimme und feinem Anſtand weit übertraf, und beſonders in den Trauerſpielen der berühmteſten Dichter ſeine Rolle aufs geſchickteſte zu ſpielen wußte. Er ſoll Polus geheißen haben. Dieſer Polus hatte das Unglück, ſeinen einzigen geliebten Sohn durch den Tod zu verlieren: und nachdem er dieſen ihm höchſt ſchmerzhaften Verluſt mit bittern Thränen ſattſam beweinet hatte, wendete er ſich wieder zur Ausübung ſeiner Kunſt, die ihm ſeinen Unterhalt verſchaffte. Er hatte zu der Zeit zu Athen die Rolle der Elektra des Sophokles, wie ſie den Aſchkrug mit den Gebeinen des Oreſtes trug, zu ſpielen; denn in dieſem Trauerſpiel wird die Elektra ſo vorgeſtellt, wie ſie die Gebeine ihres Bruders trägt, und ſeinen Tod, weil man ihn gewaltſamer Weiſe umgekommen zu ſeyn glaubte, aufs bitterſte

*) Wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo wäre dieß ein Beytrag zu des Hr. Moritz Erfahrungsſeelenkunde, von dem Vermögen der Seele künftige Dinge vorher zu ſehen; vielleicht aber war Scipio aus andern Urſachen ſeiner Sache ſchon gewiß.

beweinet und beklaget. Polus alſo erſcheint in der Trauerkleidung der Elektra auf dem Schauplatz, und trägt den Aſchkrug mit den Gebeinen ſeines Sohns, die er von der Grabſtätte desſelben gehohlet hatte, in ſeinen Händen, er umfaſſet dieſelben als die vorgeſtellten Gebeine des Oreſtes mit ſo wahren und natürlichen Ausdrücken des zärtlichſten und innigſten Wehklagens, daß die Zuſchauer anſtatt nur durch ein Spiel gerührt zu werden, in der That dadurch ſelbſt in eine wahre Wehmuth und in eine wirkliche Traurigkeit geſetzet werden.

Siebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 6.)

Eine Anmerkung des Ariſtoteles von den fünf Sinnen.

Von den fünf Sinnen, dem Geſicht, Gehör, Geſchmack, Gefühl und Geruch, womit die Natur die Thiere begabt hat, fehlt doch einigen unter denſelben bald dieſer, bald jener. Es gibt einige, die ohne Geſicht, ohne Geruch, oder ohne Gehör gebohren werden; wie aber Ariſtoteles bemerkt, gibt es kein Thier, dem der Sinn des Geſchmacks oder des Gefühls fehle *). Seine Worte, die ſich in ſeinem Buche, worin er von dem Gedächtniß handelt, befinden, ſind dieſe: „Das Gefühl aber und den Geſchmack haben alle Thiere, ausgenommen die unvollkommenen unter ihnen.“

*) Weil eben dieſe beyden Sinne zu Erhaltung eines jeden Thiers unumgänglich nöthig ſind.

Ein und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 8.)

Beyſpiel von der Liebe der Delphine zu den Menſchen.

Alte ſowohl als neuere Nachrichten beſtätigen es von den Delphinen, daß ſie verliebter Natur ſeyn ſollen; denn man hat nicht nur, wie Appion berichtet, unter den Kaiſern im Puteolaniſchen Meerbuſen, ſondern auch nach einem Bericht des Theophraſts ſchon lange vorher bey Naupactus welche angetroffen, bey denen man dieſe Paſſion in einem ſehr hohen Grad will wahrgenommen haben. Das ſonderbarſte dabey iſt, daß ihre Zuneigung nicht auf andere ihres eigenen Geſchlechts, ſondern auf ſchöne Knaben, wenn ſie ſolche in den Schiffen oder am Ufer anſichtig werden, mit faſt menſchlichem Affect gerichtet iſt. Ich will hier eine Stelle aus den Aegiptiſchen Merkwürdigkeiten des gelehrten Appion anführen, welche eine Nachricht von einer ſolchen Zuneigung eines Delphins gegen einen Knaben enthält, der ſich nicht geſcheuet hat, mit ihm umzugehen, mit ihm zu ſpielen, und ſich von ihm auf den Rücken tragen zu laſſen, und welches alles Appion ſelbſt nebſt vielen andern mit eigenen Augen geſehen zu haben bezeuget; „Ich habe, ſagt er, ſelbſt einen Delphin bey Puteoli geſehen, der einen Knaben recht wunderbar liebte, und durch die Stimme desſelben ſich ſogleich herbey locken ließ. Er ſchwamm dann herzu, ließ den Knaben auf ſeinem Rücken ſitzen, und um ihm keinen Schaden zu thun, verbarg er ſodann die Stacheln ſorgfältig in ihre Scheiden. Der Knabe ſaß auf ihm

wie zu Pferde, und ließ ſich von ihm wohl zwey hundert Stadien weit auf dem Meer herumtragen. Ganz Rom und Italien lief zuſammen, um dieſen aus Liebe ſo herumſchwimmenden Fiſch zu ſehen." Was Appion noch hinzuſetzt, iſt nicht weniger bewunderns-würdig. Dieſer Knabe, ſagt er, der von dem Delphin ſo ſehr geliebt wurde, ward hernach krank und ſtarb. Als nun der Delphin oftmahls an den Ort, wo er ſonſt die Ankunft des Knaben zu erwarten pflegte, hinſchwamm, und der Knabe niemahls wieder erſchien, gerieth er darüber in einen ſolchen Kummer, daß er davon auszehrte und ſelbſt ſtarb. Man fand ihn todt am Ufer liegen, und er wurde von denen, die um die Geſchichte wußten, mit in das Grab des von ihm geliebten Knabens gelegt*).

Zwey und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 12.)

Ein Vorwurf, welcher dem Sulpicius, wegen ſeiner Art ſich zu kleiden, von dem Scipio gemacht worden.

Zu Rom und im ganzen Latium wurde es für unanſtändig gehalten, wenn eine Mannsperſon Unterkleider (tunicas) mit Aermeln, die weit über die Hän-

*) Die ganze Geſchichte ſiehet freylich einer Fabel ſehr ähnlich. Indeſſen wird man doch auch bekennen müſſen, daß es ſchwer ſey genau zu beſtimmen, wie weit der Inſtinkt gewiſſer Thiere gehen könne. Von Hunden iſt es bekannt, wie weit oftmahls ihre Treue und Zuneigung gegen ihre Herren gehen könne. Der Hund des Melai (in den Erzählungen und Dialogen von A.

de bis an die Finger reichten (chiridotas), trug. Nur den Frauensperſonen allein ſtund es an, lange und weite Kleider zu tragen, damit Arme und Kniee auf eine ſittſame Weiſe bedeckt würden. Die Männer aber zu Rom waren anfänglich bloß mit einem Rock (toga), ohne alle Unterkleider verſehen; nachher trugen ſie ganz kurze und enge Weſten (tunicas), die bey der Schulter aufhörten. In Betracht dieſes alten Gebrauchs, warf P. Afrikanus, des Paulus Sohn, dieſer Liebhaber der Tugend ſo wohl, als aller ſchönen Künſte, dem P. Sulpicius Gallus, einem Weichlinge, unter andern auch dieß als etwas Unanſtändiges vor, daß er Weſten trüge, deren Aermeln die Hände bedeckten. „Ein Menſch, ſagte Scipio, der ſich alle Tage ſalbet und vor dem Spiegel putzt, der mit abgeſchornen Augenbraunen und mit glatten Bart in ſteter Geſellſchaft mit Weibsperſonen iſt, der bey Gaſtmahlen in einer Weſte mit langen Aermeln (cum chiridota) erſcheinet, der dem Wein und allen weit ärgern Ausſchweifungen ergeben iſt, ein ſolcher Menſch, iſt wohl daran zu zweifeln, daß er auch die infamſten Schandthaten begehe?"

Virgil bemerkt dieſe Art der Unterkleider eben=

S. Meißner 1 Heft) iſt davon ein auffallendes Beyſpiel. Ich finde ſogar von einem wilden Schweine in des Hr. Bernoulli's Reiſebeſchreibungen (2ten Band v. J. 1781.) aus einem Reiſejournal des Hr. z. L. (Grafen zu Lynar) angeführt, daß ein Graf Plettenberg ein ſolches wildes Schwein bey ſich in Geſellſchaft geführt, welches ihm als ein Hund nachgefolget. Auch lieſet man von dem berühmten römiſchen Redner Hortenſius, daß er die Fiſche in ſeinem Teiche ſo zahm gemacht habe, daß ſie ihm aus den Händen gefreſſen.

falls als etwas Weibiſches und Unanſtändiges, indem er (von den Trojanern) ſagt: Sie tragen Weſten mit Aermeln, und Mützen, die ſie zubinden *). Auch Quintus Ennius ſcheint daher die Karthaginenſer mit der ſchimpflichen Benennung einer mit Unterkleidern angethanen Mannſchaft (tunicatam juventutem) belegt zu haben.

Drey und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 16.)

Von einigen Delicateſſen der Alten.

Varro beſchreibt in ſeiner Satyre über die Eßwaaren (de eduliis) in ſehr artigen und wohlgerathenen jambiſchen Verſen die ausgeſuchten Speiſen und Delicateſſen, welche von den Wollüſtlingen, um ihren Gaumen zu vergnügen, zu Waſſer und zu Lande aufgeſucht worden. Ich überlaſſe es einem jeden, der Zeit dazu hat, die ſchönen Verſe ſelbſt in dem Buche nachzuleſſen, und will mich nur damit begnügen, ein Regiſter der verſchiedenen Speiſen, welche die unerſättliche Schlemmerey auszuforſchen gewußt hat, und worüber ſich Varro ſo beiſſend aufhält, nebſt dem Orte, wo dieſe Speiſen herkommen, hier herzuſetzen. — So viel mir das Gedächtniß an die Hand gibt, ſind es ohngefähr folgende: Die Pfauen aus Samos, die Haſelhühner aus Phrygien, die

*) Et tunicae manicas, et habent redimicula mitrae. Aeneid. IX. v. 616. — Numanus wirft hier dieſe Tracht den Trojanern vor.

Kraniche aus Melos, die Böcklein aus Ambracia, die Thonnfiſche aus Chalcedonien, die Lampretten (Muränen) aus Tarteſia (in Spanien), die Stockfiſche aus Peſſinuntium (in Phrygien), die Auſtern von Tarent, die Schollen oder Meermuſcheln von Chius, eine gewiſſe Art köſtlicher Meerfiſche (elops) von Rhodus, die Meerbreſchen (scari) aus Cilicien, die Nüſſe aus Thaſus (einer Thraciſchen Inſel), die Datteln aus Aegypten, die Eicheln aus Iberien.

Die Begierde nach ſo weit hergehohlten, fremden und ungewohnten Speiſen, womit man ſeinen lüſternen Gaumen zu befriedigen ſucht, wird man um ſo mehr verabſcheuungswürdig finden, wenn man ſich der Verſe des Euripides, deren ſich der Philoſoph Chryſipp ſehr oft bediente, erinnert, und worin gezeigt wird, daß jene Speiſen aus Uiberdruß der gewohnten und nur als Reitzungen des Gaumens von Wollüſtlingen geſucht werden, da doch der Ceres Geſchenk nebſt einem Trunk Waſſers, die ſo leicht zu haben ſind, zur Nahrung und Erhaltung des Menſchen hinreichten, und nie einen Eckel mit ſich führten.

Vier und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 18.)

Wie heilig der Eid von den Römern geachtet worden.

Wie heilig und unverbrüchlich der Eid bey den Römern ſey gehalten worden, das erhellet ſo wohl aus vielen Geſetzen und Gebräuchen derſelben, als auch aus dem Beyſpiel, das ich jetzt davon anfüh-

ren will, und wodurch die Sache nicht wenig beſtä tigt wird. Hannibal, der Karthaginenſiſche General, hatte nach der Schlacht bey Cannä zehn von den Gefangenen ausgeſucht, und dieſelben nach Rom geſchickt, mit dem Auftrage, den Römern eine Auswechſelung der Gefangenen vorzuſchlagen, und zwar auf die Art, daß für jeden Kopf der übrig gebliebenen Gefangenen anderthalb Pfund Silbers ſollte bezahlt werden. Er nahm aber vor der Abreiſe von dieſen Leuten einen Eid, daß ſie, wenn die Römer in die Auswechſelung nicht willigen würden, wieder zurück nach dem Lager der Karthaginenſer kommen wollten. Dieſe zehn abgeſchickten Gefangenen kamen alſo nach Rom, und legten dem Senate den Auftrag des Hannibals vor; allein die Auswechſelung wurde nicht beliebet. Die Aeltern, Freunde und Verwandte der abgeſchickten Gefangenen ſuchten darauf dieſe mit Liebkoſungen zu überreden, daß ſie als Zurückgekehrte aus der Gefangenſchaft (postliminio) ein Recht erlangt hätten, in ihrem Vaterlande zu bleiben, und ſie ſich wieder in dem völligen Beſitze ihrer Freyheit befänden; ſie bathen dieſelben daher inſtändigſt, daß ſie nicht möchten zum Feinde wieder zurückkehren. Achte von denſelben antwortten aber darauf, daß ihnen das erwähnte Recht nicht zukäme, weil ſie ſich durch einen Eid zur Rückkehr verbindlich gemacht hätten; und dieſe kehrten darauf augenblicklich zum Hannibal wieder zurück. Die beyden übrigen aber blieben zu Rom, und meinten, daß ſie aus der Urſache ihres Eides los wären, weil ſie, nachdem ſie das feindliche Lager verlaſſen hatten, an eben dem Tage unter einem gewiſſen Vorwand dorthin zurück gekommen wären, auf welche

Art ſie ihrem Eide ein Genüge geleiſtet hätten; nachdem ſie darauf zum zweyten Mahle fortgegangen wären, könne ihnen alſo der abgelegte Eid weiter keine Verbindlichkeit mehr zur Rückkehr auferlegen. Allein dieſe liſtige Ausflucht wurde für ſo nichtig und häßlich angeſehen, daß ſie ſich dadurch bey jedermann die äußerſte Verachtung zuzogen, und die Sittenrichter ſie hernach als Meineidige mit allen Arten der ſchimpflichſten Strafen belegten.

Cornelius Nepos hat auch noch im fünften Buche ſeiner Exempel berichtet, daß viele im Senat der Meinung geweſen wären, man müſſe dieſe beyden, die ſich zurück zu kehren geweigert, unter einer Wache dem Hannibal wieder zuſchicken; allein durch die meiſten Stimmen wäre dieſer Vorſchlag verworfen worden. Indeſſen wären dieſe beyden Menſchen ſo ſehr gehaßt und verabſcheuet worden, daß ſie darüber ihres Lebens ſelbſt überdrüſſig geworden wären, und ſich umgebracht hätten.

Fünf und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. VII. c. 19.)

Großmüthiges Betragen des Tiberius Sempronius Gracchus.

Man findet unter andern ein ſchönes und vortreffliches Beyſpiel der Großmuth des Tiberius Sempronius Gracchus aufgezeichnet, womit es ſich alſo verhält: C. Minucius Augurinus, einer der Zunftmeiſter des Volkes, hatte dem L. Scipio Aſiaticus, einem Bruder des ältern P. Scipio Africanus, eine

Geldſtrafe auferlegt, und verlangte deßwegen Bürgſchaft von ihm. Scipio Africanus appellirte dagegen im Nahmen ſeines Bruders an das geſammte Collegium der Zunftmeiſter, und bath dasſelbe, daß es ſich doch eines Mannes, der durch die begleitete Conſulswürde und ſeine erhaltene Triumphe einer der angeſehenſten Mitbürger wäre, gegen einen ihrer Collegen annehmen mögte. Nachdem die Sache war unterſucht worden, gaben achte von ihnen folgenden, in den Jahrbüchern noch aufbehaltenen, Beſcheid:

„Publius Scipio Africanus thut für ſeinen Bruder, den L. Scipio Aſiaticus, eine Vorſtellung, daß der Zunftmeiſter (Minucius Augurinus) wider die Geſetze und Gewohnheit das Volk mit Gewalt zuſammen berufen, und auf eine unrechtmäßige Weiſe gegen den Scipio ein Urtheil geſprochen habe, welches ihn zu einer unerhörten Geldbuße verdammet, daß er deßwegen Bürgſchaft von ihm verlanget, und im Fall dieſe nicht erfolgt, ihn ins Gefängniß zu bringen verordnet habe. Auf der andern Seite verlangt unſer Amtsgenoſſe, daß wir ihm in der Ausübung ſeines Amts keine Hinderniſſe in den Weg legen mögen. So iſt die Sache beſchaffen, über welche unſer geſammtes Urtheil dieſes iſt: Wird L. Cornelius Scipio Aſiaticus nach dem Beſcheid unſers Collegen Bürgſchaft ſtellen: ſo ſoll er nicht in das Gefängniß geführt werden; wird er aber die verlangte Bürgſchaft nicht leiſten: ſo wollen wir uns dem Gebrauch der Gewalt unſers Collegen nicht widerſetzen.“

Als nun nach dieſem Urtheil der Zunftmeiſter Augurinus den L. Scipio, weil er keine Bürgſchaft

ſtellte, feſtzunehmen und ins Gefängniß zu bringen befahl, erhob ſich der Zunftmeiſter Tib. Sempronius Gracchus, der Vater der beyden Gracchen, des Tiberius und Cajus, ob er gleich ein heftiger Feind des P. Scipio Africanus wegen Uneinigkeit in Staatsſachen unter ihnen war, und betheuerte öffentlich, daß er ſich mit gedachtem P. Africanus weder ausgeſöhnet habe, noch in Freundſchaft lebe, darauf aber las er folgendes Urtheil ab:

„Da L. Cornelius Scipio Aſiaticus nach gehaltenem Triumph die Angeſehenſten der Feinde ins Gefängniß hat werfen laſſen, ſo dünkt es mich der Würde und Majeſtät des römiſchen Volks unanſtändig zu ſeyn, daß der geweſene Feldherr der Römer nach eben dem Orte als ein Gefangener hingeführet werde, wohin ehemals die Anführer der Feinde ſind gebracht worden. Ich widerſetze mich daher aller Gewaltthätigkeit meines Collegen gegen den gedachten Scipio.“

Valerius Antias ſagt den angeführten und noch aufbehaltenen Schlüſſen entgegen, und wider das Anſehen der alten Annalen, daß Tib. Gracchus ſich erſt nach dem Tode des Scipio Africanus auf dieſe Art für den Scipio Aſiaticus ins Mittel gelegt habe; daß auch dem Scipio keine Geldbuße ſey auferlegt worden, ſondern daß er wegen Unterſchleifs der vom Antiochus erbeuteten Gelder, und weil er deßwegen keine Bürgſchaft geſtellet, hätte ſollen ins Gefängniß gebracht werden, wovon ihn aber die Zwiſchenkunft des Gracchus befreyet *).

Sechs

*) Nach dem Livius iſt er doch von dem Prätor Q. Terentius Culleo zum Gefängniß verdammt und wirk=

Sechs und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 2.)

Wie Herodes Atticus einem gewiſſen After-Philoſophen begegnet hat.

Als ich mich nebſt noch einigen andern bey dem Herodes Atticus *), einem Manne, der die conſulariſche Würde begleitet hatte, und wegen ſeiner angenehmen Gaben des Witzes und der Beredtſamkeit bekannt genug iſt, befand, kam zu ihm ein gewiſſer Menſch mit einem langen Mantel angethan, und der einen Bart trug, welcher ihm bis an den Bauch reichte. Er bath um eine Gabe, ſich dafür Brot zu kaufen. Herodes frug ihn, wer er wäre? Dieß nahm aber derſelbe ſo übel, daß er mit einem Tone und einem Geſichte, die einen Verweis andeuteten, antwortete: er ſey ein Philoſoph, und wundere ſich, daß man eine ſolche Frage an ihn thäte, die durch ſein äußers Anſehen ſchon von ſelbſt genugſam beantwortet würde. Freylich, verſetzte Herodes, ſehe ich zwar den Bart und Mantel, nur den Philoſophen kann ich noch nicht wahrnehmen; erlaube mir daher, dich zu befragen, aus was für Beweiſen man es genugſam abnehmen könne, daß

lich eingezogen worden. Dieſes Kapitel iſt eine weitere Ausführung deſſen, was Cicero in ſeiner Rede (de provinc. consul. c. 8.) nur mit wenigen Worten berührt.

*) Man ſehe von ihm oben Kap. 2. die Anmerk.

du ein Philoſoph ſeyſt? Als unterdeſſen einige der Anweſenden ſagten, daß der Menſch ein nichtswürdiger Landſtreicher ſey, der ſich in ſchlechten Häuſern aufzuhalten, und wenn man ihm ſeine Bitte nicht gewährte, ſich durch grobe Schimpfwörter zu rächen pflege, ſprach Herodes: „Nun ſo wollen wir ihm etwas geben, er mag auch ſeyn, wer er wolle, nicht deßwegen, weil er ein Menſch iſt, ſondern deßwegen, weil wir Menſchen ſind *).“ Er befahl darauf ihm Geld zu Brot auf dreyßig Tage zu geben, und wendete ſich zu uns, ſeinen Schülern, mit folgenden Worten:

„Muſonius **),“ ſagte er, „ließ eben einem ſolchen Bettler, der ſich für einen Philoſophen ausgab, tauſend Pfennige reichen, und als viele ſagten, daß er ſolches gar nicht verdiene, ſondern ein böſer, nichtswürdiger Menſch ſey, verſetzte Muſonius lächelnd: So iſt er alſo des Geldes werth †). Nur, ſetzte er hinzu, macht mich dieß bekümmert, daß ſolche Taugenichts den heiligen Nahmen mißbrauchen und ſich Philoſophen nennen. — Meine Vorfahren, ſagte er, die Athenienſer gaben ehemahls einen öffentlichen Befehl, daß die Nahmen der beyden ta-

*) Demus huic aliquid aeris cuicuimodi est, tamquam homines non tamquam homini, d. i. wenn er ſich ſchon nicht wie ein Menſch aufführt, ſo wollen wir es doch thun.

**) Von dieſem ſehe man die Anmerk. Kap. 45.

†) ἄξιος οὖν ἐστὶν ἀργυρίου, Dignus igitur est argento. Vermuthlich will dieß ſo viel ſagen, er iſt alſo des Geldes, einer auch unwürdigen zu Theil werdenden Sache nur werth.

pfern Jünglinge des Harmodius und Ariſtogitons, welche, um ihr Vaterland zu befreyen, den Tirannen Hippias umzubringen unternommen hatten *), niemahls einem Sklaven ſollten beygelegt werden, indem ſie es für ſündlich hielten, dieſe der Freyheit des Vaterlandes geweihete Nahmen durch Mittheilung derſelben an Sklaven zu entheiligen. Warum leidet man denn, daß der ehrwürdige Nahme der Philoſophie durch ſolche Niederträchtige entehrt wird? Die alten Römer geben hierin ebenfalls ein Beyſpiel, doch auf einer andern Seite, an die Hand; denn wie man mir erzählt hat, ſollen ſie die Verordnung gemacht haben, daß die Vornahmen gewiſſer Patrizier, die ſich gegen die Republik ſo ſchlecht betragen hatten, daß ſie darüber zum Tode waren verdammt worden, keinem einzigen von eben dem patriziſchen Geſchlechte durften beygelegt werden, damit auch ihr Nahme mit ihnen zugleich vertilget und verlöſcht zu ſeyn ſcheinen mögte **).

O 2

*) Nicht Hippias, ſondern Hipparchus iſt umgebracht worden; Hippias, der auf ihn ſeinen Bruder, folgte, wurde ſeiner Tiranney wegen verjagt, und flohe zum Darius. Gellius redet daher auch nur von einem Unternehmen dieſer beyden Jünglinge, den Hippias umzubringen.

**) So durfte z. B. nach dem Livius (L. VI. c 20.) niemand von der Familie des Manlius den Nahmen M. Manlius führen, weil dieſer ehemahlige Befreyer des Capitols nachher ſelbſt ein Aufrührer gegen ſein Vaterland wurde, und deßwegen von dem Tarpejiſchen Felſen war herabgeſtürzet worden.

Sieben und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 3.)

Brief des Königs Philipps an den Ariſtoteles, als ihm ſein Sohn Alexander gebohren worden.

Philipp, des Amyntas Sohn, König von Macedonien, durch deſſen Klugheit und Tapferkeit die Macedonier ihre Herrſchaft über viele Völker und Nazionen ſehr weit ausgebreitet haben, und deſſen anwachſende Macht die Reden des Demoſthenes*) dem ganzen Griechenland ſo fürchterlich und gefährlich geſchildert haben, dieſer Philipp, ob er gleich die meiſte Zeit ſeines Lebens unter den Waffen zubrachte, und an nichts anders als nur an Siege und Eroberungen dachte, war doch nichts deſto weniger auch ein Freund der Muſen, und behielt ſelbſt unter den Waffen den Geſchmack an den Wiſſenſchaften. Man will ſogar in ſeinen Reden und in ſeinem Umgang einen gewiſſen ſchönen Geiſt an ihm bemerkt haben, und man zeigt noch Briefe von ihm, die eben ſo voller Weisheit, als in einem reinen und zierlichen Styl geſchrieben ſind; wie z. B. der Brief, worin er dem Weltweiſen Ariſtoteles von der Geburt ſeines Sohns des Alexanders Nachricht gibt. Da der-

*) Dieß ſind die berühmten philippiſchen Reden, welche Demoſthenes hielt, um die Athenienſer zu bewegen, daß ſie ihre Kräfte mit den andern Griechen vereinigt aufbieten mögten, ſich dem macedoniſchen Könige Philipp, welcher allen griechiſchen Staaten, nach der Bezwingung der Illyrier und Eroberung verſchiedener Städte in Attica ſelbſt, den Umſturz drohete, zu widerſetzen.

ſelbe Aeltern zur Aufmunterung dienen kann, auf die Erziehung ihrer Kinder den beßten Fleiß und alle Sorgfalt zu wenden, ſo will ich denſelben in einer Uiberſetzung hier herſetzen, er lautet ſo:

„Philipp entbiethet dem Ariſtoteles ſeinen Gruß. Ich benachrichtige dich hiedurch, daß ich einen Sohn bekommen habe. Den Göttern ſtatte ich dafür meinen Dank ab; nicht ſo ſehr deßwegen, daß mir ein Sohn iſt gebohren worden, als vielmehr deßwegen, daß die Geburt desſelben in die Zeit fällt, da du am Leben biſt; denn ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß er unter deiner Führung und Anweiſung dermahleinſt ein Mann werden wird, der meiner, und der ihm beſtimmten Krone würdig ſey *).“

Acht und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 5.)

Verſchiedene Meinungen der alten Philoſophen von der Wolluſt.

Die alten Weltweiſen haben von der Wolluſt verſchiedene Meinungen gehegt. Epikur**) ſetzt das

*) Dieſer Brief macht dem Fürſten, der ihn geſchrieben, eben ſo viel Ehre, als dem Weltweiſen, an den er gerichtet war. Philipps Hoffnung war auch nicht vergeblich, der erhabene Schüler nahm unter der Anweiſung eines ſo vortrefflichen Lehrers in allen Künſten und Wiſſenſchaften aufs beßte zu. Aus Achtung und Dankbarkeit wurde unter andern die verheerte Geburtsſtadt des Ariſtoteles Stagyra wieder hergeſtellt.

**) Epikur hat, wenn er das höchſte Gut in der Wolluſt ſetzet, in Wahrheit doch wohl beſſer gedacht, als eſ

höchſte Gut in der Wolluſt; er beſchreibt dieſelbe als einen behaglichen Zuſtand, worin der Körper ſich be-

nige ſeiner Anhänger ihn nachher verſtanden und ausgelegt haben. Er behauptete freylich als einen Hauptſatz, daß, um glücklich zu leben, der Körper ſich in einer gewiſſen Indolenz, oder Entfernung von allen ſchmerzlichen und unangenehmen Empfindungen, befinden müſſe; weil aber die Tugend durch ihre Leitung und Einſchränkung der Begierden dazu am meiſten beförderlich iſt, und ſie die innere Ruhe und Zufriedenheit gewährt, ſo ermunterte er in dieſer Abſicht zur Tugend, und empfahl dieſelbe, beſonders die Klugheit, aufs nachdrücklichſte. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſich ſein Syſtem der Natur vielmehr näherte, als der Stoiker ihres, welches eine gänzliche Ausrottung der Affecten verlangte, die doch in dieſem Leben nicht möglich iſt, und eben ſo wenig zuträglich ſeyn würde. Der Stoiker verlangte alſo, daß der Menſch, um glücklich zu werden, erſt ſeine Natur ablegen ſollte; Epikur aber betrachtete den Menſchen als Menſchen, er wollte aus ihm kein überirdiſches Weſen ſchaffen, ſondern er verlangte nur, daß der Menſch durch eine weiſe Mäßigung ſeiner Affecten die Zerſtörung ſeiner innern Ruhe und Zufriedenheit verhüthen, und dahin trachten ſolle, in einen ſolchen Zuſtand zu kommen, worin ihm an Seele und Leib wohl ſey, welches er Wolluſt nennt. In dieſer Abſicht empfahl er die Keuſchheit, die Mäßigkeit und alle Tugenden, welche dem Menſchen den ungeſtörten Beſitz einer reinen Wolluſt verſchaffen. Freylich haben ſeine Feinde, und ſelbſt einige ſeiner Anhänger hernach, den Sinn ſeines auf die Wolluſt gebauten Syſtems verkannt, und darunter bloß eine ſinnliche und Thieriſche Wolluſt verſtanden, wie Gaſſendus, der vortreffliche Vertheidiger des Epikurs, in ſeiner Lebensbeſchreibung gezeigt hat.

findet. Antiſthenes*), ein Schüler des Sokrates, hält ſie hingegen das höchſte Uibel, indem er ſagt, ich wollte lieber meinen Verſtand verlieren, als daß ich mich der Wolluſt ergeben ſollte. Speuſipp**) und die ganze alte Akademie behaupten, daß Wolluſt und Schmerz zwey einander entgegen geſetzte Uibel ſeyn, daß aber das, was zwiſchen bey-

*) Antiſthenes, ein Athenienſiſcher Weltweiſer und das Haupt der Cyniker. Er trieb Anfangs die Redekunſt, begab ſich aber hernach beym Sokrates in die Schule, und ſagte zu ſeinen Schülern, ſie mögten ſich einen andern Lehrer ſuchen, er habe für ſich ſelbſt einen gefunden. Er verkaufte, um ſich ruhig auf die Philoſophie legen zu können, ſein ganzes Vermögen, und behielt davon nur ſeinen ſchon zerriſſenen Mantel, durch deſſen Löcher aber doch, wie Sokrates zu ihm ſagte, die Eitelkeit hervorgucke. Als ihn jemand frug, wozu ihm die Philoſophie nütze? antwortete er, dazu, um mit mir ſelbſt umgehen zu können. Er lehrte offenbar, daß es nur einen Gott gäbe, welche Lehre er ohne Zweifel aus des Sokrates Schule geſchöpft hatte. Nur Schade, daß er auch den Selbſtmord lehrte. Der berühmte Diogenes war ſein Schüler.

**) Speuſippus von Athen war des Plato Schweſter Sohn, ſein Schüler und hernach auch ſein Nachfolger, ohngefähr 347 Jahre vor C. G. Er entehrte aber die Philoſophie, die er lehrte, durch ſeinen Geiz und Wolluſt, und wie einige ſagen, ſoll er an der Läuſeſucht geſtorben ſeyn. Oben (L. III. c. 17.) führt Gellius an, daß Ariſtoteles einige wenige Bücher des Speuſipps nach deſſen Tode für drey tauſend attiſche Talente (d. i. 2250 Thaler) käuflich an ſich gebracht habe; ſo wie Plato drey Bücher des Pytagoräers Philolaus für 10,000 Denarien (1200 Thaler) gekauft habe, welches Geld ihm ſein Freund Dio zu Syrakus geſchenkt.

den in der Mitte ſteht, gut ſey. Zeno*) hielt dafür, daß die Wolluſt etwas Gleichgiltiges (ἀδιάφορον) ſey, das heißt, weder etwas Gutes, noch etwas Böſes. Critolaus**), ein peripatetiſcher Weltweiſe, ſagt, daß die Wolluſt nicht nur an ſich etwas Böſes, ſondern auch die Mutter vieler andern Übel, der Beleidigungen, des Müßiggangs, der Vergeßlichkeit, der Faulheit ſey.

Plato hat noch vor allen dieſen ſich ſo mannigfaltig und verſchieden von der Wolluſt ausgedrückt, daß daher wahrſcheinlich alle die angeführten Meinungen von der Wolluſt entſprungen ſind; denn nach Verſchiedenheit des Geſichtspuncts, unter welchem die Wolluſt betrachtet werden kann, und nach Verſchiedenheit der Materien, die er abhandelt, iſt er

*) Zeno, der Stifter der Stoiſchen Secte, war aus Citium in der Inſel Cypern. Er wurde durch einen Schiffbruch nach Athen geworfen, und betrachtete dieſen Zufall in ſeinem ganzen Leben als ſein größtes Glück; denn er blieb daſelbſt, und ſtudirte zehn Jahre unter dem Stilpon, Xenokrates und Polemon. Hernach eröffnete er zu Athen eine eigene Schule, welche er in einer Stoa, oder verdeckten Gang hielt, davon ſeine Secte den Nahmen bekommen. Als er einen Fall gethan hatte, brachte er ſich ſelbſt um, ohngefehr 264 Jahre vor C. G.

**) Critolaus war zu Phaſelis in Pamphilien gebohren, und ein ſo geſchickter Redner, als guter Philoſoph. Er wurde nebſt dem Carneades und Diogenes in Geſandtſchaft nach Rom geſchickt, um daſelbſt die Erlaſſung der den Athenienſern auferlegten Strafe auszuwirken, in welchem Geſchäfte er auch glücklich war. Nach ſeiner Zurückkunft lehrte er die Philoſophie zu Athen.

bald dieſer bald jener Meinung zugethan *). Unſer Taurus aber führte, ſo oft des Epikurs erwähnet würde, jene Worte des Hierokles **), eines ſehr ernſthaften und tugendhaften Stoikers, im Munde, daß, die Wolluſt zum höchſten Endzweck annehmen, und keine Vorſehung glauben, beydes Huren-Maximen wären †).

*) Plato redet freylich verſchiedentlich, im Phädon zeigt er, daß Schmerz mit der Wolluſt vermiſcht ſey; dann ſetzt er (L. VI. de legibus) mit dem Speuſippus ein Mittel zwiſchen dem Schmerz und der Wolluſt. An einem andern Orte (Lib. IX. de Rep.) eignet er die wahre Wolluſt nur dem Klugen zu; auch ſagt er (in fine Philebi), daß nichts ausſchweifender als die Wolluſt ſey, worunter er aber ohne Zweifel nur die ſinnliche Wolluſt verſteht. Sonſt ſetzte er doch die höchſte Glückſeligkeit bloß darin, Gott, ſo viel möglich iſt, nachzuahmen, als woraus eigentlich ein wahres und dauerhaftes Vergnügen entſpringen könne.

**) Vom Hierokles hat man einen vortrefflichen Commentar über des Pythagoras goldenes Gedicht, allein dieſer lebte erſt im fünften Säculo. Hier muß alſo ein anderer gemeint ſeyn.

†) ἡδονὴ τέλος πόρνης δόγμα. ὐκ ἐςὶ πρόνοια ὐδὲν, πόρνης δόγμα. Voluptas finis, meretricis dogma; non est providentia, meretricis dogma.

Neun und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 8.)

Daß einer, der viel hat, auch deſto mehr braucht.

Es iſt nach der Erfahrung und dem Ausſpruch weiſer Männer wohl nichts richtiger, als daß einer, der viel hat, auch vieles bedarf, und daß die Bedürfniß nicht aus dem Mangel, ſondern aus dem Überfluß entſpringe; indem, um das Viele, was man beſitzt, zu bewahren, vieles erfordert wird. — Ein Reicher alſo, wenn er dem Mangel vorbeugen will, muß vieles verlieren, und um ſo viel weniger zu entbehren, von dem, was er beſitzt, deſto mehr zuſetzen. Ich erinnere mich, daß Favorin dieſes mit wenigen Worten, unter lautem und allgemeinem Beyfall, folgender Maßen ſehr artig ausdrückte: Wenn einer funfzehn tauſend Kleider nöthig hat, da iſt es nicht möglich, daß er nicht noch mehrere bedürfen ſolle. Nach Abzug der mir noch mangelnden von denen, die ich wirklich beſitze, werde ich gerade ſo viele haben, als ich brauche *).

*) τὸν γὰρ μυρίων καὶ πεντακισχιλίων χλαμύδων δεόμενον οὐκ ἔστι μὴ πλειόνων δεῖσθαι. οἷς γὰρ ἔχω προσδεόμενος, ἀφελὼν ὧν ἔχω, ἀρκοῦμαι οἷς ἔχω. Illum enim, qui quindecim millibus chlamydum indiget, pluribus non indigere fieri non poteſt. Super enim illa quae habeo egens nonnullis, si detraxero ex iis quae habeo, acquieſco illis quae habeo. Schön ſind daher die Worte des Epikurs beym Stobäus: „Wer ſich nicht

Achtzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 11.)

Woher Valerius den Zunahmen Corvinus bekommen.

Keiner der angeſehnſten Schriftſteller ſtellt es in Abrede, daß M. Valerius, welcher den Beynahmen Corvinus geführt, ſolchen von der Hülfe und Vertheidigung, die er von einem Raben genoſſen, bekommen habe. Dieſe bewundernswürdige Sache wird in den Annalen folgender Geſtalt erzählt: Ein junger Menſch von dieſer Familie ſchwang ſich unter dem Conſulat des L. Furius und des Claudius Appius bis zu der Stelle eines Oberſten in der römiſchen Armee. Eine anſehnliche Macht galliſcher Völker hielt damahls die pontiniſchen Aecker beſetzt. Die römiſchen Conſuls machten ſich, ohnerachtet ihnen die große und überlegene Anzahl der Feinde ſelbſt ſehr bedenklich war, dennoch zum Treffen fertig. Inzwiſchen trat der Anführer der Gallier, ein Kriegsmann von ſehr anſehnlicher Geſtalt, deſſen Waffen von Gold blitzten, mit großen Schritten hervor, und ſchwenkte ſeinen Spieß in der Hand;

mit Wenigem vergnügt, der hat nimmer genug. Ich würde, ſetzt er hinzu, wenn ich nur Gerſtenmehl und Waſſer habe, ſelbſt mit dem Jupiter über die Glückſeligkeit zu ſtreiten bereit ſeyn.“ Gleiche Gedanken hat Seneca (Epist. 110.). Vielleicht ſpielt Favorin in obigen Worten darauf an, daß Lucullus dem Prätor, der ihn nur um 100 purpurne Kleider zu ſeinen Spielen anſprach, ſtatt deren 5000 liehe, wie Plutarch (in Lucullo) meldet.

er warf Blicke voller Stolz und Verachtung um ſich her, und forderte einen jeden aus dem römiſchen Kriegsheer, der ſich mit ihm zu meſſen getraue, heraus. Indem nun dieſe ſtolze Herausforderung Furcht und Scham über alle verbreitete, geht der Oberſte Valerius zu den Conſuln, und erſucht ſie um die Erlaubniß, ſich mit dieſem galliſchen Hohnſprecher ſchlagen zu dürfen. Nachdem er dieſe erhalten, geht er mit geſetzten und unerſchrockenen Schritten auf ihn zu. Der Streit nimmt alſo ſeinen Anfang; unterdeſſen aber, daß ſie ins Handgemenge mit einander kommen, ereignet ſich etwas Wunderbares. Ein Rabe kommt unverſehens herzugeflogen, und ſetzt ſich auf den Helm des Oberſten, zugleich aber hacket und kratzet er ſeinem Gegner in die Augen und ins Geſicht; er hörte nicht auf denſelben anzufallen und zu beunruhigen, zerfleiſcht ihm mit ſeinen Klauen die Hände, und benimmt ihm mit ſeinen Flügeln das Geſicht. Nachdem er auf ſolche Weiſe ſeine Wuth gegen den Gallier genugſam ausgelaſſen, ſetzt er ſich auf den Helm des Oberſten ganz ruhig wieder nieder. Dieſer wurde demnach, ſo wohl durch ſeinen eigenen Muth, als durch den Beyſtand des Vogels unterſtützt, Meiſter über ſeinen furchtbaren Gegner, und ſtreckte ihn im Angeſichte beyder Armeen zu Boden. Und das iſt die Urſache, warum er den Beynahmen Corvinus bekommen.

Dieſe Begebenheit hat ſich im vier hundert und fünften Jahre nach Erbauung der Stadt Rom zugetragen. Auguſt hat dieſem Corvinus auf dem von ihm erbauten Markte eine Bildſäule ſetzen laſſen, auf deren Haupte man das Bild eines Raben, zum

Denkmahl dieſer erzählten ſonderbaren Begebenheit, erblicket.

Ein und achtzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 13.)

Woher Manlius den Beynahmen Torquatus geführet.

T. Manlius, von vornehmer Familie, führte den Beynahmen Torquatus, von einem goldenen Halsband, das er einem von ihm überwundenen und erlegten Feinde abgenommen hatte. Wer aber dieſer Feind geweſen, was ſein Geſchlecht, ſeine ungeheure Größe, ſeine ſtolze Herausforderung, und die Weiſe des geführten Kampfs betrifft, alles dieß hat Q. Claudius im erſten Buche ſeiner Annalen in einem ſo ſimplen und ungeſchmückten, dabey doch ſo reinen und angenehmen Styl beſchrieben, daß der Weltweiſe Favorin, als er dieſe Stelle las, verſicherte, ſein Gemüth würde dabey eben ſo ſehr bewegt, als ob er den beſchriebenen Kampf mit ſeinen Augen anſähe. Ich habe aus dieſer Urſache die eigenen Worte des Claudius, worin er dieſen Kampf abſchildert, hieher geſetzt, welche alſo lauten: „Unterdeſſen trat ein gewiſſer Gallier, der ganz nackend, und auſſer einem Schilde und zwey Schwertern, noch mit einem goldnen Halsband und eben ſolchen Armbändern verſehen war, hervor. Dieſer Menſch, der ſowohl durch ſeine jugendliche Stärke, als Leibesgröße alle ſeine Kameraden weit übertraf, hob mitten im Treffen, als ſolches auf beyden Seiten am hitzigſten war, ſeine Hand empor, und gab da-

mit ein Zeichen, daß man von beyden Seiten mit dem Streit innehalten mögte. Auf erfolgten Stillſtand, ruft er ſogleich mit lauter Stimme aus, daß, wenn jemand Luſt hätte, ſich mit ihm zu meſſen, ſolcher hervor treten mögte. Allein es fand ſich niemand, der dieſes wegen ſeiner ungeheuren Größe und fürchterlichen Anſehens zu unternehmen ſich erkühnte. Der Gallier fängt darüber mit ausgeſtreckter Zunge zu ſpotten an. Das ſchmerzt einen edlen Jüngling in dem römiſchen Kriegsheer, Nahmens T. Manlius, es thut ihm ſehr wehe, zu ſehen, daß ſeinen Landesleuten ein ſolcher Schimpf wiederfährt, und daß keiner in der ganzen großen Armee ſich findet, der hervor träte, ſolchen zu rächen. Er macht ſich alſo ſelbſt auf, um den Nahmen der römiſchen Tapferkeit nicht länger einen Raub des Spottes und der Verachtung dieſes Galliers ſeyn zu laſſen. Mit einem leichten Schild und um ſich gegürteten ſpaniſchen Degen *), tritt er dem Gallier unter die Augen. Unter bangem Erwarten der auf beyden Seiten zuſchauenden Heere, fängt ſich der Kampf auf der Brücke an. Der Gallier geht nach der Gewohnheit ſeiner Nazion, unter lautem Singen mit vor-

*) Die ſpaniſchen Degen waren kurz und zweyſchneidig. Die Römer bedienten ſich aber derſelben erſt im zweyten puniſchen Kriege, das heißt alſo, erſt 141 Jahre nach dieſer Begebenheit, welche nach dem Livius ſich im 333ſten Jahre der Stadt Rom zugetragen hat. Wenn alſo hier ſchon dieſer Art Degen gedacht wird, ſo muß man ſolches wohl nur von einer Aehnlichkeit verſtehen, welches das Schwert des Torquatus mit jener Art von Degen gehabt hat.

geſtrecktem Schild auf ſeinen Gegner los; Manlius aber, der ſich mehr auf ſeinen eigenen Muth, als auf die Kunſt verläßt, läßt ſeinen Schild gegen des Feindes ſeinen ſo hart anprellen, daß dieſer dadurch von ſeinem Platze verrückt wird. Der Gallier faſſet ſich aber wieder, und ſuchet ſich aufs neue auf die vorgedachte Weiſe in Gegenwehr zu ſetzen; Manlius prellet nochmahls mit ſeinem Schild gegen des Feindes ſeinen eben ſo ſtark an, wodurch derſelbe abermahls von ſeiner Stelle gerückt wird; aber dieſen Augenblick macht ſich Manlius zu Nutzen, er geht unter dem Schwert des Galliers hindurch, und verſetzt ihm mit ſeinem ſpaniſchen Degen einen Stich in die Bruſt, hauet ihm in eben dem Augenblick in die rechte Schulter, und weil er ihn dadurch auſſer Stand geſetzt, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, läßt er nicht nach, bis er ihn vor ſich auf den Boden niedergeworfen. Vor ſeinen Füßen ausgeſtreckt, haut er ihm darauf den Kopf ab, reißt ihm das goldene Halsband ab, und hängt es ſo blutig, wie es da war, ſich um den Hals. Dieß iſt die tapfre That, weßwegen er und ſeine Nachkommen hernach den Beynahmen Torquatus geführt."

Von eben dieſem Manlius, deſſen Kampf Quadrigarius beſchrieben, rührt es auch her, daß man alle harte, ſtrenge und grauſame Befehle von ihm Manlianiſche genannt hat; denn als er nachher im Kriege mit den Lateinern Conſul war, ließ er ſeinen eigenen Sohn mit dem Beil hinrichten, bloß darum, weil derſelbe, da er ihn unter dem Verboth ſich zu ſchlagen auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, den Feind,

von dem er war heraus gefordert worden, getödtet hatte *).

Zwey und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 2.)

Einige Beyſpiele von ſehr geſegneten Müttern.

Ariſtoteles meldet von einer Frau in Aegypten, die bey ihrer Niederkunft auf einmahl fünf Knaben gebohren, und er ſetzt hinzu, daß dieſes das höchſte ſey, und man kein Exempel wiſſe, daß jemahls mehr Kinder auf einmahl gebohren worden; auch ſey die gedachte Zahl höchſt ſelten. Die Geſchichtſchreiber der Zeiten des Auguſt melden ebenfalls, daß unter der Regierung dieſes Kaiſers eine ſeiner Sklavinnen auf dem Lande zu Laurent fünf Knaben auf einmahl ge-

*) Dieſer Feind war der Anführer der Tuſculaner, Nahmens Geminius Metius, welchen des Manlius Sohn ſo glorreich erlegte, und von demſelben die herrlichſte Beute zurück brachte. Sein Vater aber war nach geſprochenem Todesurtheil über ihn ſo ſtandhaft, oder vielmehr ſo barbariſch, daß er die Hinrichtung ſeines Sohns mit anſahe. Er hielt dabey eine Rede, in welcher er zu behaupten ſuchte, daß im Kriege die mindeſte Abweichung von den gegebenen Befehlen, ohne Anſehung irgend einer Perſon, aufs ſtrengſte müſſe beſtraft werden. Es wäre daher beſſer, sagte er, daß ein Vater einen tapfern Sohn verlöre, als daß die Kriegszucht zum Nachtheil des Vaterlandes den geringſten Abbruch litte. Aber alle junge Leute zu Rom haßten ihn doch wegen der übertriebenen Strenge, die er an einem ſo braven Sohn bewieſen.

gebohren habe; daß aber die Knaben nur wenige Tage gelebt, und die Mutter ſelbſt nicht lange nach ihrer Niederkunft geſtorben ſey. Auguſt habe befohlen, ihr ein Denkmahl aufzurichten, mit einer Inſchrift, worin die gedachte Zahl der Kinder, welche die Mutter gebohren, bemerket worden.

Drey und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 6.)

Wie eine unbeſonnene Rede, welche ein Frauenzimmer zu Rom ſich entfallen laſſen, von der Obrigkeit geahndet worden.

Man hielt zu Rom dergeſtalt auf Zucht und Ordnung, daß nicht nur laſterhafte Thaten und Handlungen, ſondern auch freche und unbeſonnene Reden öffentlich geahndet wurden. Als z. B. die Tochter jenes Appius mit dem Zunahmen Cäcus (des Blinden) aus dem Schauſpiel kam, und von der zuſammengelaufenen Menge des Volks hin und her geſtoßen und gedrängt wurde, brach ſie darüber voller Unwillen in die Worte aus, und ſagte: „Was würde doch aus mir geworden ſeyn, und wie viel ärger würde ich gedrückt und gepreßt worden ſeyn, wenn mein Bruder P. Claudius nicht im Seetreffen die Flotte eingebüßt hätte, und mit derſelben eine gute Menge Bürger zugleich umgekommen wäre *). Gewiß, man

*) Der Untergang dieſer Flotte mit aller darauf geweſenen Mannſchaft, welcher ſich im erſten puniſchen Kriege zutrug, wurde als eine unglückliche Folge davon angeſehen, daß Appius die Auſpicia nicht reſpectirt hatte, Gellius Att. Nächt.

hätte mich ſodann wohl gar zu Tode gedrückt. Aber ich wünſchte, mein Bruder könnte wieder aufleben, und nochmahls eine Flotte nach Sicilien führen, daß dieſes Geſindel umkäme, das mich Arme ſo entſetzlich gequälet hat." Wegen dieſer ausgeſtoßnen Worte, die ſo voller Stolz als Unmenſchlichkeit waren, wurde dieſelbe von den Aedilen des Volks, dem C. Fundanus und Tib. Sempronius, zu einer anſehnlichen Geldbuße von fünf und zwanzig tauſend Stück ſchweren Geldes *) verdammt. Capito Atejus ſagt in ſeinem Commentar von den öffentlichen Gerichten, daß dieß im erſten puniſchen Kriege unter den Conſuln dem Fabius Licinius und Otacilius Craſſus geſchehen ſey.

Vier und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 8.)

Vom Aderlaſſen, als einer militairiſchen Strafe bey den Römern.

Unter den militairiſchen Strafen bey den alten Römern findet ſich auch dieſe, daß einem Soldaten zu

und die Hühner, als ſie nicht ſaufen wollten, welches man nach dem damahligen Aberglauben für eine böſe Vorbedeutung hielt, ins Meer werfen ließ. Man ſehe den Florus (L. II. c. 2.)

*) Aes grave bedeutet eigentlich ungemünztes Silber. In den erſten Zeiten der Stadt Rom war eine unförmliche Münze, oder vielmehr nur Platten von Kupfer im Gange. Das Münzweſen iſt aber bey ihnen ſo manchen Veränderungen ausgeſetzt geweſen, daß ſich nicht wohl beſtimmen läßt, wie hoch die obige Summe ſich nach

ſeiner Beſchimpfung die Ader geöffnet, und ihm ein Theil des Bluts abgezapft würde. Ich habe in alten Büchern nach der Urſache einer ſo ſonderbaren Strafe nachgeſucht, aber nichts davon finden können. Ich glaube daher, daß man ſich Anfangs deſſen als eines Arzneymittels bey Soldaten von träger und ſchwerer Gemüthsbeſchaffenheit nur bedient habe, und folglich mehr wie eine Cur, als eine Strafe anzuſehen ſey; jedoch glaube ich auch, daß ſolches nachher ebenfalls um Verbrechen willen mag geſchehen ſeyn, indem man gedacht, daß ein jeder, der ſeine Pflicht vernachläſſigt, in der That krank ſey, und daher des Aderlaſſens bedürfe *).

Fünf und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 10.)

Warum man den Ring auf dem nächſten Finger nach dem kleinſten der linken Hand getragen hat?

Die alten Griechen haben, wie man uns erzählt, den Ring auf demjenigen Finger der linken Hand getragen, welcher der nächſte nach dem kleinſten iſt. Auch die Römer ſollen, wie man ſagt, eine gleiche Gewohnheit gehabt haben. Apion führt davon (in ſeinen Agyptiacis) folgende Urſache an: weil man nähmlich in Aegypten bey Eröffnung und Zergliede-

unſerm Gelde belaufen hat. Ich bekenne wenigſtens hierin meine Unwiſſenheit.

*) Von andern Strafen der Soldaten bey den Römern kann man nachſehen des Maternus v. Cilano Römiſche Alterthümer im 3. Th. S. 632.

rung der menſchlichen Körper, die dort im Gebrauch iſt, gefunden habe, daß ein gewiſſer ſehr zarter Nerve ganz allein von gedachtem Finger ſich bis zu dem Herzen erſtrecke *); daher es nicht für unſchicklich ſey gehalten worden, dieſem Finger eine ſolche Ehre vorzüglich zu Theil werden zu laſſen, weil er mit dem Herzen, als dem Hauptſitze der zärtlichſten Empfindungen, ſo genau verbunden ſey.

*) Macrobius führt zwar auch (Saturn. L. VII. c. 13) dieſe Urſache, welche einem jeden läppiſch vorkommen muß, an; aber er fügt auch eine Stelle aus dem Atejus Capito bey, welche eine vernünftigere Urſache des Vorzugs, welcher der linken Hand vor der rechten hierin gegeben worden, enthält, weil nähmlich die rechte Hand mehr als die linke in Geſchäften gebraucht wird, und alſo die koſtbaren Steine, womit man nachher die Ringe zu beſetzen angefangen hat, leichter hätten beſchädigt werden können. Eigentlich waren die Ringe Anfangs nur zum Verſiegeln beſtimmt, wie eben dieſer Macrobius (l. cit.) meldet (Veteres non ornatus, sed signandi causa annulum secum ferebant.) Plinius verſichert (Hist. nat. L. 33. c. 1.) daß man anfänglich zu Rom auf den zween Fingern, die dem kleinſten die nächſten ſind, Ringe getragen habe, wie man an den Bildſäulen des Numa und Servius Tullius, die zu ſeiner Zeit noch vorhanden waren, ſehen könne. Nach der Zeit ſtieg die Eitelkeit im Ringetragen ſo ſehr, daß man faſt auf jedem Finger beyder Hände, den mittelſten Finger nur ausgenommen, Ringe trug.

Sechs und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 12.)

Von einer fliegenden hölzenen Taube, einem Kunſtwerke des Archytas.

Plinius berichtet im acht und zwanzigſten Buche ſeiner Naturgeſchichte, daß er einen Traktat des Demokrits von der Natur und den Eigenſchaften des Chamäleons geleſen habe, und bey dieſer Gelegenheit begeht er die Ungerechtigkeit, daß er dieſen berühmten Weltweiſen die unerhörteſten und ungereimteſten Dinge erzählen läßt, davon ich mir, obgleich mit Widerwillen, noch folgendes erinnere: Wenn ein Adler, der ſchnellſte unter den Vögeln, über einen Chamäleon fliegt, der auf der Erde liegt, ſo fällt er, gleichſam durch eine geheime Kraft angezogen, herunter, und läßt ſich von freyen Stücken von den andern Vögeln zerreißen. — Wenn man den Kopf und Hals des Chamäleon mit Eichenholz, oder die Leber desſelben oben auf einem Ziegeldach verbrennet, ſo entſteht auf einmahl ein Donner und Platzregen. — Noch eins, daß ich kaum weiß, ob ich es wegen ſeiner lächerlichen Ungereimtheit noch herſetzen darf, es aber doch darum anführen will, damit man ſehen möge, was ich von ſolchen Fratzen, davon ſich oftmahls die klügſten Leute, beſonders die ſehr neugierig ſind, einnehmen laſſen, halte. Man ſoll nähmlich den linken Fuß des Chamäleons nehmen, und denſelben mittelſt eines glühenden Eiſens nebſt dem Kraute, das eben dieſen Nahmen des Thiers führt, dörren, beydes in einer gewiſſen Fettigkeit einweichen, und

daraus Kügelchen machen, die man in ein hölzernes Gefäß thut. Wer nun ein ſolches Gefäß bey ſich trägt, der macht ſich dadurch, wenn er ſich auch in einer großen öffentlichen Verſammlung befindet, unſichtbar.

Alle dieſe vom Plinius erzählten Fratzen und Wunderdinge halte ich des Nahmens eines Demokrits für unwürdig. Wohin auch gehöret, was Plinius im zehnten Buche, als eine vom Demokrit herrührende Erzählung anführt: Daß es nähmlich gewiſſe Vögel gäbe, welche ich nicht zu nennen weiß, aus deren gemiſchten Blute Schlangen erwüchſen; wer dieſe äße, der könne die Sprache und die Unterredungen der Thiere verſtehen. Auf ſolche Weiſe haben, wie es ſcheint, unverſtändige Leute ſehr oft den Nahmen des Demokrits gemißbraucht, um ihren Fabeln dadurch ein Anſehn zu verſchaffen *).

Folgendes aber, das von dem Pythagoräer Archytas **) als ein Kunſtwerk angegeben wird, ſcheint

*) Gellius thut hier aber dem Plinius Unrecht, indem dieſer fleißige Naturforſcher im 8ten Kap. des 28ſten Buchs ſeiner Naturgeſchichte ſich ſelbſt über die darin erzählten Fabeln aufhält, und ſolche ausdrücklich nicht dem Demokrit ſelbſt, ſondern den griechiſchen Betrügern zuſchreibt, die ſolche unter dem Nahmen des Demokrits für wahr verkauft haben. (Cognitis, heißt es, proditisque mendaciis Graecae vanitatis.

**) Dieſer pythagoriſche Weltweiſe von Tarent, welchem die Mechanik vieles zu danken hat, lebte etwa in der 93ſten Olympiade, oder 346 von Erb. d. St. R. Er ſoll des Plato Lehrmeiſter geweſen ſeyn, und in ſeinem Vaterlande die höchſten Ehrenämter verwaltet haben. In ſeiner Abweſenheit übertrug er einem Landsmanne die Aufſicht über ſeine Güter: nach ſeiner Zu=

eben ſo wundernswürdig, als wahr zu ſeyn, indem nicht allein viele berühmte Männer unter den Griechen, ſondern auch der Weltweiſe Favorin, dieſer genaue Forſcher berühmter Alterthümer, ſolches beſtätigen, daß nähmlich gedachter Archytas eine von Holz verfertigte Taube durch eine gewiſſe mechaniſche Kunſt zum Fliegen gebracht habe. Er hatte dieſelbe inwendig verborgener Weiſe mit einem Theil Luft angefüllet, daß ſie ſich in der Höhe im Gleichgewicht erhalten konnte *). Weil die Sache ſo außerordentlich iſt, ſo will ich lieber die Worte des Favorins ſelbſt herſetzen: „Archytas, ſagt er, ein Weltweiſer von Tarent, und ein eben ſo großer Mechanicus, hat eine fliegende Taube von Holz verfertigt; welche aber, wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Weite erhoben hatte, nicht höher ſtieg."

Sieben und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 17.)

Demokrit der Weltweiſe, beraubt ſich ſelbſt des Geſichts, welches ein Dichter auf einen Geizigen anwendet.

Man findet in den alten Nachrichten von Griechenland aufgezeichnet, daß der vor allen ſehr ehrwür-

rückkunft aber fand er alles verfallen und im ſchlechten Zuſtande, worüber er zwar ſehr unwillig wurde, aber doch zu dem Bauer ſagte: Wenn ich nicht im Zorn wäre, ſo wollte ich dich ſogleich hart beſtrafen.

*) Alſo wäre die Erfindung der aeroſtatiſchen Maſchinen, wovon jetzt ſo viel in den Zeitungen ſteht, ſchon älter.

dige und in dem größten Anſehen bey den Alten geſtandene Weltweiſe Demokrit ſich ſelbſt des Geſichts beraubt habe, weil er glaubte, ſeinen tiefen Meditationen bey Betrachtung der Natur deſto ſchärfer und ungeſtörter nachhängen zu können, wenn er durch den Reitz der Gegenſtände, die in die Augen fallen, nicht mehr darin gehindert würde. Wie er dieß angefangen, und wie er ſich auf die leichteſte Art dieſe freywillige Blindheit verſchafft hat, ſolches hat der Dichter Laberius*) in ſeiner Comödie, Reſtio betitelt, in ſehr artigen Verſen beſchrieben, aber ihm einen ganz andern Bewegungsgrund dazu angedichtet, und ſolches auf ſeine vorhabende Materie geſchickt angewendet. Er legt nähmlich in den Mund eines Geizigen, der die Verſchwendung und den großen Aufwand eines jungen Menſchen, als ſeines künftigen Erben, beweint und beklagt, folgende Worte, und läßt ihn alſo ſagen: Demokrit von Abdera, ein Naturkündiger und Weltweiſer, ſtellte einen Schild den Strahlen der aufgehenden Sonne gegenüber, damit das Zurückprallen derſelben auf dem glatten Erz dieſe Strahlen in ſeine Augen zurückwerfen und ihn alſo blenden mögte. Auf dieſe Weiſe beraubte er ſich ſelbſt vermittelſt der brennenden Sonnenſtrahlen des Geſichts, um nicht ein Augenzeuge des Mißbrauchs ſeyn zu dürfen, welchen ſeine unartigen Mitbürger von den Gütern dieſes Lebens machten. Und eben ſo mögte ich auch wohl wünſchen, daß der Glanz dieſes Geldes mich am Ende meines Lebens meines Geſichts beraubt, damit ich

*) Decimus Laberius, ein römiſcher Ritter, ſtund beym Jul. Cäſar ſehr hoch angeſchrieben. Er hat ſchöne Mimos verfertiget, wovon noch einige Fragmente, die H. Stephanus geſammelt hat, vorhanden ſind.

nicht den Verdruß hätte zu ſehen, wie ein ſo verſchwendriſcher Sohn mit dieſen ſchönen Gütern umgehe."

Acht und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 18.)

Von der Artemiſia, und dem ihrem Gemahl von ihr errichteten Grabmahl.

Artemiſia*) ſoll, wie man erzählt, ihren Gemahl den Mauſolus ſo ſehr und über alle Maßen geliebt haben, daß ſolches alle Schilderungen, welche die Dichter von der Liebe gemacht, übertroffen, und es kaum glaublich iſt, daß die Heftigkeit dieſes Affects bey einem Menſchen ſo weit gehen könne. Mauſolus aber, ihr Gemahl, war, wie M. Tullius (Cicero) ſagt, ein König von Carien**), oder nach einigen griechiſchen Geſchichtſchreibern Gouverneur einer griechiſchen Provinz, dergleichen Gouverneurs den Nahmen der Satrapen führen. Als dieſer Mauſolus in den Armen ſeiner Gemahlin und unter ihrem lauten Klagen ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, wurde er aufs prächtigſte zur Erde beſtattet; ſeine Gemahlin Arte-

*) Artemiſia lebte zur Zeit des Königs Philipps von Macedonien, ohngefähr 364 Jahre vor C. G. Sie iſt für Gram über den Tod ihres Gemahls, um die Zeit der Regierung des Alexanders, an der Schwindſucht geſtorben.

**) Nicht nur Cicero (Tuscul. Quaest. L. III. c. 31.) ſondern auch Pauſanias (L. VIII.) und Plinius (L. 36. c. 5.) nennen ihn einen König zu Halicarnaß in Carien.

miſia aber ging in ihrer tiefen Trauer über ſeinen Verluſt und in ihrer heftigen Neigung zu ihm ſo weit, daß ſie ſeine zu Pulver geſtoßene, mit ſeiner Aſche und einigen wohlriechenden Sachen vermiſchte Gebeine ins Waſſer that und davon trank. Außer dieſen und vielen andern Zeichen der gewaltſamen Heftigkeit ihrer Liebe, legte ſie ſolche auch dadurch an den Tag, daß ſie mit einer außerordentlichen Betriebſamkeit jenes berühmte und prächtige Grabmahl, welches man unter die ſieben Wunderwerke der Welt *) zu zählen für würdig gehalten hat, dem Andenken ihres theuren Gemahls bey der ſpäteſten Nachwelt, aufrichten ließ. Sie ſetzte zugleich bey der Einweihung dieſes Monuments, da ſie ſolches den Manen des Mauſolus widmete, gewiſſe jährliche Preiße an Geld und andern koſtbaren Sachen für denjenigen aus, der un-

*) Außer dieſem Grabmahl des Mauſolus werden zu dieſen Wunderwerken gezählt: der Coloſſus zu Rhodus, der Sonne zu Ehren aufgerichtet, der nach dem Plinius (L. 34. c. 7.) 70 Ellen hoch geweſen, und deſſen Daumen kaum einer hat umſpannen können, ſo wie die Finger größer als ganze Statüen geweſen, ja ein Schiff mit vollen ausgeſpannten Segeln zwiſchen deſſen Füſſen hat hindurch gehen können. Ferner gehören dahin die aegyptiſchen Pyramiden, an deren einer allein 360,000 Menſchen ſollen gearbeitet haben; die Labyrinthe oder Irrgänge, beſonders auf der Inſel Creta und in Aegypten; weiter die hangenden Gärten (horti pensiles) zu Babylon, die Curtius (L. V. c. 1.) beſchreibt; der berühmte Dianen-Tempel zu Ephesus, daran, wie Plinius (L. 36. c. 14.) ſchreibt, ganz Aſien 220 Jahre gebauet hat. Endlich kann man dahin noch einige Obelisken und ſonderbare Werke, die Plinius (L. 36. c. 9. und 15.) beſchreibt, rechnen.

ter ſeinen Mitwerbern ſich in dem Lobe ihres Gemahls am meiſten hervorthun würde. Es ſollen ſich auch nachher ſehr berühmte Männer, welche die größten Talente des Witzes und der Beredtſamkeit beſeſſen, um die Erhaltung dieſes Preißes beworben haben, als Theopompus *), Theodectes **), Naucrites ***), ja ſogar ſoll nach einigen Iſokrates ſelbſt ſich mit ihnen darüber in einen Wettſtreit eingelaſſen haben, worin aber Theopompus Sieger geworden, der ein Schüler des Iſokrates war. Man hat noch eine Tragödie des Theodectes, welche Mauſolus betitelt iſt, in welcher er, wie Higinus zeigt, beſſer, als in ſeiner ungebundenen Rede gefallen hat †).

*) Theopompus, ein berühmter Redner und Hiſtoricus von der Inſel Chius. Er hatte den Iſokrates zum Lehrmeiſter. Alle ſeine Werke aber, worunter man beſonders ſeine Geſchichte bedauert, ſind verloren gegangen.

**) Theodectes aus Cilicien, ein Schüler des Plato, Iſokrates und Ariſtoteles, that ſich durch ſeine Gaben als Dichter und Redner ſehr hervor. Er ſtarb zu Athen.

***) Naucrites, auch ein Schüler des Iſokrates, ſoll einen Commentar über den Homer geſchrieben haben.

†) Beym Plinius findet man (L. 36. c. 5.) eine weitläuftige Beſchreibung dieſes Mauſoleums als eines Meiſterſtücks der Baukunſt. Er meldet, daß außer dem Scopus noch drey andere berühmte Baumeiſter daran gearbeitet haben. Die Königin Artemiſia ſtarb noch vor Vollendung des Werks, welches aber dennoch dieſe großen Baumeiſter um ihres eigenen Ruhms willen, völlig ausführten. Wie Plinius ſagt, haben jene Künſtler durch ihre bewieſene Geſchicklichkeit eigentlich gemacht, daß dieſes Monument den 7 Wunderwerken der Welt beygezählet worden iſt.

Neun und achtzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 19.)

Daß man ſich nicht zu ſeiner Entſchuldigung auf Anderer Beyſpiele berufen dürfe.

Der Weltweiſe Taurus verwies einen jungen Menſchen aufs ernſthafteſte und lebhafteſte ſeinen Ubertritt von dem Studium der Rethorik und der Beredtſamkeit auf die Treibung der Philoſophie, und er ſagte zu ihm, daß er hierin eben ſo unanſtändig, als unbillig handle*). Dieſer geſtand nun zwar den begangenen Fehler ein, allein er berief ſich, zu ſeiner Entſchuldigung, auf die Gewohnheit, und meinte, daß die Beyſpiele anderer, die es eben ſo zu machen pflegten, ihn rechtfertigen müßten. Darüber wurde Taurus noch mehr entrüſtet, und ſagte: Du einfältiger Menſch, wenn dich das Anſehen und die Gründe, welche die Philoſophie darreicht, nicht von der Nachahmung böſer Beyſpiele abhalten könnten, ſo ſollteſt du dich doch wenigſtens jenes Spruchs des Demoſthenes, der Zierde derjenigen Schule, die du jetzt verlaſſen haſt, erinnern. Du hätteſt die Worte, woraus dieſe Sentenz beſteht, um ſo leichter deinem Gedächtniſſe tief einprägen können, weil ſie ſo ſchön und wohlklingend geſetzt ſind, daß man ſie faſt wie

*) Nicht das Studium der Philoſophie ſelbſt (denn Taurus war ſelbſt ein guter Philoſoph), ſondern das übereilte Wechſeln der Rethorik mit der Philoſophie, oder vielleicht auch nur mit der Sophiſterey wird hier vom Taurus ſo ſehr getadelt.

einen Geſang, den ein Redner verfertigt, anſehen könnte (quasi quaedam cantilena rhetorica). Sie lauten, wo ich nicht irre, (denn es iſt ſchon lange, da ich ſie in meiner frühen Jugend geleſen) ſo, und enthalten eine Warnung an diejenigen, welche ſo wie du, ſich, wenn ſie geſündigt, mit anderer Beyſpiel ſchützen wollen: „Sage niemahls, ſo haben es viele gemacht; ſondern, ſo hätten ſie es müſſen machen; denn wenn ſchon jemand vor dir die Vorſchrift der Geſetze überſchritten hat, und du ihm darin nachgefolgt biſt: ſo darfſt du dich deßwegen nicht für ſchuldlos halten; im Gegentheil biſt du alsdann deſto ſtrafbarer. Denn ſo wie du dich jetzt nicht mit dem Beyſpiel eines andern ſchützen würdeſt, wenn jener ſo gleich wäre beſtraft worden; eben ſo wird auch künftig ſich keiner mit deinem Beyſpiel ſchützen können, wenn du ſo gleich die verdiente Strafe leideſt."

So machte es Taurus, er war immer bemüht, ſeine Schüler durch alle mögliche Bewegungsgründe zur Tugend und zu einem untadelhaften Wandel anzuführen.

Neunzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 22.)

Ein Stück aus einem Geſpräche des Plato, Gorgias genannt.

Plato, dieſer eifrige Freund der Wahrheit, und der ſich ein ſo edles Vergnügen daraus machte, auch andern ſolche mitzutheilen, hat alles, was gegen die faulen Müſſiggänger, die unter dem Vorwande, daß

ſie der Philoſophie oblägen, ein träges, unthätiges Leben im Dunkeln führen, geſagt werden kann, einer zwar dazu nicht mit dem gehörigen Anſehen und der erforderlichen Schicklichkeit begabten Perſon, aber doch der Wahrheit ganz gemäß, in den Mund gelegt. Denn obgleich der Callicles, den er dieſes ſagen läßt, kein rechter Kenner der wahren Philoſophie iſt, und daher den Philoſophen ganz ungeziemende und unwürdige Vorwürfe macht; ſo muß man doch das, was er ſagt, ſich deßwegen wohl merken und zu Herzen nehmen, damit man ſolche Beſchuldigungen nicht wirklich verdienen, und ſeine Unthätigkeit oder ſeinen Müſſiggang nicht mit dem Studium der Philoſophie bemänteln möge. Ich habe die Worte des Plato ſelbſt aus ſeinem Buche, Gorgias genannt, hieher geſetzt, weil ich mir nicht getraue, dieſelben durch eine Ueberſetzung genau genug auszudrücken *).

„Die Philoſophie, mein lieber Sokrates, iſt in der That eine ſehr angenehme Sache, und es ſteht einem jungen Menſchen ſehr wohl an, wenn er ſich einiger Maßen in derſelben umſieht; treibt er es aber damit zu lange, ſo hat er wirklich mehr Schaden, als Vortheil davon. Denn wenn ein Menſch, der natürliche gute Gaben beſitzt, auch noch bey mehrern Jahren die Philoſophie treibt, ſo wird er nothwen-

*) Da Gellius aus Beſorgniß die Gedanken des Plato nicht gehörig auszudrücken dieſe Stelle, welche aus ſeinem Geſpräche, Gorgias genannt, genommen iſt, nicht hat ins Lateiniſche überſetzen wollen, ſo wird man um ſo mehr mit mir zufrieden ſeyn, wenn ich den Sinn dieſer in der That etwas ſchweren Stelle im Teutſchen nur einiger Maſſen richtig und gut dargeſtellet habe.

dig in allen denen Dingen unerfahren bleiben, die ein Mann, der der Welt recht nützlich werden und ſich einen berühmten Nahmen machen will, durchaus wiſſen muß. Er wird weder von den bürgerlichen Geſetzen die gehörige Kenntniß beſitzen, noch auch wiſſen, wie er ſich ſowohl in öffentlichen, als Privatangelegheiten gehörig ausdrücken müſſe; er wird keine der Vergnügungen des Umgangs und der Annehmlichkeiten des menſchlichen Lebens kennen: mit einem Worte, er wird ein Fremdling in den Sitten der Welt ſeyn. So oft er daher in öffentliche oder Privatgeſchäfte ſich einläßt, macht er ſich lächerlich; eben ſo wie es denen, die mit bürgerlichen Geſchäften zu thun haben, ergeht, wenn ſie ſich mit euren Uibungen und Diſputationen abgeben wollen. Denn hier trifft ein, was Euripides ſagt: „Ein jeder iſt auf dasjenige erpicht, worin er ſeinen Ruhm ſucht, darauf wendet er ſeine meiſte Zeit, und ſucht ſich darin ſelbſt zu übertreffen. Hingegen worin ſich einer zu ſchwach fühlt, das vermeidet er, und ſieht es mit verächtlichen Augen an; er lobt und erhebt alſo nur dasjenige, wovon er aus Eigenliebe glaubt, daß es ihm ſelbſt zum Lobe und Ruhme gereiche. Nach meiner Meinung iſt es demnach am beßten, daß man ſuche, ſich ſowohl auf der einen, als der andern Seite vollkommner zu machen. Für einen jungen Menſchen iſt es keinesweges etwas Unanſtändiges, daß er philoſophire, in ſo ferne die Philoſophie dazu dient, den Kopf aufzuräumen; aber wenn er nun älter geworden iſt, und er treibt alsdann noch immer mit allem Ernſt und Eifer die Philoſophie; in Wahrheit, mein lieber Sokrates, ſo iſt das eine Sache, die mir ſehr lächerlich vorkommt. Ich betrachte

diejenigen, welche der Philoſophie obliegen, als Kinder, die noch ſtammeln und ſpielen. So oft ich einen kleinen Knaben ſtammeln und ſpielen ſehe, weil ihm ſolches noch ſehr gut kleidet, ſo habe ich meine Freude daran, ich finde darin ſo etwas Artiges und ungezwungen Natürliches, das ſich für ein ſolches kindiſches Alter ſehr wohl ſchickt; wenn ich aber eben einen ſolchen kleinen Knaben ſchon als einen Weiſen ſprechen höre, ſo wird das, ich weiß nicht wie, meinen Ohren beſchwerlich, und dünkt mir höchſt widrig und gezwungen zu ſeyn. Eben ſo, wenn man einen Mann noch ſtammeln hört und ſpielen ſieht: ſo kommt er einem ſo auslachenswürdig, und ſo wenig männlich vor, daß man ihm wohl die Ruthe geben mögte. Auf gleiche Weiſe kommen mir die vor, die philoſophiren. Werde ich bey einem Jünglinge gewahr, daß er die Philoſophie treibt, ſo vergnüge ich mich daran, ich halte es für etwas Löbliches und Anſtändiges, und ſehe ihn für einen Menſchen von guter Geburt an; ſo wie ich einen jungen Menſchen, der ſich aus der Philoſophie nichts macht, für einen Menſchen von ſchlechtem Herkommen, und für einen ſolchen halte, der nie etwas Rechtes leiſten, und ſich in edlen Dingen hervor thun wird. Sehe ich aber, daß einer, der ſchon bey Jahren iſt, noch immerfort die Philoſophie treibt, ſo halte ich, mein lieber Sokrates, in der That dafür, daß ein ſolcher Mann verdiene, noch wie ein Knabe gezüchtigt zu werden. Denn wie ich ſchon geſagt habe, ein ſolcher Mann, wenn er ſchon von Natur die beßten Talente hat, wird doch furchtſam und ſchüchtern werden, er wird alle öffentliche Geſellſchaften und die Gerichtsörter vermeiden, welche doch nach dem Ausſpruch eines Dich-

ters

fers die Schule ſind, worin Männer erſt recht gebildet werden; dahingegen wird er ſich mit drey oder vier ſeiner Schüler in einen Winkel verkriechen, ihnen da etwas vorflüſtern, und ſo ſein Leben hinbringen, ohne je durch etwas Edles, Rühmliches und Nützliches ſich hervor zu thun.

Ich liebe dich, o Sokrates, und bin dir von Herzen gut, daher iſt mein Beſtreben, mich gegen dich ſo zu verhalten, wie ehemahls Zethus gegen den Amphion *) beym Euripides, deſſen ich eben gedacht habe: mir fällt es um deßwillen ein, jetzt eben die Sprache gegen dich zu führen, die jener gegen ſeinen Bruder geführt hat: In der That, mein lieber Sokrates, du vernachläßigſt dasjenige, was eigentlich deinen Fleiß und deine Sorgfalt erfordert, und wendeſt deine vortreffliche Naturgaben nur auf läppiſche und kindiſche Sachen an: denn ſo biſt du ja nicht im Stande weder vor Gericht, noch bey öffentlichen Berathſchlagungen, wenn es die Noth erforderte, mit Würde und Anſtand zu reden; eben ſo wenig weißt du dir ſelbſt, oder andern in zweifelhaften Umſtänden recht zu rathen und zu helfen. Werde mir, liebſter Freund, darum nicht böſe, was ich dir hier ſage, das geſchieht aus wahrer Zuneigung gegen dich. Mußt du es nicht dir ſelbſt und andern, die das Studium der Philoſophie zu weit treiben, für höchſt unrühmlich und ſchimpflich halten, wenn du dich mit ihnen eben daher, wie ich dafür halte, in einer ſo ſchlechten Verfaſſung befindeſt? Wir wollen den Fall ſetzen, es käme jemand und

*) Zethus, ein Sohn des Jupiters und der Antiope, war ein Bruder des Amphion, und half ihm die Stadt Theben erbauen.

griffe dich ſelbſt, oder einen deiner Freunde an; er zöge dich ins Gefängniß, und beſchuldigte dich eines ihm zugefügten Unrechts, woran du doch ganz unſchuldig wärſt; in der That, du würdeſt nicht wiſſen, was du anfangen ſollſt, du würdeſt dich drehen und wenden, den Mund aufſperren, ohne zu wiſſen, wie du dich gehörig vertheidigen könneſt. Man wird dich alſo vor Gericht führen, und wenn es deinem niederträchtigen Ankläger nur beliebt, wirſt du gar deinen Kopf verlieren. Wie kann aber, ich bitte dich, Sokrates, wie kann das Weisheit heißen, wenn man eine Kunſt treibt, die einen Mann ſonſt von geſundem Verſtande ſo herunter ſetzt, daß er weder im Stande iſt, ſich ſelbſt zu helfen, noch auch ſich und andere aus den größten Gefahren zu retten, ſondern dem Raube und den Beleidigungen eines jeden ſeiner Feinde bey Ermanglung alles Anſehens in der Stadt dergeſtalt bloß geſtellt iſt, daß ein jeder, der nur Luſt hat, verzeihe mir dieſen dreiſten Ausdruck, einen ſolchen Manne ungeſtraft ins Angeſicht ſchlagen darf? Höre mich daher, beſter Mann, höre mich an, und ſtehe doch einmahl von ſolchem Studium nichtsbedeutender Spitzfindigkeiten ab, wähle edlere Gegenſtände für deinen Fleiß, und übe dich in ſolchen Dingen, womit du der Republik nutzen, und dir ſelbſt einen wahren Ruhm der Weisheit erwerben kannſt; jene Spitzfindigkeiten aber, die man wohl mit Recht Unſinn nennen mag, und dir noch dazu nichts einbringen, überlaß andern. Folge endlich nicht ſolchen, die ſich mit dergleichen Kleinigkeiten abgeben, ſondern ſtelle dir vielmehr diejenigen zum Muſter, die als brave Männer gearbeitet, und ſich dadurch Vermö-

gen, Ruhm und Uiberfluß an vielen andern Gütern erworben haben."

So drückt ſich Plato, zwar wie gedacht, durch den Mund einer Perſon aus, der es an nöthiger und unparteyiſcher Einſicht in dieſem Stücke fehlte; die aber doch, was den Inhalt ihres Vortrags ſelbſt betrifft, die lauterſte Wahrheit ſagte. Nur muß man merken, daß hier nicht von der echten und wahren Philoſophie die Rede ſey. Dieſe iſt eine Lehrerin aller Tugenden, und in ihrer Schule können allerdings Männer gebildet werden, die zu allen öffentlichen ſowohl, als Privatgeſchäften geſchickt ſind, und die dem Regiment in einem Staate, wenn ſonſt nur nichts im Wege iſt, mit eben ſo vieler Standhaftigkeit, als Erfahrung und Klugheit vorſtehen können; ſondern hier iſt nur die Rede von jener unnützen Kunſt, die ſich auf eine kindiſche Weiſe mit Erſinnung allerley Spitzfindigkeiten abgibt, die weder zur ordentlichen Einrichtung, noch zur Erhaltung und Beſchützung des menſchlichen Lebens von dem mindeſten Nutzen ſind, und worin Leute, die ſonſt nichts beſſers zu thun haben, alt und grau werden, und nur von dem gemeinen Manne für Philoſophen gehalten werden. Solche Leute ſind es, auf welche jene redende Perſon zielt.

Ein und neunzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 23.)

Von Ausſchließung des Frauenzimmers vom Weintrinken, und anderer harten Behandlung desſelben in dem alten Rom.

Die Schriftſteller, welche Nachrichten von den Sitten und der Lebensart der Römer hinterlaſſen haben, melden, daß die Weiber zu Rom und im ganzen Latium ſich in ihrem ganzen Leben des Weins, welcher in der alten (lateiniſchen) Sprache temetum genannt wird, enthalten haben, und daß man, um aus dem Geruch zu erfahren, ob eine Frauensperſon wider dieſe Gewohnheit gehandelt, den Gebrauch eingeführt habe, daß ſie ihre Anverwandten haben küſſen müſſen. Sie ſollen aber, wie man ſagt, ſich bloß eines ſüßen Getränks von ausgepreßten Roſinen u. d. gl. bedient haben. M. Cato meldet noch, daß eine Römerin, die überführt worden, daß ſie Wein getrunken, ſich dadurch nicht nur eine öffentliche Schande zugezogen habe; ſondern auch überdem von dem Richter eben ſo hart ſey beſtraft worden, als wenn ſie einen Ehebruch, oder ein dergleichen Verbrechen begangen hätte. Ich will dieſe Worte des Cato aus ſeiner Rede, die vom Brautſchatz (de dote) betitelt iſt, ſelbſt hier anführen, in welcher Rede auch noch ſtehet, daß ein Mann das Recht gehabt habe, ſeine im Ehebruch ertappte Frau zu tödten.

„Ein Mann," ſagt er, „iſt der Richter ſeiner Frau, und muß als ihr Cenſor angeſehen werden,

wenn er ſich von ihr noch nicht geſchieden hat. Er hat das Recht, daß er ſie wegen verkehrter und ungebührlicher Sitten beſtrafen darf. Hat ſie Wein getrunken, oder ſich mit einer Mannsperſon vergeſſen, ſo kann er ſelbſt das Verdammungsurtheil über ſie ſprechen.“ Und was das Recht ſie zu tödten betrifft, ſo drückt er ſich darüber ſo aus: „Triffſt du deine Frau im Ehebruch an, ſo kannſt du ſie ungeſtraft und ohne Umſtände tödten; ſie aber hat nicht das Recht, dich bey einem gleichen Verbrechen nur mit dem Finger anzurühren *).“

*) Hier zeigt ſich allerdings eine groſe Unbilligkeit; allein bey den Römern war es nun einmahl ſo. Im Geſetz der 12 Tafeln, worauf ſich ihre Jurisprudenz gründete, war es ausdrücklich ſo verordnet, daß ein Mann ſeine im Ehebruch ergriffene Frau ungeſtraft ſelbſt tödten konnte. Aber überhaupt iſt das weibliche Geſchlecht bey Verfaſſung der römiſchen Geſetze in gar zu geringe Betrachtung gekommen; eine Frau war nach ihrer Verheirathung nicht viel beſſer als eine Tochter angeſehen, und ſtund unter ihres Mannes Gewalt, ſie konnte keinen Bürgen, keine Vormünderin abgeben. Zwar iſt nachher, beſonders durch den Kaiſer Juſtinian hierin vieles gemildert und zum Vortheil der Frauen geändert worden. „Die Römer, ſagt Tyge Rothe (Wirkung des Chriſtenthums auf den Zuſtand der Völker 1. Th. S. 376), hart in jedem Betracht, ſetzten den Mann zum alleinigen Regenten der Familie, und ſo wie er Herr über ſeiner Kinder Leben war, ſo war er auch der Richter des Eheweibes, ohne daß dieſes den wohlthätigen Schutz der Geſetze genieſſen mogte. So weit ging die Herrſchaft und die Geringſchätzung, daß ſie nicht einmahl Wein zu ſich nehmen durfte u. ſ. w. Wie vieles hat alſo das weibliche Geſchlecht auch der Einfüh-

Zwey und neunzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 27.)

Daß Rom und Carthago einander an Macht gleich geweſen.

Die älteſten Nachrichten verſichern, daß Rom und Carthago ehemahls an Macht und Anſehen einander nichts nachgegeben haben, und dieß hat man nicht ohne Grund behauptet. Denn bey dem Streit, den die Römer mit andern Völkern führten, kam es immer nur auf die Behauptung des eines jeden dieſer Völker eigenen Staats an; aber mit den Carthaginenſern ſtritten ſie über die Herrſchaft der Welt ſelbſt. Man kann von dergleichen Macht, worauf beyde Nazionen ſich ſtützten, auch aus folgendem Beyſpiele urtheilen: Der römiſche Feldherr Q. Fabius ſchrieb an die Carthaginenſer, und meldete in ſeinem Briefe, daß die Römer ihnen hierbey zugleich einen Spieß und einen Friedensſtab (caduceum) überſchickten; ſie möchten alſo eines von beyden, was ihnen beliebte, wählen, und man würde das, was ſie wählten, ſo anſehen, als ob es ihnen zum Zeichen des Krieges oder des Friedens wäre zugeſandt worden. Die Carthaginenſer antworteten darauf, daß ſie ſelbſt keines von beyden wählten, es ſtünde alſo nur bey den Uiberſendern, dasjenige von beyden bey ihnen zurück zu laſſen, was ſie am lieb-

rung des Chriſtenthums zu danken, dadurch iſt es in die ihm gebührende Ehre wieder geſetzt worden.

ſten wünſchten, dieß ſollte ihnen ſtatt der eigenen Wahl dienen *).

Marcus Varro aber ſagt, daß man nicht einen Spieß und Friedensſtab, ſondern zween Würfel abgeſchickt habe, auf deren einem das Bild eines Friedensſtabes, und auf dem andern das Bild eines Spießes wäre eingegraben geweſen.

*) Livius (L. XXI. c. 18.) und Florus (L. II. c. 6.) erzählen dieß etwas anders, daß nähmlich Fabius, als er nach dem Unglück, das die Stadt Sagunt in Spanien betroffen, mit andern nach Carthago geſandt worden, zu den Carthaginenſern geſagt habe, er bringe ihnen in dem Schooße ſeines Rocks Krieg und Frieden, ſie mögten wählen, und nach einer trotzigen Antwort, die ſie darauf gegeben, habe er den Schooß ausgeſchüttet und geſagt, ſo mögten ſie denn hiemit den Krieg annehmen. Was ſonſt die in dieſem Kapitel behauptete Gleichheit beyder Staaten betrifft, ſo könnte es dennoch nicht wohl fehlen, daß ein Staat, deſſen Hauptbeſchäftigung die Handlung war, und faſt nur lauter fremde Miethvölker in Sold hatte, gegen eine kriegeriſche Republik, die aus eigenen tapfern Bürgern beſtund, endlich den kürzern ziehen mußte. Und ſo war auch der Erfolg: Carthago mußte, nachdem es ſeiner beßten Stütze, des Hannibals, beraubet worden, oder vielmehr ſich durch ſeine innerliche Uneinigkeit desſelben ſelbſt beraubt hatte, endlich unterliegen, und ſich durch ſeinen Sieger Scipio in ein Nichts verwandelt ſehen.

Drey und neunzigſtes Kapitel.

(L. X. c. 28.)

Wie lange bey den Römern die Dienſtfähigkeit gedauret.

C. Tubero ſchreibt im erſten Buche ſeiner Hiſtorien, daß der römiſche König Servius Tullius, als er die jungen Leute, des Cenſus halber, in fünf Klaſſen geordnet *), diejenigen, welche noch unter

*) Sollte vielmehr heißen, in ſechs Klaſſen, denn Servius Tullius theilte alle Bürger nach ihrem Vermögen in ſechs Klaſſen, und dieſe waren wieder in 193 Centurien vertheilt. Die in der erſten Klaſſe mußten wenigſtens 100,000 Seſterzien im Vermögen haben, die folgenden immer weniger, bis auf die letzte Klaſſe, welche nur 11,200 Seſterzien beſitzen durfte. Was den Cenſus betrifft, ſo befahl gedachter König, daß eines jeden Bürgers Nahme und Vermögen eidlich mußte angegeben werden, auch wurde das Alter und die Anzahl der Kinder mit aufgezeichnet. Im Jahr 252 d. St. R. hielt der erſte Dictator T. Laertius Flavius abermahls eine Schatzung (censum), da denn auch noch beſonders die Nahmen der Frauen and der Kinder, und wie alt dieſelben, mußten angegeben werden. Damit man auch jährlich erführe, wie groß die Anzahl aller römiſchen Unterthanen ſey, ſo machte der König folgende Einrichtung: Die Landleute mußten jährlich den Schutzgöttern des Feldes ein Feſt (paganalia) feyern, an demſelben mußte dann jedermann dem Vorſteher desſelben ein Stück Geld einhändigen. Nach Aufzählung dieſer Geldſtücke, die für Männer oder Weiber beſonders bezeichnet waren, wußte man denn genau, wie viel Männer, Weiber und Mannbare vorhanden waren. Die

ſiebenzehn Jahren geweſen, für Knaben (pueros) geachtet habe; vom ſiebenzehnten Jahre an aber habe er ſie für dienſtfähig gehalten, und alſo in die Rolle der Soldaten einſchreiben laſſen. Bis zum ſechs und vierzigſten Jahre hießen ſie dann junge Leute (juniores), und nachher alte (seniores). Ich habe hier dieß deßwegen bemerkt, damit man wiſſen möge, wie die verſchiedenen Epochen der Kindheit (pueritiae), der Jugend (juventae), und des Alters (senectae), nach der Anordnung des Servius Tullius, eines der klügſten Könige der Römer, beſtimmt geweſen ſind *).

Einwohner der Stadt aber mußten für einen jeden Neugebohrnen ein Stück Geld in das Archiv, welches in dem Tempel der Juno war, einliefern; für den Todten ward ein anders im Tempel der Venus, und von den mannbar gewordenen eins im Tempel der Juventus abgegeben (Maternus v. Cilano römiſche Alterthümer, 1. Th. S. 169.)

*) Bey dem Fußvolk dauerte die Dienſtzeit ordentlicher Weiſe 16 Jahre, und bey der Reuterey 10 Jahre lang. Bey anhaltenden Kriegen mußten die Soldaten aber auch wohl länger im Kriegsdienſt bleiben. Die ganz armen und geringen Leute (capite censos) brauchte man, auſſer im Nothfall, nicht zu Kriegsdienſten, weil man glaubte, daß ein Menſch, der nichts zu verlieren hätte, eben nicht ſehr tapfer für den Staat fechten würde (Man ſ. gedachten Maternus, im 3. Th. S. 380).

Vier und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 1.)

Urſprung des Nahmens Italien, und etwas von der Geldbuße bey den alten Römern.

Timäus *) in ſeiner Hiſtorie von den Begebenheiten des römiſchen Volks, die er in griechiſcher Sprache geſchrieben hat, und M. Varro in ſeinen Alterthümern, ſagen, daß Italien von einem griechiſchen Worte ſeinen Nahmen habe; weil nähmlich das Wort *ιταλοι* in der alten griechiſchen Sprache Ochſen bedeutet, und deren eine große Menge in dieſem Lande, als welches auch ſehr reich an Viehweiden iſt, vorhanden geweſen, ſo ſey es daher Italien benannt worden. Aus dieſer Urſache läßt ſich auch muthmaſſen, warum man die auferlegte Strafe (multam), welche ehemahls aus dreyßig Ochſen und

*) Timäus von Taormina in Sicilien, ein gelehrter und beredter Mann, wurde von dem Tyrannen Agathokles aus Sicilien verjagt. Er hat ſich durch einige Geſchichtbücher und Werke über die Rhetorik berühmt gemacht, wovon jetzt nichts mehr vorhanden iſt. Man muß aber dieſen Timäus von einem andern dieſes Nahmens, der aus Lokris gebürtig geweſen, unterſcheiden. Dieſer war ein pythagoräiſcher Weltweiſe, der in Italien lehrte, wo er auch den Plato, der hernach einen ſeiner Dialogen von ihm Timäus betitelt hat, zum Schüler gehabt hat. Man hat unter andern von ihm ein Werk de anima mundi et natura, welches Proclus erhalten, und ſeinem Commentar über des Plato Timäus vorgeſetzt hat.

nur aus zwey Schaafen beſtanden, die höchſte (supremam) nenne; weil nähmlich dieſes Land vormahls einen Uiberfluß an Ochſen, an Schaafen hingegen einen Mangel gehabt hat. Weil aber nachher der Preiß dieſes Viehes bald hoch, bald niedrig ſtund, und dieſes eine Ungleichheit in einer ſolchen für ein jedesmahl von der Obrigkeit auferlegten Strafe verurſachte; ſo wurde hernach in dem Ateriſchen Geſetz *), ein jedes Schaaf auf zehn Stück, und ein jeder Ochſe auf hundert Stück Kupfers (aeris) angeſchlagen. Die geringſte (minima) Strafe beſteht alſo aus einem Schaaf, und die höchſte (suprema) aus ſo viel, wie ich vorhin erwähnt habe, höher darf dieſe auch nie auf einmahl ſteigen, weßwegen ſie eben den Nahmen der höchſten führet. Wenn demnach auch jetzo von der Obrigkeit eine Geldſtrafe auferlegt wird, ſo heißt ſie noch nach alter Weiſe die geringſte (minima), oder höchſte (suprema), und man pflegt dabey die Schaafe im männlichen Geſchlechte auszudrücken. Eine Gerichtsformel von der auferlegten geringſten Geldſtrafe führt Varro mit folgenden Worten an: „Wofern M. Te-

*) Dieſes Geſetz wurde unter den Conſuln Sp. Tarpejus und A. Aterius im J. d. St. R. 456 gemacht. Die größte Geldbuße ſtieg alſo zu dieſer Zeit etwa auf 3020 As. Anſtatt des Viehes ſelbſt führte in der Folge die Münze, womit die auferlegte Strafe erlegt wurde, das Gepräge eines Schaafs oder eines Ochſen. Das Wort pecunia im Lateiniſchen hat, wie man weiß, eben daher ſeinen Urſprung, weil man auf die erſten Münzen das Bild eines Viehes (pecudis) geſetzet.

rentius, nachdem er vorgeladen worden, weder antwortet, noch ſich entſchuldigen läßt; ſo lege ich ihm ein Schaaf (unum ovem) zur Geldbuſſe auf." Wobey man behauptet, daß, wenn in der Formel nicht das rechte (das männliche) Geſchlecht ausgedrückt wäre, ſo ſey die auferlegte Strafe ungiltig.

Varro meint auch im ein und zwanzigſten Buch ſeines vorhin angeführten Werks, daß das Wort multa nicht lateiniſch, ſondern ſabiniſch ſey, und daß dasſelbe noch zu ſeiner Zeit ſich in der Sprache der Samniter, die von den Sabinern abſtammen, erhalten habe *). Die meiſten neuern Grammatiker aber halten dafür, daß dieſes Wort, wie viele andere, nach einem Gegenſinn (κατ' ἀντίφρασιν) zu verſtehen ſey. Da aber noch jetzo der Gebrauch iſt, nach dem alten Styl zu reden multam dixit, und multa dicta est, ſo halte ich es nicht für undienlich hier noch zu bemerken, wie Cato dieſes Wort im vierten Buch ſeiner Originum noch anders gebraucht hat, wo er ſagt: „Wenn einer unſerer Soldaten ſich ohne Befehl in ein Gefecht eingelaſſen hat, ſo legt ihm unſer General eine Geldbuße auf **)" (ei multam facit.) Vielleicht aber braucht er hier dieſes Wort, da es eine Strafe im Felde andeuten ſoll, nur der mehrern Zierde

*) Einige meinen, daß das Wort *multa* auß dem Lateiniſchen Wort *mulcta* entſprungen ſey: denn man habe in den älteſten Zeiten ein Gefäß voll ausgemolkener Milch (vas emulcti lactis) ſtatt der Strafe erlegt.

**) Es pflegte nähmlich in dieſem Fall dem Soldaten eines oder das andere Stück ſeiner Waffen z. B. ſein Schild oder Degen genommen zu werden, welches er denn mit Geld wieder einlöſen mußte. Man ſehe den Lipſius. (de milit. rom. L. V. c. 18.)

halber, und nicht nach der Bedeutung, worin es ſonſt in Gerichten gebräuchlich iſt.

Fünf und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 5.)

Von den Pyrrhoniern und Akademikern.

Die Philoſophen, welche wir Pyrrhonier nennen, heißen bey den Griechen Skeptiker (σκεπτικοί), welches ſo viel heißt, als Nachforſcher, Unterſucher; denn ſie beſtimmen nichts, ſetzen nichts feſt, ſondern ſuchen und forſchen nur immer nach, was es für Dinge in der Natur gäbe, von welchen man etwas Gewiſſes feſt ſetzen könne. Sie glauben auch nicht, daß ſie jemahls etwas ſelbſt ſehen oder hören, ſondern daß ſie alsdenn ſich nur in einem leidenden Zuſtande befänden, indem ſie von den Dingen ſo afficiret würden als ob ſie etwas ſähen oder hörten. Dahin iſt eben ihre Bemühung im Nachforſchen gerichtet, um zu erfahren, wie die Dinge beſchaffen ſind, welche ſolche Wirkungen an ihnen äußern. Nach ihrer Meinung ſind bey allen Dingen die Kennzeichen, woran man Wahrheit und Irrthum unterſcheiden könnte, dergeſtalt unter einander gemiſcht, daß daher die Wahrheit und Gewißheit einer jeden Sache ganz unbegreiflich wird. Ein jeder Menſch aſo, der nicht mit ſeinem Urtheil verſchwenderiſch und übereilend ſeyn wolle, müſſe mit dem Urheber ihrer Philoſophie dem Pyrrho*) bey jeder Sache ſagen und bekennen,

*) Pyrrho war von Elea gebürtig, und trieb, ehe er ſich auf die Philoſophie legte, die Mahlerkunſt. In je-

„Es iſt kein Grund vorhanden, warum dieſelbe ſo oder ſo, oder warum ſie ſich nicht noch anders verhalten ſollte.“ Denn, ſagen ſie, es ſey unmöglich, von einer einzigen Sache richtig zu urtheilen, und ihre wahre Eigenſchaften zu beſtimmen. Sie ſuchen dieß auf mannigfaltige Art zu beweiſen, worüber Favorin zehn Bücher mit großer Scharfſinnigkeit geſchrieben hat.

Es kommt hiebey eine alte Frage vor, welche ſchon viele griechiſche Schriftſteller beſchäftigt hat, wie und in wie ferne nähmlich die Pyrrhonier und Akademiker *) von einander unterſchieden ſind? Denn beyde heißen Skeptiker, Zweifler; indem ſie beyde nichts bejahen, und meinen, daß ſich nichts be-

ner hatte er den Anaxarchus zum Lehrmeiſter, von dem er auch vermuthlich zuerſt den Grundſatz angenommen hat, daß alle Wahrheit unbegreiflich, und daher alle Dinge dem Zweifel unterworfen wären. Seine Schule, die er in ſeinem Vaterlande aufgerichtet, war eine geraume Zeit im ziemlichen Flor, ob ſie gleich einen großen Haß der meiſten andern dogmatiſchen Secten erdulden mußte; weßwegen ſie ſich nachher unter dem nicht ſo gehäſſigen Nahmen der Akademiker verſteckt hat. Pyrrho ſtarb endlich im 90ſten Jahre ſeines Alters. Er hat ſelbſt keine Schriften hinterlaſſen. Die oben angeführten Worte des Pyrrho lauten im Griechiſchen ſo: ὀ μᾶλλον ὅτως ἔχει τόδε ἤ ὀδετέρως. Non magis hoc ita habet, quam illo modo vel neutro.

*) Man theilt die Akademiker in die alten, mittlern und neuern. Die alte Akademie hatte den Plato zum Stifter, und nahm die meiſten Lehrſätze des Heraklits, Pythagoras und Sokrates an. Die mittlere ſtiftete Arceſilas; welcher anfing in vielen Stücken von des

greifen laſſe; weil alles, was man wahrzunehmen meint, nichts als bloße Phantaſien wären, die nicht die Sachen ſelbſt nach ihrer wirklichen Beſchaffenheit vorſtellten, ſondern nur ſo, nachdem Seele und Körper deßjenigen, der dieſe Eindrücke leidet, diſponiret wären. Daher ſagen ſie, daß alle Dinge, welche die Sinne berühren, nur etwas verhältnißweiſe (τῶν πρός τι) wären; das heißt, daß es in der Welt nichts gäbe, daß etwas für ſich wäre, oder ſeine eigene Kraft und Natur hätte; ſondern alles beziehe ſich auf etwas anders, und ſcheine ſo zu ſeyn, wie unſere Sinne nach erhaltenem Eindruck uns ſolches vorſtellten, nicht aber, wie es in der That wirklich wäre. Ob nun gleich die Pyrrhonier ſowohl als Akademiker dieſes auf gleiche Weiſe behaupten; ſo kann man doch, wie in andern Stücken, alſo vornehmlich darin einen Unterſchied zwiſchen ihnen ſetzen; daß doch die Akademiker wenigſtens das als begreiflich anneh-

Plato Meinung abzugehen, und eben ſo wie Pyrrho zum Hauptgrund ſetzte, daß keine Sache gewiß wäre, und daher ein Weiſer in allem ſein Urtheil zurückhalten müſſe (ἐποχὴν). Carneades verließ dieſen Hauptſatz des Arceſilas wieder, und hielt dafür, es wäre allerdings etwas Wahres und Falſches in der Welt vorhanden, nur fehle dem Menſchen das Vermögen eines von dem andern zu unterſcheiden; und ſo ſtiftete er die neuere Akademie, welche aber von kurzer Dauer war, und mit ſeinem Schüler Clitomachus bereits wieder ihr Ende nahm. Zu dieſen drey Akademien fügen einige noch die vierte, die Philo geſtiftet, und die fünfte von ſeinem Schüler Antiochus errichtet, hinzu; welche aber andere übergehen, weil ſie keine beſondere Lehrſätze gehabt.

men, daß man nichts begreifen könne, und dieß als etwas Gewiſſes feſt ſetzen, daß man nichts feſt ſetzen könne; da hingegen die Pyrrhonier auch das nicht einmahl als etwas Wahres wollen gelten laſſen, daß nichts wahr zu ſeyn ſcheine.

Sechs und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 7.)

Daß man ſich nicht alter und ungewöhnlicher Wörter bedienen müſſe.

Es ſcheint ein eben ſo großer Fehler zu ſeyn, wenn man ſich allzu alter und abgenutzter Wörter bedienet, als wenn man ſolche gebraucht, die noch ganz neu, hart und ungewöhnlich ſind. Doch deucht mir, daß es unangenehmer klinge und verwerflicher ſey, wenn man neue unbekannte Wörter, die noch kein Menſch gehöret hat, gebraucht, als ſolche, die gemein und niedrig ſind. Für neu ſind, meiner Meinung nach, aber auch ſolche Wörter zu halten, welche, wenn ſie gleich alt, doch ungewöhnlich geworden und außer Gebrauch gekommen ſind. In dieſen Fehler verfallen diejenigen am meiſten, welche ſich erſt ſpät auf die Gelehrſamkeit legen, welches die Griechen Ὀψιμαθίαν nennen; denn wenn einer lange Zeit worin unwiſſend geweſen iſt, und endlich davon etwas zu begreifen angefangen hat, ſo wird ihm dieſes ſo wichtig, daß er an einem jeden Orte, und bey jeder Gelegenheit ſolches anzubringen ſuchet. So ging es in meiner Anweſenheit zu Rom einem alten berühmten Sachwalter, der den Schatz ſeiner Gelehrſamkeit etwas

was zu geſchwinde und unordentlich geſammelt hatte. Er trug eine Sache bey dem Stadts-Präſidenten (praefectum urbi) vor, und wollte ſagen, daß einer ſich kümmerlich behülfe, und daß er nur Kleyenbrot und den geringſten Wein genöſſe. Dieß drückte er mit den Worten aus: Hic eques romanus apludam edit, et floces bibit. Alle Anweſende ſahen ſich bey Anhörung dieſe Worte einander erſt für Verwunderung an, als wollte einer den andern fragen, was doch dieſe Worte bedeuten mögten; endlich aber fingen ſie alle an, über dieſe kauderwelſche Sprache zu lachen. Der gute Mann hatte wohl irgendwo geleſen, daß vormahls die Bauern die Hülſe oder Kleye vom Getraide apludam genannt haben, und daß Plautus in der Comödie, die den Titel Astraba führt, (wofern ſie nur von dem Plautus iſt,) ſich dieſes Worts bedienet habe. Auch hatte er gehört, daß das Wort floces in der alten Sprache ſo viel als Weinhefen, der aus den Treſtern gepreßt wird, ſo wie Hülſen oder Drüſen aus den Oliven (fraces ex oleis), bedeute; das hatte er beym Cäcilius in einer Comödie, die Polimenae heißt, geleſen, und ſich dieſe Wörter gemerkt, um damit einmahl in einer Rede zu glänzen.

Noch ein anderer, der eben durch dergleichen Lectüre ein eingebildeter ſchöner Geiſt (apirocalus) geworden war, rief den Richter, als ſein Gegenpart einen Aufſchub in einer Sache verlangte, mit den Worten an: „Stehe mir bey, denn wie lange wird dieſer Zauderer (bovinator) nicht noch immer Aufſchub verlangen?" Dabey ſchrie er wohl drey bis vier Mahl ganz laut: er iſt ein Zauderer (bovinator est). Faſt alle Anweſende fingen an unter ſich

zu murmeln, und konnten ſich über dieſen ungeheuren Ausdruck nicht genug verwundern. Allein er machte ſich damit groß, und ſagte: Wie, habt ihr nicht den Lucilius geleſen, der einen Zauberer mit dieſem Worte (bovinatorem) benennet *)?

*) Der Vers, worin Lucilius dieſes Wort gebraucht, lautet, wie ihn Gellius aus ſeinem eilften Buche anführet, ſo:

Est tricosus, bovinatorque ore improbus duro.

Lucilius aber gehörte, wie man ſchon aus dem Horaz weiß, unter die veralteten Dichter, der alſo auch viele Wörter gebraucht hat, die hernach nicht mehr im Gange geweſen ſind. Dahin auch dieſes Wort bovinator gehört, welches eigentlich nur von einem Ochſen gebraucht wird, der nicht in einem fort Furchen mit dem Pflug ziehet, ſondern aus Faulheit dabey oftmahls ſtille ſteht.

Favorin gibt oben (L. I. c. 10.) einem jungen Menſchen, der ſich ebenfalls veralteter und ungewöhnlicher Wörter immer bediente, einen Verweis, den ich hier noch einrücken will: „Curius, ſagte Favorin zu ihm, Fabricius und Coruncanius, dieſe Männer der uralten Zeiten unſrer Republick, und die noch ältern drey Brüder, die Horazier, redeten ganz deutlich und verſtändlich mit den Ihrigen, und ſie ließen die Aruncier, die Sicaner oder Pelasger (die älteſten und erſten Einwohner Italiens), in der zu ihrer Zeit gewöhnlichen Sprache reden. Du aber, gleich als ob du noch mit des Evanders (eines der älteſten Könige in Italien, lange noch vor Erbauung der Stadt Rom), Mutter ſprächeſt, bedieneſt dich einer Sprache, die längſt abgekommen iſt, recht als ob du wollteſt, daß dich kein Menſch verſtehen ſolle. Iſt das aber deine Abſicht; ſo dürfteſt du ja nur ganz ſtillſchweigen. Ja, ſagſt du, ich verehre die Alten; recht gut, lebe alſo nach ihren Sitten, aber ſprich ſo, wie es jetzt gebräuch

Sieben und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 8.)

Artiger Verweis, den Cato einem Schriftſteller gegeben.

Von dem M. Cato wird erzählt, daß er dem A. Albinus einen ſo gegründeten als artigen Verweis gegeben habe. Dieſer Albinus war mit dem L. Lucullus zugleich Conſul geweſen, und hatte eine römiſche Geſchichte in griechiſcher Sprache geſchrieben. In der Vorrede zu derſelben ſagt er, man müſſe es ihm verzeihen, wenn in dieſen Büchern nicht alles ſo ordentlich und zierlich geſchrieben wäre, weil er ſelbſt von Geburt ein Römer und Lateiner ſey, die griechiſche Sprache aber wäre ihm fremd, weßwegen er billig eine Entſchuldigung, wenn er irgendwo ſollte gefehlet haben, hoffen dürfe. Als Cato dieſes las, ſagte er: In Wahrheit, Aulus, du biſt ein rechter Windmacher (nimium nugator es), indem du lieber haſt eine Schuld verbitten, als ſolche verhüthen wollen. Man ſucht ja ſonſt nur alsdann ſich zu entſchuldigen, wenn man unverſehens, oder aus Noth gefehlet hat; aber ich bitte dich, wer hat dich dazu genöthiget, ſo was zu unternehmen, weßwegen du

lich iſt, und laß dir das nicht aus dem Sinn kommen, was C. Cäſar in ſeinem Buche von der Analogie geſchrieben hat, daß man nähmlich ein ungewöhnliches Wort eben ſo wie eine Klippe vermeiden müſſe.“

ſchon gleich im Anfange und zum voraus um Entſchuldigung bitten mußt?

Dieſe Anekdote erzählt Cornelius Nepos in ſeinem Buche von berühmten Männern *).

Acht und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 9.)

Eine Anekdote von des Demoſthenes Geiz.

Critolaus **) meldet, daß Geſandten von Miletus wegen einer ihre Republik betreffenden Sache, vielleicht auch um Hülfe zu bitten, nach Athen gekommen wären. Sie hätten zu Erreichung ihrer Abſicht ſich einige zu Athen, die das Wort für ſie führen ſollten, auserſehen, welche denn auch die Sache der Mileſier, wie ſie ihnen aufgetragen worden, dem

*) Beym Cornelius findet ſich jetzt nichts davon, vermuthlich hat es in dem Leben des Cato, das wir jetzt nicht mehr ganz übrig haben, geſtanden.

**) Von dieſem Critolaus ſehe man oben die Anmerkung (Kap. 78.). Ein anderer Critolaus, ein Sohn des Rexlmachus, war ein Bürger der Stadt Thegäa in Arcadien, und der älteſte dreyer Brüder, die auf eben die Art, wie die Horazier zu Rom mit den Curiaziern, einen Streit ihrer Stadt mit der benachbarten Stadt Phenäa durch einen Kampf, den ſie ebenfalls mit drey Brüdern der letzt genannten Stadt gehalten, auszumachen geſucht haben. Critolaus war endlich der einzige übrig gebliebene Sieger, allein bey ſeinem Triumph ging es ihm mit ſeiner Schweſter Demodice

Volke vorgeſtellet; Demoſthenes habe ſich aber dem Begehren der Mileſier heftig widerſetzt, und behauptet, daß die Mileſier einer ſolchen Hülfe nicht würdig wären, und daß die Bewilligung derſelben den Athenienſern ſelbſt nachtheilig ſey. Die Sache ſey darauf bis zum folgenden Tag verſchoben worden. Unterdeſſen hätten ſich die Geſandten zu dem Demoſthenes begeben, und ihn gebethen, daß er ihnen doch nicht ferner zuwider ſeyn mögte. Er habe aber für dieſe Willfährigkeit eine Summe Geldes von ihnen verlangt, und ſolche auch wirklich erhalten. Wie nun den folgenden Tag die Sache aufs neue ſollte vorgenommen werden, ſey Demoſthenes unter dem Volke, ſeinen Hals und Nacken mit vieler Wolle umwickelt, erſchienen, und habe geſagt, er habe Halsweh oder die Bräune (synanchen), und könne deßwegen nicht gegen die Mileſier reden. Darauf habe einer im Volke laut ausgerufen, nicht die Halsbräune (synanchen), ſondern die Geldbräune (argyranchen) wäre es, woran Demoſthenes litte. Er ſelbſt ſoll, wie eben dieſer Critolaus berichtet, ſolches hernach nicht verhehlet, ſondern es ſich vielmehr zum Ruhm angerechnet haben. Denn als er den Comödianten Ariſtodemus gefragt hatte, wie viel ihm ſeine Rolle, die er geſpielet, eingebracht habe, und dieſer geantwortet, ein Talent; ſoll De-

eben ſo, wie dem übrig gebliebenen Horazier. Sie war mit einem der erlegten feindlichen Brüder verlobt, und bezeugte daher ihre Traurigkeit. Critolaus wurde darüber ſo entrüſtet, daß er ſie tödtete. Dieß hätte ihm auf Anklage ſeiner Mutter wieder das Leben gekoſtet, wenn das Volk nicht für ihn geſprochen hätte. Man ſehe des Plutarchs Paralella.

moſthenes darauf verſetzt haben: Ich aber habe mit meinem bloßen Stillſchweigen noch mehr verdient *).

Neun und neunzigſtes Kapitel.

(L. XI. c. 14.)

Eine ſchöne Antwort, die Romulus von dem mäßigen Gebrauch des Weins gegeben.

L. Piſo Frugi **) hat im erſten Buch ſeiner Annalen, indem er die Lebensordnung des Königs Romulus, eben ſo einfältig, als angenehm beſchreibt, unter andern folgende artige Worte von demſelben angeführt: „Man erzählt," ſagte er, „daß Romulus, als er zu einem Gaſtmahl war eingeladen worden, bey der Mahlzeit wenig getrunken habe, weil er den folgenden Tag noch viele Geſchäfte zu beſorgen hatte. Die Gäſte, welche dieß bemerkten, ſagten zu ihm: Romulus, wenn alle Menſchen es ſo machten wie du, ſo mögte der Wein wohl ſehr wohlfeil werden; worauf Romulus antwortete: Im Ge-

*) Dieſe Hiſtorie, welche Critolaus von dem Demoſthenes erzählt, iſt, wie Gellius gleich im folgenden Kapitel (c. 10.) anführet, von dem C. Gracchus in einer Rede als eine Begebenheit, die den atheniensſchen Redner Demades betroffen, angezogen worden.

**) Dieſer führte wegen ſeiner Sparſamkeit und Mäſſigkeit den Beynahmen Frugi. Er war erſt Tribun, hernach Conſul, und endigte glücklich den Krieg in Sicilien mit den rebelliſchen Knechten. Er hat Reden aufgeſetzt, die ſchon zu des Cicero Zeiten nicht mehr vorhanden waren.

gentheil würde der Wein theuer werden, wenn ein jeder ſo viel tränke, als er Luſt hat; denn was mich betrifft, ich habe deſſen ſo viel zu mir genommen, als mir beliebt hat."

Hundertes Kapitel.

(L. XI. c. 18.)

Von verſchiedenen Geſetzen gegen den Diebſtahl.

Drako *) der Athenienſer, der für einen ſo klugen und verſtändigen, als redlichen Mann iſt gehalten worden, und eine große Wiſſenſchaft im göttlichen und menſchlichen Rechte beſaß, iſt der erſte Geſetzgeber der Athenienſer geweſen. Seine Geſetze waren aber überaus ſtrenge. Er verordnete unter andern, daß ein jeder Diebſtahl, er möge ſo groß, oder geringe ſeyn, wie er wolle, mit dem Tode ſolle beſtraft werden. Weil alſo ſeine Geſetze allzu hart ſchie-

*) Drako lebte etwa 624 Jahre vor C. G. Er machte ſich durch ſeine Redlichkeit und Einſicht zu Athen ſo beliebt, daß ihm von dem Volke aufgetragen wurde, ein Geſetzbuch für ihm zu verfertigen. Er that dieß auch, allein er faßte ſeine Geſetze ſo ſtrenge ab, daß man ſagte, ſie ſeyn nicht mit Tinte, ſondern mit Blut geſchrieben worden. Sie wurden daher eben wegen ihrer allzu großen Strenge bald vernachläſſiget, und hernach vom Solon abgeſchafft, der dafür den Athenienſern gemäſſigtere und menſchlichere Geſetze gab. Drako nahm ein für ihn ſo rühmliches, als trauriges Ende, denn als er auf dem Schauplatz erſchien, warf ihm das frohlockende Volk ſo viele Kleider und Mützen zu, daß er darunter erſtickte.

nen, wurden ſie, zwar nicht durch einen ausdrückli- chen Befehl, sondern nur ſtillſchweigend von den Athe- nienſern abgeſchafft. Sie bekamen hernach von dem Solon gelindere Geſetze *). Dieſer war einer von den be- rühmten ſieben Weiſen, und was ſeine Verordnung ge- gen den Diebſtahl betrifft, ſo ſetzte er nicht, wie Drako, die Todesſtrafe auf dieſes Verbrechen, ſondern den dop- pelten Erſatz des Geſtohlenen. Unſere Decemviers, welche nach Vertreibung der Könige die Geſetze für das römiſche Volk auf zwölf Tafeln verfertigten, ha- ben weder eine gleiche Strenge gegen alle Arten des Diebſtahls bewieſen, noch auch allzu gelinde Verord- nungen gegen dieſes Verbrechen gemacht. Denn wenn ein Dieb über ſeinem Verbrechen ertappt wurde, ſo erlaubten ſie ſolchen zu tödten, wenn nähmlich der Diebſtahl bey Nachte; oder wenn er bey Tage von einem Menſchen, der mit einem tödtlichen Gewehr bey ſeiner Ergreifung ſich zur Wehre ſetzte, war ver- übet worden. Was aber ſonſt andere offenbare Dieb- ſtähle betraf, ſo wurde ein freygebohrner Menſch, wenn er bey Tage, und ohne ſich mit einem Gewehr zu vertheidigen, einen Diebſtahl beging, gepeitſchet; und demjenigen, den er beſtohlen hatte, zum Knecht übergeben. Knechte aber, die eines offenbaren Dieb- ſtahls waren überführet worden, wurden gepeitſcht und hernach vom (Tarpejiſchen) Felſen herabgeſtürzt.

*) Einige der Geſetze des Solon waren aber doch hart ge- nug. Ein Beyſpiel davon iſt oben Kap. 22. vorge- kommen; dahin gehört auch, daß einer, der dem an- dern ein Auge ausgeſchlagen, dafür ſeine beyden Au- gen verlieren mußte; imgleichen, daß ein Archon, der ſich nur betrunken hatte, mit dem Tode beſtraft wur- de, u. ſ. w.

Die noch nicht mannbaren konnte der Prätor nach ſeinem Gutbefinden züchtigen laſſen, und der verurſachte Schaden mußte erſetzt werden. Wurde die geſtohlne Sache nach angeſtellter Hausſuchung *) bey jemand gefunden, ſo wurde ſolches auch als ein offenbarer Diebſtahl angeſehen.

Man iſt aber jetzo von den Geſetzen der Zehnmänner etwas abgegangen; denn wenn jemand über einen offenbaren Diebſtahl gerichtlich klaget, ſo kann er in ſeiner Klage auf den vierfachen Erſatz dringen. Ein offenbarer Diebſtahl (manifestum furtum) iſt nach dem Maſſurius ein ſolcher, worüber man einen Dieb ertappet, und ſein Verbrechen wird für vollendet angeſehen, wenn die geſtohlene Sache nach dem Ort iſt hingebracht worden, wo man ſie hat verſtecken wollen. Auf einen Diebſtahl, der conceptum, oder oblatum heißt **), haben die Geſetze die Stra-

*) Per lancem et licium. Dieſe Redensart rühret daher, weil derjenige, der eine ſolche Hausſuchung verrichtete, nur eine Binde (licium) oder dünnen Unterrock anhaben, und eine Schaale oder Platte (lancem), aus Achtung für das Frauenzimmer, das ihm etwa im Hauſe begegnen mögte, vors Geſicht halten mußte. Man leitet dieſe Gewohnheit von den Athenienſern her, bey denen der Hausſucher vorher ſeine gewöhnliche Kleidung ablegen, und dieſes Geſchäft faſt nackend verrichten mußte, um dadurch allen Betrug einer heimlichen Verſteckung der Sachen in den Kleidern vorzubeugen. Man ſehe von dieſer Redensart eine Anmerkung in des Maternus v. Cilano römiſchen Alterthümern. 1. Th. S. 474.

**) Furtum conceptum heißt, wenn man in Gegenwart einiger Zeugen die geſtohlene Sache bey jemand ſuchet und findet; furtum oblatum iſt, wenn man jemanden

ſe des dreyfachen Erſatzes geſetzet. Wer von dieſen verſchiedenen Arten des Diebſtahls, und andern dahin gehörigen Dingen aus dem Alterthum eine nützliche ſo wohl als angenehme Kenntniß zu haben wünſchet, der wird ſeine Wißbegierde durch den Tractat des Sabinus von Diebſtählen (de furtis) befriediget finden. Unter andern wird in dieſem Buche angeführt, daß man, woran einer kaum denken ſollte, einen Diebſtahl begehen könne, nicht nur an Menſchen und andern beweglichen Dingen, die einem andern zugehören, ſondern auch an Häuſern und Grundſtücken, und daß ein Pächter, der ein ihm verpachtetes Grundſtück verkauft, und alſo den Eigenthümer darum gebracht, ebenfalls als ein Dieb ſey angeſehen worden. Ja, was man ſich noch weniger ſollte einfallen laſſen, eben dieſer Sabinus ſagt, daß jemand, der ſein Kleid aus einander gebreitet, als ob er es um ſich ſchlagen wolle, und damit den Herrn verhindert hätte, die Flucht ſeines Knechts gewahr zu werden, eines Menſchen Diebſtahls ſey beſchuldiget worden *). Was

geſtohlene Sachen aufzuheben gibt, ohne daß dieſer weiß, daß es Geſtohlnes iſt.

*) Wie Gellius oben (L. VII. c. 15.) aus dem ſechszehnten der Bücher des Q. Scävola, die er über das bürgerliche Recht geſchrieben, anführet, war auch derjenige eines Diebſtahls ſchuldig, der eine ihm anvertraute Sache gebrauchet, oder eine Sache, die ihm zwar zum Gebrauch geliehen worden, zu etwas anders, als verabredet worden, anwendete; z. B. wenn jemand ein Pferd, das ihm zum Reuten geliehen worden, zum Fahren gebrauchte; oder wenn er damit nach einem andern und weitern Ort führe, als verabredet worden. Die Juriſten nennen ſolches ein furtum usus.

endlich alle andere Diebſtähle betrifft, die man heimliche *) (facta nec manifesta) nennet, ſo war darauf in obigen Geſetzen die Strafe des doppelten Erſatzes geſetzt.

Ich erinnere mich auch in einem Buche des Ariſto **) eines gelehrten Juriſten, geleſen zu haben, daß bey den Aegyptern, welche Nazion, wie bekannt, in Erfindung der Künſte, und im Nachforſchen der Dinge ſehr geſchickt und ſcharfſinnig geweſen, alle Diebſtähle erlaubt und ungeahndet geblieben wären †). Viele berühmte Schriftſteller, welche eine Nachricht von den Sitten und Geſetzen der Lacedämonier hinterlaſſen haben, eine Nachricht, die, weil ſie uns näher, auch um deſto glaubwürdiger als jener von den Aegyptern iſt, berichten von dieſem ſo mäßigen und tapfern Volke ebenfalls, daß das Stehlen bey ihm nicht für unrecht gehalten oder unge-

*) Furtum nec manifestum, ein heimlicher Diebſtahl, iſt, wenn man den Dieb nicht auf der That ſelbſt ertappt hat, ſondern ihn erſt nachher erfährt.

**) T. Ariſto, ein römiſcher Rechtsgelehrter, lebte zur Zeit des Trajans. Plinius hat (L. I. epist. 22.) eine ſo herrliche Schilderung von ihm gemacht, daß man ihn ſowohl auf Seiten ſeines Verſtandes, als ſeines Herzens für den vortrefflichſten Mann halten muß.

†) Aber doch waren die Diebſtähle bey den Aegyptiern nur mit einer gewiſſen Einſchränkung erlaubt; denn ein jeder, der ſich dieſem feinen Handwerk ergab war nach den Geſetzen verbunden, die geſtohlene Sachen dem Vorſteher der Diebe zu bringen, bey dem ſich dann ein jeder, der etwas vermißt, melden und nach Abzug des vierten Theils, wofür die geſtohlene Sachen geſchätzet worden, zu dem Seinigen wieder gelangen konnte.

wöhnlich geweſen ſey; und daß die jungen Leute zu Sparta ſich auf ſolches recht gelegt, zwar nicht um dadurch zu gewinnen und ſich zu bereichern, oder ihre Lüſte zu befriedigen, ſondern um ſich in allerley liſtigen Ränken, die ſie dereinſt im Kriege anwenden könnten, zu üben *). Denn man hielt dafür, daß eine ſolche Geſchicklichkeit im Stehlen, und die dabey anzuwendenden Kunſtgriffe den Verſtand der Jünglinge ſchärften, und ihrem Geiſte eine Standhaftigkeit beybrächten, daß ſie hernach zu allerley Kriegesliſten, zur Geduld und Wachſamkeit und zum Aufmerken auf jede ſchickliche Gelegenheit den Feind zu überliſten und ihm Abbruch zu thun, deſto geſchickter wären.

M. Cato hingegen beſchwert ſich in einer Rede, welche er von der Austheilung der Beute unter die Soldaten, geſchrieben hat, ungemein heftig und nachdrücklich darüber, daß das freche Rauben und Plündern nicht gehörig beſtraft werde. Seine Worte hierüber gefallen mir ſo ſehr, daß ich ſie hier herſetzen muß: „Privat-Diebe," ſagt er, „läßt man in Ketten und Banden, öffentliche Diebe aber in Gold und Purpur ihr Leben hinbringen."

*) Man weiß, die ganze Verfaſſung des Lacedämoniſchen Staats war militäriſch, und alles darauf eingerichtet, gute Soldaten zu bilden. Gleichwie es nun bey ihnen für einen größern Ruhm gehalten wurde, den Feind durch Liſt, als in einer offenbaren Schlacht zu überwinden, und wie Plutarch (in Marcello) meldet, ein durch Liſt erhaltener Sieg mit einem größern Opfer gefeyert wurde, als ein Sieg nach gewonnener Schlacht: ſo war es ihnen aus der Urſache lieb, wenn ſich ihre Jugend bey Zeiten auf allerley liſtige Streiche, fremde Sachen zu mauſen, legte.

Ich darf hier auch, damit man nicht meine, daß derjenige nur ein Dieb ſey, der etwas heimlich entwendet und auf die Seite bringet, die Beſchreibung, welche weiſe und gewiſſenhafte Männer von dem Diebſtahl gegeben haben, nicht mit Stillſchweigen übergehn. Sabinus ſagt im zweyten Buche ſeines Civil-Rechts: „Wer eine fremde Sache antaſtet, da er wohl wiſſen kann, daß ſolches wider Willen des Eigenthümers geſchieht, der begeht einen Diebſtahl.“ Imgleichen, an einem andern Ort: „Wer eine fremde (verlorne) Sache ſtillſchweigend, um ſich daraus einen Vortheil zu machen (lucri faciundi causa) aufhebet, der iſt eines Diebſtahls ſchuldig, er mag wiſſen, wem ſolche zugehöre, oder nicht.“ So redet dieſer Mann von den Dingen, die man diebiſcher Weiſe zu ſich nimmt. Man muß ſich hier auch erinnern, daß man nach dem, was ich oben ſchon angeführt, einen Diebſtahl ohne die mindeſte Berührung der Sache ſelbſt begehn könne, wenn nähmlich nur der Wille und Vorſatz da iſt, ſolchen zu begehen *). Daher auch Sabinus ſagt, er trage keinen Zweifel, daß ein Herr ſelbſt des Diebſtahls ſchuldig ſey, der ſeinem Knechte, ſolchen zu begehen, befohlen hat.

*) Der bloſſe Gedanke und Vorſatz zu ſtehlen wird zwar nach den Rechten (man ſehe l. 1. §. 1. ff. de furt.) noch nicht als ein Diebſtahl angeſehen, aber doch, wenn, wie in dem angeführten Fall des Sabinus, auf jemandes Anrathen oder Befehl der Diebſtahl geſchehen iſt (§. 11. Inſtit. L. IV. tit. 1).

Hundert und erſtes Kapitel.

(L. XII. c. 1.)

Von der Pflicht der Mutter ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen.

Ich war eben mit noch einigen andern bey dem Weltweiſen Favorin, als ihm gemeldet wurde, daß die Ehegattin eines ſeiner geweſenen Schüler, der von vornehmer Familie, und ein Mitglied des Senats war, ganz neulich mit einem Sohn niedergekommen ſey. Wohlan, ſprach er, wir wollen die Wöchnerin beſuchen, und dem Vater unſern Glückwunſch über dieſe freudige Begebenheit abſtatten. Wir gingen alſo, ſo viele unſrer da waren, zuſammen, und begleiteten ihn nach dieſem Hauſe. Beym erſten Eintritt in dasſelbe umarmte er den Vater, wünſchte ihm Glück, und nachdem er ſich niedergeſetzet, erkundigte er ſich nach dem Befinden der Wöchnerin, und ob ſie auch eine ſchwere Niederkunft gehabt hätte. Wie er nun vernahm, daß die junge Frau durch die erlittene Schmerzen und vieles Wachen ſehr abgemattet worden, und jetzt ein wenig eingeſchlafen wäre: ſo ließ er ſich in ein etwas weitläuftiges Geſpräch ein, und ſagte: ich zweifle doch nicht, daß das Kind von der Mutter ſelbſt wird geſtillet werden. Die Mutter der jungen Frau fiel darauf gleich ein, und ſagte: man müſſe die junge Wöchnerin ſchonen und dem Kinde eine Amme geben, damit ſie nach ausgeſtandenen Schmerzen der Entbindung nicht auch noch das beſchwerliche Geſchäft des eigenen Stillens zu übernehmen nöthig hätte.

Meine Bitte aber wäre, verſetzte der Weltweiſe, daß man ſie ganz Mutter ihres Kindes ſeyn lieſſe; denn wie unnatürlich iſt es doch, nur halb Mutter zu ſeyn, und nachdem die Frucht zur Welt gekommen, ſolche ſogleich wieder von ſich zu thun; etwas, das man, ſo lange es im Mutterleibe verſchloſſen geweſen, mit ſeinem Blute ernähret hat, ſolches, nachdem man es nun erblicket, nachdem es lebt, nachdem es ein Menſch geworden iſt und um den mütterlichen Beyſtand flehet, nicht mit ſeiner Milch ernähren zu wollen? Meinſt du denn, daß die Natur den Müttern die Brüſte nur zur bloſſen Zierde, und nicht um der erſten Nahrung ihrer Kinder willen gegeben habe? Es gibt zwar, welches ich doch von euch nicht will geſagt haben, leider viele ſolche wunderbare Weiber, welche dieſe erſte Nahrungsquelle des menſchlichen Geſchlechts, ohneractet der Gefahr, die mit der Vertreibung der Milch verknüpft iſt, zu trocknen und zu verſtopfen ſuchen; weil ſie in der Meinung ſtehen, daß ſonſt ihre Schönheit einen Abbruch leiden würde. Eine That, die nicht weniger unverſtändig iſt, als wenn ſich einige erkünſtelter Mittel bedienen, um die Frucht abzutreiben, damit ihr Körper durch die Tragung der Frucht und die nachherige mühſame Entbindung von derſelben nicht ſein ſchönes Anſehen verlieren und verunſtaltet werden möge. Denn gleichwie dieſes, daß man einen Menſchen, indem er eben zu ſeyn und zu leben anfängt, ſo zu ſagen unter den Händen der ihn annoch bildenden Natur umbringet, mit Recht von einem jeden aufs höchſte verabſcheuet wird: ſo iſt es auch nicht viel beſſer, ein nun völlig gebildetes und gebohrnes Kind, ein Kind, das man bisher mit ſei-

nem eigenen Blute ernähret hat, der ihm ſo länge gewohnten und bekannten Nahrung zu berauben.

Aber, ſagt man, wenn ein Kind nur genähret und beym Leben erhalten wird, was iſt denn daran gelegen, durch weſſen Milch ſolches geſchehe? — — Kann einer, der dieß ſagt, gegen die Stimme der Natur ſo taub geworden ſeyn, ſo mögte ich ihn wohl fragen, warum er es denn nicht auch für einerley hält, von weſſen Blut jemand entſproſſen ſey, und in was für einer Mutter Schooß er ſein Leben empfangen habe; denn iſt das Blut, das in der Mutter Brüſten durch eine innerliche Gährung nur eine weiſſe Farbe angenommen hat, nicht eben daſſelbige, das zur Bildung der Frucht, als ſie noch im Mutterleibe verſchloſſen war, beygetragen hat? Leuchtet nicht vielmehr die weiſeſte Anſtalt der Natur daraus hervor, daß eben dieſes Blut, das zur Bildung des Menſchen im Mutterleibe gedient hat, alsdann, wann die Zeit der Entbindung herannahet, ſich nach den obern Theilen hinziehet, und dem neugebohrnen Säugling ſo gleich zur Erhaltung ſeines noch ſchwachen Lebens die ihm ſchon gewohnte und bekannte Nahrung darbiethet? Man hält nicht ohne Grund dafür, daß, gleichwie die Natur und Beſchaffenheit des Samens auf die Bildung des Körpers und der Seele eines Kindes einen großen Einfluß hat: alſo auch auf die Natur und Beſchaffenheit der Milch, womit ein Kind geſäuget wird, ſehr vieles ankomme, als welches man nicht nur an Menſchen *),

ſon-

*) „Ich habe,“ ſagt der Zuſchauer an einem Orte (Th. 6. St. 498) „eine Geſchichte von einem guten, andächti-

ſondern auch an Thieren ſehr oft wahrgenommen hat. Man laſſe z. B. ein Schaaflamm von einer Ziegenmutter, oder ein Ziegenlamm von einer Schaafmutter ſäugen: ſo wird in dem einen Fall die Wolle viel härter, und in dem andern das Haar viel feiner ſeyn. Dieß zeigt ſich ebenfalls im Gewächsreich an Bäumen und Früchten, deren mehrerer oder minderer Wachsthum und gutes Gedeihen nicht ſo wohl auf den Samen, woraus ſie gezeugt werden, als vielmehr auf ihren Grund und Boden und die darin befindliche Feuchtigkeiten ankommt. Daher ſieht man oftmahls einen munter wachſenden Baum, wenn er in ein ſchlechters und nicht ſo ſaftvolles Erdreich verſetzt worden, krank werden und abſterben. Was iſt es alſo in aller Welt für eine unverantwortliche Weiſe, daß man die oft ſo ſchöne und edle Grundlage der Seele und des Körpers eines neugebohrnen Menſchen durch die ihm verſchaffte Nahrung einer fremden und zu ſeiner Abartung gereichenden Milch verdirbt, als welches alsdann vornehmlich erfolgen muß, wenn die Perſon, die man zum Stillen braucht, wie gewöhnlich, von niedriger, ſklaviſcher Herkunft, von einer fremden barbariſchen Nazion, von ſchlechter Gemüthsart, dabey häßlich, unverſchämt und dem Trunke ergeben iſt? Denn insgemein macht man hierin keinen Unterſchied, ſondern man nimmt die erſte, die beßte, die nur Milch hat, an. Heißt

gen Manne gehört, welcher, da er mit Ziegenmilch auferzogen worden, öffentlich in ſeinen Handlungen, aus ſorgfältiger Uiberlegung, ſehr beſcheiden war, aber oftmahls insgeheim eine Stunde hatte, worin er ſeine Sprünge und Caprriolen machte."

das aber wohl etwas anders, als zugeben, daß unſer eigenes Kind mit dem Zunder zu den gefährlichſten Krankheiten an Leib und Seele angeſteckt werde, und mit einer ſo verderbten Nahrung den Samen zu allerley Laſtern und Krankheiten einſauge? In Wahrheit, hier zeigt ſich die Urſache davon, worüber man ſich ſo oft wundert, daß Kinder, die doch von ſehr ſittſamen Aeltern abſtammen, ihnen an Leib und Seele ſo wenig ähnlich ſind. — Unſer Maro hat daher, indem er die Verſe des Homers (worin dem Achilles von dem Phönix ſeine Härte und Grauſamkeit vorgeworfen wird): „Peleus kann wahrhaftig nicht dein Vater geweſen ſeyn, „noch Thetis deine Mutter; nein, das Meer muß „dich gezeuget haben, und du mußt von einem Felſen „entſproſſen ſeyn, da du ein ſo hartes und unbiegſames Herz haſt,“ nachahmt, dem Aeneas nicht nur, wie ſein Vorgänger, ſeine Geburt, ſondern auch die erſte Nahrung, die er von einer wilden Amme müſſe genoſſen haben (durch die Dido), ſehr artig und weislich vorwerfen laſſen: „Gewiß hat eine Tygerin „aus Hirkanien dir die Brüſte gereichet *).“ Weil nähmlich die Gemüthsbeſchaffenheit einer Amme, und die Eigenſchaften ihrer Milch zur Bildung der Neigungen und des Charakters eines neugebohrnen Kindes ungemein vieles beytragen.

Sollte dieß eine Mutter nicht ſchon rühren, ſo wird ihr doch wenigſtens dieſes nicht gleichgiltig ſeyn können, daß alsdann, wenn ſie ihr Kind gleich nach der Geburt von ſich thut und es einer fremden

*) Hyrcanaeque admorunt ubera tigres. Virg. Aen. L. IV. v. 367.

Perſon übergibt, das natürliche Band zwiſchen Aeltern und Kindern zerriſſen, oder doch wenigſtens ſehr loſe wird; denn die Entfernung eines ſolchen Kindes aus ihren Augen muß nothwendig allmählig eine Auslöſchung der Flamme der mütterlichen Liebe und Zuneigung zu ihrem Kinde nach ſich ziehn, alle zärtliche Sorgfalt und Kümmerniß für dasſelbe wird aufhören; und ſie wird das arme Kind bald eben ſo zu vergeſſen anfangen, als ob es ihr durch den Tod wäre geraubt worden. Auf der andern Seite wird die Liebe und Zuneigung des Kindes ſich allein auf diejenige Perſon heften, von der es ſeine Nahrung erhält; und eben ſo wie bey einem weggeſetzten Kinde, wird es von der ſonſt natürlichen kindlichen Zuneigung gegen die Mutter ſelbſt, die es gebohren, faſt gar keine Empfindung mehr haben; ja alle ſonſt eingepflanzten Triebe der kindlichen Liebe werden bey einem Menſchen, der auf ſolche Art erzogen worden, dergeſtalt verlöſchen, daß, wenn es gleich hernach das Anſehn hat, als ob ein ſolcher ſeinen Vater und ſeine Mutter liebe, ſolches doch nicht eine innerliche wahre, wirkliche Zuneigung iſt; ſondern nichts weiter zu bedeuten haben wird, als daß er ſie ſeine Aeltern heißt, und dieſe den bloßen kalten Nahmen derſelben führen.

So drückte ſich Favorin in griechiſcher Sprache aus, deſſen Gedanken ich wegen ihrer allgemeinen Nutzbarkeit, ſo viel ich mich deren erinnern können, hier angeführet habe; was aber die Annehmlichkeit, und den Reichthum der Worte betrifft, worin er ſolche vortrug, ſo iſt es mir unmöglich geweſen, ſolche in unſrer Sprache, auch bey Anwendung aller ihrer

Schönheit auszudrücken, und am wenigſten habe ich ſolches zu thun vermogt *).

Hundert und zweytes Kapitel.

(L. XII. c. 3.)

Von den Lictoren, oder Rathsdienern bey den Römern, und dem Urſprung dieſer Benennung.

Valgius Rufus ſagt im zweyten Buche ſeiner in der Geſtalt von Briefen abgefaßten Fragen, daß das lateiniſche Wort Lictor *) (ein Rathsdiener) von ligare (bin-

*) Blanka von Caſtilien, die Mutter Ludwigs des Heiligen, wußte auch in dieſem Stück die Pflicht einer Mutter zu beobachten. Eine ihrer Hofdamen (man merke, die Hofdamen hatten damahls noch ſo viel Zeit ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen) hatte während, daß die Princeſſin einen Anfall von Fieber hatte, dem jungen Prinzen ihre Bruſt gereicht. Blanca ließ, nachdem der Anfall von Fieber vorüber war, ihren jungen Prinzen zu ſich bringen, um ihn zu ſtillen; ſie wunderte ſich aber nicht wenig, als der Prinz keine Milch annehmen wollte, ſie merkte bald die Urſache davon und fragte, ob eine ihr Kind geſtillet hätte? Die Hofdame, welche dem Prinzen dieſen kleinen Dienſt erwieſen hatte, entdeckte ſich, bekam aber ſtatt des gehofften Danks einen zornigen Blick von der Princeſſin, welche darauf gleich dem Prinzen den Finger in den Mund ſteckte, daß er die genoſſene Milch wieder von ſich geben mußte, wobey ſie ſagte: „Was, will man mir den Titel einer Mutter rauben, den ich von Gott und der Natur habe?

**) Die lictores, oder Rathsdiener, ſind von dem erſten Könige Romulus, nach dem Beyſpiel der Hetrurier, anzeordnet worden. Sie mußten vor den hohen obrig-

den) herkomme, weil, wenn jemand auf Befehl der Obrigkeit mit Ruthen ſollte gepeitſcht werden, derſelbe an Händen und Füßen feſtgebunden wurde, da denn derjenige von den Rathsbothen *) (ex collegio viatorum), der dieſes verrichten mußte, lictor ſey genennt worden. Zum Beweis führt er eine Stelle aus der Rede des Cicero, die er für den C. Rabirius gehalten, an, worin die Worte vorkommen: Lictor, colliga manus (Lictor, binde ihm die Hände). Dieß iſt die Meinung des Valgius, der ich auch beyſtimme. Allein Tiro Tullius, des M. Cicero Freygelaſſener, ſchreibt, daß dieſes Wort von limo, oder licio (einer Binde oder Gürtel), ſeinen Urſprung habe. „Die Bedienten, ſagt er, welche vor den obrigkeitlichen Perſonen voraus gingen **), waren mit einer gewiſſen Art Binde,

keitlichen Perſonen mit den fascibus d. i. den Bündeln Ruthen oder Stäben, worin ein Beil befindlich war, vorausgehen, ihnen bey dem Volke mit den Worten, si vobis videtur, discedite Quirites, Platz machen, und auf den gegebenen Befehl: lictor, adde virgas reo et in eum lege age, die Schuldigen mit Ruthen ſchlagen, ob er enthaupten.

*) Viatores, oder Rathsbothen, waren eigentlich die Bedienten der Aedilen und Zunftmeiſter des Volks, die geringer waren als die lictores, welche den höhern Magiſtratsperſonen, den Conſuln, Prätoren rc. aufwarteten. Die alten Römer liebten den Ackerbau, und hielten ſich gerne auf ihren Landgütern auf; wenn nun der Rath ſich verſammeln ſollte, ſo wurden an die Senatoren auf dem Lande Leute hingeſchickt, die ihnen ſolches anzeigen und ſie einladen mußten. Dieß geſchah von den Rathsbothen (viatoribus).

**) Die Conſuls hatten 12 ſolcher Lictoren, und zwar die beyden Conſuls eine Woche um die andere; die Prä=

die von der Schulter queer über auf die andere Seite ging (licio transverso), umgürtet." Sollte man dieſe Ableitung des Tiro deßwegen für die richtigſte halten wollen, weil die erſte Sylbe in dem Worte lictor eben ſo, wie in licium lang iſt, dahingegen die erſte in dem Worte ligo kurz iſt: ſo hat dieſes nichts zu bedeuten, indem es mehrere Wörter in der lateiniſchen Sprache gibt, deren erſte Sylbe lang iſt; obgleich ihre Stammwörter ſolche kurz haben, als: lector von legendo, victor von vivendo, structor von struendo.

Hundert und drittes Kapitel.

(L. XII. c. 5.)

Wie man nach den Grundſätzen der Stoiker den Schmerz ertragen müſſe.

Als der Weltweiſe Taurus eine Reiſe nach Delphen that, um daſelbſt die berühmten pythiſchen Spiele *), bey welchen ganz Griechenland zuſammen

toren deren 6; und die Dictatoren deren 24 zu ihrer Aufwartung.

*) Dieſe Spiele wurden zum Andenken der von Apollo getödteten ungeheuern Schlange, Pytho, von welcher ſeine Mutter Latona, auf Anſtiften der Juno, verfolgt wurde, gefeyert. Zu Rom wurden ſie hernach unter dem Nahmen der Apollinariſchen gefeyert, weil man in einem alten Dichter (Martius) Verſe gefunden, welche, ſo ſchlecht ſie an ſich waren, doch eine Vorherſagung der unglücklichen Schlacht bey Cannä, und dabey eine Warnung enthalten haben ſollen, durch Anſtellung einer jährlichen Feyer dem Apollo zu Ehren, künftigen Unglück vorzubeugen.

kam, mit anzuſehen, begleitete ich ihn nebſt einigen andern dahin. Auf unſerer Reiſe kamen wir nach Lebadia, einer alten Stadt in Böotien, hier wurde dem Taurus hinterbracht, daß einer ſeiner Freunde, ein berühmter Stoiker, ſehr krank darnieder liege. Sogleich ſchob er die fernere Reiſe, ob er gleich ſolche zu beſchleunigen Urſache hatte, auf, und eilte, um dem Kranken zu beſuchen. Ich und noch einige ſeiner Reiſegefährten folgten ihm, wie unſere Gewohnheit war, dahin. Nach unſerm Eintritt in das Haus, worin der Kranke war, erblickten wir einen Mann, der an den grauſamſten Schmerzen der Kolik, welche die Griechen colon nennen, danieder lag, und die heftigſten Anfälle des Fiebers erlitt. Sein ſchweres Athemhohlen, und die tiefen Seufzer, welche, ohnerachtet ſie gewaltſamer Weiſe zurückgehalten wurden, dennoch hervorbrachen, zeigten uns einen Menſchen an, der nicht ſo ſehr an Schmerzen litt, als er dagegen zu kämpfen ſuchte. Taurus ließ ſogleich einige Aerzte rufen, und unterredete ſich mit ihnen von den zu gebrauchenden Mitteln. Nachdem er darauf den Kranken durch die Lobſprüche, die er ſeiner bewieſenen Geduld ertheilte, zur fernern Standhaftigkeit ermuntert hatte, nahm er von ihm Abſchied, und begab ſich mit uns wieder nach unſerm Fuhrwerk und zu den übrigen Reiſegefährten. Hierauf redete er uns alſo an:

Das, was ihr jetzt geſehen habt, iſt ohne Zweifel eben kein angenehmer, aber doch eben ſo lehrreicher und nützlicher Auftritt für euch geweſen; denn hier habt ihr den Weltweiſen und den Schmerz miteinander kämpfen geſehen; ihr habt geſehen, wie die

Krankheit alle ihre Macht angewendet hat den Körper des Patienten zu quälen und zu peinigen, wie aber auch die Vernunft ihrer Seits dagegen gekämpfet und alle Macht gebraucht hat die heftigſten Anfälle des Schmerzens zu bezwingen und durch eine ſtandhafte Geduld zu beſiegen. Ihr habt kein Geſchrey, kein Klagen, kein Geheul, nicht ein einziges unanſtändiges Wort einmahl aus dem Munde dieſes leidenden Patienten gehört, kaum daß einige Zeichen euch den Kampf zu erkennen gegeben haben, den die Tugend mit der leidenden Menſchheit über die Herrſchaft und den Beſitz des Patienten geführt.

Ein junger Menſch und Schüler des Taurus, der vielen Fleiß auf die Philoſophie gewandt hatte, nahm darauf das Wort und ſagte: Wenn aber doch der Schmerz ſo bitter iſt, daß er einem Menſchen auch wider ſeinen Willen und gegen alle Vorſtellungen der Vernunft Seufzer auspreßt und ihn zwingt, dadurch die wirkliche Empfindung desſelben an den Tag zu legen und gleichſam zu bekennen, daß er die Wuth der Krankheit wohl fühle; warum heißt demohnerachtet der Schmerz bey den Stoikern kein Übel, ſondern nur etwas [illegible]gültiges? Wie kann ein Stoiker zu etwas gezwungen werden, oder wie kann der Schmerz ihn bezwingen, da man doch behauptet, daß der Schmerz über einen Stoiker gar keine Gewalt habe, noch ein Weiſer zu etwas gezwungen werden könne? Dem Taurus gefiel dieſe aufgeworfene Frage, und er antwortete daher mit einem heitern Geſichte folgendermaſſen darauf:

Befände ſich dieſer unſer Freund, den wir eben verlaſſen haben, beſſer, ſo würde er, wie ich glaube,

ſich gegen die Vorwürfe, die man ihm wegen ſeiner ausgeſtoßenen unwillkürlichen Seufzer machet, aufs beßte vertheidigen, und eben ſo die aufgeworfene Frage gründlich beantworten; denn was mich betrifft, ſo weißt du wohl, daß ich nicht mit den Stoikern übereinſtimmend denke, ſondern in den meiſten Puncten von ihnen abgehe*), wie ich in einem beſondern Tractat gezeigt habe. Damit ich aber doch deinem Wunſch ein Genüge leiſte, ſo will ich offenherzig und auf eine ungeſchmückte Weiſe dasjenige anführen, was ein Stoiker, wenn er hier zugegen wäre, meiner Meinung nach, darauf, obgleich viel ausführlicher und mit mehrerer Geſchicklichkeit, antworten würde; denn du weißt das alte Sprichwort wohl: „Spricht man gleich nicht gelehrt, man rede nur „deutlich **).“ Hierauf fing Taurus von dem Schmerz des kranken Stoikers und den ihm dabey entgangenen Seufzern alſo zu reden an:

Die Natur, ſagt er, hat, indem ſie uns bildete, unſerm Herzen die Liebe zu uns ſelbſt ſogleich vom Anfange an eingepflanzt, und zwar ſo tief, daß wir nichts mehr und heftiger lieben, als uns ſelbſt. Sie hat dafür gehalten, daß das ſicherſte Mittel für unſere eigene Erhaltung zu wachen dieſes wäre, wenn ein jeder Menſch mit dem erſten Augenblick, da er

*) Denn Taurus ſelbſt war ein platoniſcher Weltweiſe, wie ſchon oben (Kap. 7) in einer Anmerkung von ihm iſt angeführet worden.

**) ἀμαθέςερόν πως εἰπὲ, καὶ σαφέςερον λέγε, indoctius quodammodo loquere, sed apertius. Dieſes Sprichwort ſcheint aus des Ariſtophanes Comödie, die Frösche, wo es (Act. 5. sc. 4.) vorkommt, genommen zu ſeyn.

auf die Welt kommt, eine innerliche tieſe Empfindung davon hätte, was die alten Weltweiſen die erſten Eindrücke der Natur (τὰ πρῶτα κατὰ φύσιν, quae prima ſunt ſecundum naturam) nennen, vermöge deſſen der Menſch an allem, was ſeinem Körper wohl thut, ein Vergnügen hat, und das Gegentheil deſſen, oder alles, was ihm wehe thut, verabſcheuet. In der Folge, wenn der Menſch zu mehrern Jahren kommt, und ſtärker wird, fängt die Vernunft an ſich aus ihrem Samen hervorzuwickeln, der Menſch fängt an zu überlegen, und das, was wahrhaftig nützlich und anſtändig iſt, oder zu ſeiner wahren Glückſeligkeit gereicht, von andern Dingen genauer zu unterſcheiden. Alsdann wird er gewahr, daß nichts ſeine Glückſeligkeit ſo ſehr beförderte, als eine herrſchende Neigung gegen alles, was ehrbar und anſtändig iſt, mit einem Wort, die Tugend. Alles, was ihm denn zur Erreichung oder Erhaltung derſelben von auſſen entgegen und hinderlich ſeyn kann, ſieht er mit Verachtung an. Nichts hält er für wahrhaftig gut, als was ehrbar iſt, oder die Tugend; nichts ſieht er für etwas Böſes an, als was ſchändlich iſt, oder das Laſter; alles übrige, das nicht zu einem von dieſen beyden kann gerechnet werden, und gleichſam zwiſchen ihnen in der Mitte ſteht, hält er weder für gut noch für böſe. Indeſſen gibt es gewiſſe Dinge, welche nach ihrer Wirkung ein verſchiedenes, theils näheres, theils entfernteres Verhältniß gegen uns haben, (man nennt ſie προηγμένα und ἀποπροηγμένα). Schmerz und Vergnügen ſind alſo, was die eigentliche höchſte Glückſeligkeit betrifft, nur Mitteldinge, und an ſich weder etwas Gutes, noch Böſes; weil aber die Natur ſelbſt in dem Augenblicke unſerer Ge-

burt, und ehe noch der Gebrauch der Vernunft Statt finden kann, unſerer Seele die Empfindung des Vergnügens und des Schmerzes ſo tief eingedrückt hat, daß ihr das Vergnügen immer etwas Behagliches und Angenehmes iſt; der Schmerz hingegen von ihr immer als etwas Widriges und Feindſeliges verabſcheuet wird: ſo es iſt deßwegen der hernach hervorbrechenden Vernunft nicht wohl möglich jene eingeflanzten Triebe und Empfindungen, welche ſo tiefe Wurzel geſchlagen haben, ganz und gar auszurotten. Sie kämpft indeſſen gegen dieſelben unaufhörlich, ſie unterdrück ſie, wenn ſie ſich ihrer Herrſchaft entziehen wollen, und zwingt ſie endlich ihr zu gehorchen und unterthänig zu ſeyn. Auf dieſe Weiſe habt ihr geſehen, wie der Philoſoph, durch die Kraft ſeiner Vernunft unterſtützt, gegen die heftigſten Anfälle der Krankheit und des Schmerzens kämpfte, wie er im mindeſten nicht nachgegeben, wie er keinen Laut, kein Geheul, keine Klage, wie ſonſt bey Schmerzleidenden gewöhnlich iſt, und die gleichſam ein Bekenntniß ſind, daß man ſich für unglücklich halte, hat von ſich hören laſſen. Nur habt ihr einige Seufzer, die er mit Heftigkeit ausgeſtoßen, bemerkt; welche aber nicht einen Menſchen anzeigten, den der Schmez überwältiget, ſondern einen ſolchen, der alle ſeine Kräfte anſtrengte, um Meiſter über denſelben zu werden.

Aber, fuhr Taurus fort, ich weiß nicht, ob nicht vielleicht jemand den Einwurf machen mögte, wenn der Schmerz doch kein Übel iſt, was iſt es denn nöthig, dabey zu ſeufzen und zu kämpfen? Ich antworte, alles, was wirklich kein Übel iſt, iſt deßwegen doch nicht ohne alle Beſchwerde. Es gibt viele Dinge, welche zwar, da ſie nicht mit der Tugend ſtreiten

oder ſchändlich ſind, zu keinem wirklichen Schaden und Verderben gereichen, die aber doch aus gewiſſen verborgenen und eben ſo nothwendigen Geſetzen der Natur den ſtillen und ruhigen Genuß eben dieſer Natur und ihrer Gaben ſtören. Ein Weiſer kann es daher unmöglich dahin bringen, daß er ſolche Anfälle z. B. des Schmerzes nicht wirklich empfinden ſollte; nur weiß er ſolche zu ertragen, und durch ſeine Vorſtellungen zu mildern. Denn was jene Apathie, oder gänzliche Fühlloſigkeit und Unempfindlichkeit betrifft, ſo iſt dieſelbe nicht nur nach meinem eigenen, ſondern auch nach dem Urtheile einiger verſtändigen Stoiker ſelbſt, z. B. des Panätius*), eines ſehr gelehrten und einſichtsvollen Mannes, zu mißbilligen und zu verwerfen.

Aber wird man doch ſagen, warum wird ein Stoiker, der doch ſeiner Meinung nach zu nichts kann gezwungen werden, genöthiget, auch wider ſeinen Willen dennoch Seufzer von ſich zu geben? Allerdings kann ein Weiſer zu nichts gezwungen werden, in ſo weit es in ſeiner Macht ſteht ſeine Vernunft zu Hülfe zu rufen; wenn aber die Natur ſelbſt ſeine Tyrannin wird, ſo muß die ihm von der Natur ebenfalls geſchenkte Vernunft weichen und nachgeben. Denn man frage doch, woher es kommt, daß man, wenn jemand mit der Hand geſchwinde nahe vor den Augen vorbeyfährt, auch wider ſeinen Willen blinzet; warum man beym Blitz ſogleich Kopf und Augen hin-

*) Deſſen unſer Gellius auch weiter hin (L. XIII. c. 27.) mit Ruhm gedenket. Er war aus Rhodus, und Cicero hat ihn in ſeinen vortrefflichen Büchern von den Pflichten nachgeahmt.

wegwendet; warum man bey einem heftigen Donnerſchlag in einander ſchießet; warum man beym Nieſen erſchüttert wird; warum man in der Sonnenhitze ſchwitzet, und bey ſtarkem Froſt frieret? Denn bey dieſen und dergleichen Vorfällen kann nicht der freye Wille, die Vernunft und Uiberlegung etwas anordnen, ſondern es erfolgt dieß alles nach den nothwendigen und unveränderlichen Geſetzen der Natur. Die wahre Tapferkeit und Standhaftigkeit der Seele beſteht daher auch nicht darin, daß man gegen die Natur ſelbſt, als gegen ein Ungeheuer kämpfen will, oder daß man durch eine gänzliche Unempfindlichkeit, durch eine dumme Gleichgiltigkeit, oder eine bis aufs höchſte getriebene Uibung in Erduldung der heftigſten Schmerzen wie jener Fechter bey den Spielen des Cäſars, als man ihm ſeine Wunden verband, dabey noch zu lachen pflegte, ſich über die Natur ſelbſt zu erheben ſucht: ſondern die wahre Tapferkeit, welche allein zu billigen ſteht, begreift nach unſern Vorfahren die Kunſt und Wiſſenſchaft in ſich, einen richtigen Unterſchied zwiſchen dem, das erträglich, und nicht erträglich iſt, zu machen. Folglich gibt es doch auch Dinge, bey welchen aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde, und die auch den allertapferſten von jeder Unternehmung abſchrecken und ſeinen Muth ſinkend machen müſſen.

Nachdem Taurus ſo geſprochen, und wie es ſchien, noch weiter reden wollte, kamen wir inzwiſchen zu unſerm Fuhrwerk zurück, wir ſtiegen alſo hinein und ſetzten unſere Reiſe fort.

Hundert und viertes Kapitel.

(L. XII. c. 7.)

Urtheil über eine Giftmiſcherin.

Als Cn. Dolabella*) Proconſul in Aſia war, wurde eine Weibesperſon von Smyrna vor ſeinen Richterſtuhl geführt, welche auf einmahl ihren Mann und Sohn durch Gift ums Leben gebracht hatte. Sie geſtund ihr Verbrechen ſelbſt ein, ſagte aber zugleich, daß ſie dieſe That zu begehen die gerechteſte Urſache gehabt habe, indem dieſer ihr Mann und ſein Sohn ihren andern unſchuldigen und mit den beßten Eigenſchaften begabt geweſenen Sohn, den ſie mit ihrem erſten Mann gezeugt, hinterliſtiger Weiſe umgebracht hätten. Was demnach die begangene That ſelbſt betraf, ſo war dieſelbe außer allem Streit. Dolabella, der ſich darüber in Verlegenheit befand, trug die Sache ſeinen beyſitzenden Richtern vor; allein keiner von denſelben wollte in einer ſo zweydeutigen und kitzlichen Sache ein Urtheil fällen. Man ſahe wohl ein, daß das eingeſtandene Verbrechen, wodurch Vater und Sohn auf einmahl ums Leben gekommen, allerdings Strafe verdiene; man fand aber zugleich, daß dieſe beyden Böſewichter ein gerechtes

*) Dieſer Dolabella, deſſen Tacitus auch gedenkt, wurde auf Anklage des M. Scaurus hernach des öffentlichen Raubes und anderer Erpreſſungen wegen verdammt. Juvenal ſetzt ihn (Sat. 8, v. 105.) nebſt dem Cajus Antonius mit dem berüchtigten Verres, dem Plünderer Siciliens, in eine Klaſſe.

Opfer der Rache einer in Verzweiflung geſetzten Mutter geweſen wären. Dolabella wußte ſich alſo nicht anders zu helfen, als daß er die Sache den Mitgliedern des höchſten Gerichts zu Athen, den Areopagiten *), als den anſehnlichſten und erfahrenſten Richtern, zur Entſcheidung übergäbe. Nachdem dieſe Richter die Sache reiflich erwogen hatten, fällten ſie ihr Urtheil dahin, daß das beſchuldigte Weib und ihr Ankläger ſich nach hundert Jahren wieder vor Gericht ſtellen ſollten.

Auf ſolche Weiſe wurde ſowohl das Anſehen der Geſetze, nach welchen eine jede Vergiftung ſtrafbar und verdammlich iſt, als auch das Leben einer Frau, die, ſo ſchuldig ſie auch war, Mitleiden verdiente, gerettet. Dieſe Hiſtorie findet man beym Valerius Maximus im 8ten Buche ſeiner merkwürdigen Reden und Handlungen.

*) Der Areopagus, das höchſte und anſehnlichſte Gericht zu Athen, wurde wegen ſeiner Gerechtigkeit von ganz Griechenland verehrt, und man nahm ſehr oft in den wichtigſten Sachen dahin zur Entſcheidung derſelben ſeine Zuflucht. Der Urſprung desſelben ſteigt noch ſehr weit vor dem Solon hinauf. Man hielt dasſelbe unter freyem Himmel, und nur des Nachts. Ein jedes ſeiner Mitglieder, welche einige auf 31, andere bis auf 100 ſetzen, und insgeſammt ſehr redliche und verdienſtvolle Männer ſeyn mußten, gab ſeine Stimme durch einen weißen oder ſchwarzen Stein, die in zwey Gefäße geworfen wurden. Das eine dieſer Gefäße war von Erz, worein die ſchwarzen Steine geworfen wurden, und hieß die Urne des Todes; das andere mit den weißen Steinen war von Holz, und hieß die Urne des Erbarmens. Nach der Mehrheit der Steine in dem einen oder andern Gefäße wurde denn der Angeklagte losgeſprochen, oder verdammt.

Hundert und fünftes Kapitel.

(L. XII. c. 8.)

Beyſpiele von der Verſöhnlichkeit einiger berühmter Männer.

Pub. Scipio Africanus und Tib. Gracchus, der Vater der beyden Gracchen, des Tiberius und Cajus, dieſe zween Männer, die ſo wohl wegen ihrer großen Talente, als auch wegen ihrer anſehnlichen Würde, die ſie begleitet, und wegen ihres tugendhaften Wandels, den ſie geführt, ſehr berühmt waren, hatten oftmahls mancherley Streitigkeiten mit einander, die theils öffentliche, theils Privat-Angelegenheiten betrafen. Die daraus entſtandene Feindſchaft gegen einander hatte ſchon lange gedauert, als es ſich ohngefähr zutrug, daß ſie bey einem öffentlichen Gaſtmahl, das auf dem Capitol nach einem feyerlichen Opfer, ſo man dem Jupiter gebracht, angeſtellt wurde, bey einander zu ſitzen kamen. Bey dieſer Gelegenheit und gleich als ob die Götter ſelbſt ſich ins Mittel gelegt hätten, dieſe beyden wackern Männer wieder mit einander zu verſöhnen, geſchah es, daß ſie auf einmahl die beßten Freunde unter ſich wurden, welches ſo weit ging, daß ſie die angefangene Freundſchaft durch ein noch engers Band der Blutsfreundſchaft feſter verknüpften, indem Scipio damahls ſogleich und auf der Stelle ſeine erwachſene Tochter *) mit dem Tib. Gracchus, deſſen wah-

*) Dieß war die berühmte und tugendhafte Cornelia, durch welche ihre beyden Söhne Tiberius und Cajus

wahren Charakter er während ihrer Feindſchaft, als der beßten Zeit zur unparteyiſchen Prüfung desſelben, hatte kennen gelernt, verlobte *).

Ein gleiches trug ſich mit dem Aemilius Lepidus und dem **Fulvius Flaccus** **) zu, welche beyde Männer von vornehmer Geburt waren, und die anſehnlichſten Ehrenämter begleitet haben. Auch dieſe hatten lange Zeit in dem bitterſten Haß und der größten Feindſchaft mit einander gelebt. Wie aber das Volk ſie beyde zu Cenſoren erwählte, und als ſolche laut und öffentlich ausgerufen wurden, kamen ſie, ehe noch das Volk aus einander ging, auf dem Wahlplatz ſelbſt auf einander zu, und umarmten ſich aufs zärtlichſte und freundſchaftlichſte. Von welchem Augenblick an ſie während ihres Cenſoramts und auch nachher, als die innigſten, beßten und aufrichtigſten Freunde mit einander gelebt haben.

Gracchus hernach in ein ſo großes Anſehen kamen: die ſich auch beyde durch ihren Eifer für das Intereſſe des römiſchen Volks ſehr hervor thaten, aber auch beyde, weil ihr Eifer zu übertrieben wurde und zu gar weit ausſehenden Unruhen Anlaß gab, darüber, wie bekannt, umkamen.

*) Was hier erzählt wird, kann zur Erläuterung deſſen dienen, was Cicero in ſeiner Rede (de provinc. consul. c. 9.) nur kurz erwähnt hat.

**) Aemilius Lepidus erhielt das Conſulat mit dem M. Volcius im J. d. St. R. 522, und Fulvius Flaccus begleitete dieſe Würde mit dem L. Cornelius im J. 517.

Hundert und ſechstes Kapitel.

(L. XII. c. 11.)

Daß man ſich auch für heimlichen Sünden hüthen müſſe.

Als ich mich zu Athen aufhielt, hatte ich oftmahls Gelegenheit den Weltweiſen Peregrinus *), dem hernach der Zunahme Proteus beygelegt worden, und ſich damahls in einer geringen Herberge vor der Stadt aufhielt, zu ſehen. Ich machte mir das Vergnügen, ihn fleißig zu beſuchen, und hörte aus ſeinem Munde viele herrliche und ſchöne Sachen. Unter andern erinnere ich mich noch beſonders dieſes, daß er ſagte: Ein weiſer Mann würde auch alsdann nicht ſündigen, wenn er gleich wüßte, daß weder Gott noch Menſchen etwas davon erfahren würden; indem ein ſolcher nicht aus Furcht vor der Strafe oder Schande, ſondern aus Pflicht und innerm Triebe zum Guten ſich der Sünde enthielte. Wer aber nicht von einer ſo tugendhaften Geſinnung wäre, daß er ſich freywillig und aus eigenem Triebe vor Sünden hüthete, der würde alsdann, ſeiner Meinung nach, zum ſündigen deſto geneigter ſeyn, je mehr er glaubte, daß ſolches verborgen bleiben könne, und wenn

*) Dieſer Peregrinus, welcher auch aus dem Lucian bekannt iſt, war ein Cyniſcher Philoſoph, welcher ſich zu des M. Antoninus Zeiten zu Olympia, um den Herkules nachzuahmen, ſelbſt öffentlich verbrannte. Er ſoll, wie man glaubt, anfänglich ein Chriſt geweſen ſeyn.

er hoffen dürfe, daß die Finſterniß und Verborgenheit ihn vor der Strafe ſchützen werde. Wüßten aber die Menſchen, fuhr er fort, daß nichts in die Länge verborgen bleiben könne, ſo würde dieſes nur zur Folge haben, daß ſie behuthſamer und vorſichtiger bey ihren Vergehungen zu Werke giagen. Man muß daher, ſagt er, jene goldenen Verſe des weiſen Dichters Sophokles nie aus der Acht laſſen: „Thue nichts heimlich, weil die Zeit, die auf alles „horcht, auf alles Acht gibt, endlich alles an den „Tag bringen wird *).“ Ein anderer alter Dichter, auf deſſen Nahmen ich mich nicht ſo gleich wieder beſinne, hat daher die Wahrheit eine Tochter der Zeit genannt **).

*) Πρὸς ταῦτα κρύπτε μηδὲν, ὡς ὁ πάνθ' ὁρῶν
Καὶ πάντ' ἀκούων, πάντ' ἀναπτύσσει χρόνος.

**) Plutarch und einige andere von den Alten berichten, daß man die Wahrheit für eine Tochter der Zeit oder des Saturns, in ſo fern er die Zeit vorſtellet, gehalten habe. Eben dieſer ſcharfſinnige Schriftſteller wirft die Frage auf: ob Saturn darum, weil er die Zeit vorſtellet, für den Vater der Wahrheit gehalten worden; oder ob ſolches aus der Urſache geſchehen ſey, weil er der gerechteſte unter allen Menſchen geweſen? Er wagt es nicht, dieſe Frage zu entſcheiden, ob er gleich zu glauben geneigt iſt, daß man ihm darum die Wahrheit zur Tochter gegeben, weil er die Vorſchriften der Gerechtigkeit aufs genaueſte ausgeübt.

Hundert und ſiebentes Kapitel.

(L. XII. c. 12.)

Wie geſchickt ſich Cicero von der ihm gemachten Beſchuldigung einer begangenen Lüge losgemacht.

Man hält auch das für ein Kunſtſtück der Rhetorik, wenn einer weiß die ihm gemachten Vorwürfe zu bekennen, ohne doch ſich deßwegen in Gefahr zu ſetzen; ſo daß man, wenn die ſchimpfliche Sache, die einem vorgeworfen wird, nicht zu leugnen ſtehet, doch durch eine geſchickte Wendung und durch einen Scherz es dahin bringen kann, daß dieſelbe mehr für lächerlich, als ſchimpflich gehalten wird. So hat, wie man meldet, es Cicero einmahl gemacht, als er das, was er nicht leugnen konnte, durch einen artigen und witzigen Einfall von ſich abzulehnen wußte. Er wollte ein Haus auf dem Palatiniſchen Berge kaufen, wozu er aber damahls ſelbſt nicht das nöthige Geld hatte, er borgte alſo ſolches von dem P. Sulla, der damahls unter einer gerichtlichen Anklage ſtund, und erhielt heimlich von ihm die nöthige Summe. Allein die Sache kam, ehe noch der Kauf vor ſich ging, aus, und es wurde dem Cicero vorgeworfen, daß er ſich nicht geſchämt hätte von einem Angeklagten zu Erkaufung eines Hauſes Geld zu nehmen. Cicero, der durch dieſen unerwarteten Vorwurf in Beſtürzung gerieth, leugnete den Empfang des Geldes und ſagte, daß er das Haus auch nicht kaufen werde, und ſo gewiß dieß letztere wäre, ſo gewiß ſey auch das erſtere. Er kaufte aber hernach das Haus doch wirk=

lich; wie er daher im Senat erſchien, ermangelten ſeine Feinde nicht ihm öffentlich vorzuwerfen, daß er ein Lügner ſey. Cicero fing darüber an zu lachen, und ſagte unter fortwährendem Lachen zu ihnen: Ihr dummen Leute, wie wenig verſteht ihr euch auf den Handel, wiſſet ihr denn nicht, daß ein kluger Hausvater, um einen guten Kauf einer Sache, die er gerne hätte, zu treffen, denen, die nach eben dieſer Sache trachten, weiß machen muß, daß er keine Luſt dazu habe?

Hundert und achtes Kapitel.

(L. XIII. c. 2.)

Wohlaufgenommene Kritik eines Dichters über das Werk eines andern.

Von den Schriftſtellern, welche ſo wohl Luſt, als Zeit gehabt haben das Leben berühmter Gelehrten zu beſchreiben, wird unter andern folgendes von den beyden tragiſchen Dichtern, dem M. Pacuvius und L. Accius *) erzählt: Als Pacuvius bey ſeinem hohen Alter, und ſeiner anhaltenden langen Kränklich-

*) Von dem Pacuvius ſehe man oben (Kap. 16.) die Anmerkung. Accius war eines Freygelaſſenen Sohn, und eben ſo wie Pacuvius ein berühmter tragiſcher Dichter. Decimus Brutus ſchätzte ihn ſo hoch, daß er die Eingänge der Tempel, die er von der Beute der Feinde erbauet hatte, mit den Verſen, welche Accius ihm zu Ehren gemacht hatte, auszieren ließ. Er ſtarb im J. d. St. N. 665, und eben wie Pacuvius, in einem ſehr hohen Alter.

keit ſich von Rom nach Tarent, daſelbſt zu wohnen, begeben hatte, legte Accius, der nicht viel jünger war, auf ſeiner Reiſe nach Aſien, unterwegs in gedachter Stadt einen Beſuch bey ihm ab. Pacuvius nahm ihn ſehr höflich und freundlich auf, und bath ihn einige Tage bey ihm zu bleiben. Er bezeugte darauf ein Verlangen, daß ihm derſelbe ſein verfertigtes Trauerſpiel, Atreus genannt, vorleſen mögte. Als dieſes geſchehen war, ſagte Pacuvius, er müſſe geſtehen, daß das Stück prächtig klinge, und die erhabenſten Vorſtellungen enthalte, allein zugleich müſſe er doch auch erinnern, daß es ihm, was den Ausdruck betrâfe, ein wenig zu hart und zu rauh vorkomme. — Das iſt die Wahrheit, antwortete Accius, es iſt wohl ſo, wie du ſagſt, allein eben dieß thut mir gewiß nicht leid; denn hieraus ſchöpfe ich eine gute Hoffnung auf dasjenige, was ich künftig ſchreiben werde; indem es ſich mit den Früchten des Geiſtes eben ſo verhält wie mit andern Früchten. Eine Frucht, die bey ihrem Entſtehen hart und herbe iſt, wird hernach deſto ſchmackhafter und ſüſſer; eine Frucht aber die gleich Anfangs weich, mürbe und ſaftig iſt, kommt nicht zur Reife, ſondern verfaulet. Eben ſo muß man auch dem Geiſte Zeit laſſen ſich allmählig auszubilden, und ſeine Rauhigkeit abzulegen.

Hundert und neuntes Kapitel.

(L. XIII. c. 4.)

Brief der Olympias an ihren Sohn, den König Alexander.

Ich habe in den meiſten alten Nachrichten von den Thaten des Alexanders, und noch kürzlich in einem Buche des Varro, das den Titel Oreſtes, oder von der Rache, führet, geleſen, daß Olympias, die Gemahlin des Königs Philipps, ihrem Sohne dem Alexander eine ſehr artige Antwort geſchrieben habe. Dieſer hatte ſeinen Brief an ſeine Mutter mit den Worten angefangen: „Der König Alexander, ein „Sohn des Jupiter Hammons, entbietet ſeiner Mut„ter Olympias ſeinen Gruß,“ worauf ihm ſeine Mutter folgender Maßen antwortete: „Ich bitte dich, mein lieber Sohn, höre doch auf dich ſolcher Ausdrücke zu bedienen, und mich dadurch bey der Juno *) in Verdacht zu bringen. Was werde ich nicht von ihrem Zorn zu befürchten haben, wenn du ſo fortfährſt mich in deinen Briefen für ihre Mitbuhlerin zu bekennen?“ Durch dieſe ſcherzhafte Antwort ſuchte die kluge Mutter auf eine feine Art ihrem Sohne den närriſchen Hochmuth zu benehmen, und ihn

*) Man weiß, daß die Juno ſehr eiferſüchtig über die Ausſchweifung ihres Hrn. Gemahls des Jupiters war, und eben ſo bekannt iſt die Thorheit, worauf Alexander verfiel, daß er für einen Sohn des Jupiters wollte gehalten ſeyn.

von dem thörichten Gedanken, daß er ein Sohn des Jupiters ſey, den ihm ſeine außerordentliche glückliche Thaten, und die Schmeicheleyen ſeiner Höflinge beygebracht hatten, abzubringen.

Hundert und zehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 5.)

Wie Ariſtoteles ſeinen Nachfolger im Lehramte auf eine kluge und beſcheidene Weiſe ernannt hat.

Als der Weltweiſe Ariſtoteles ſchon beynahe zwey und ſechzig Jahre alt war, und ſich am Körper ſo ſchwach fühlte, daß er ſich nicht Hoffnung machte, lange mehr zu leben, verſammelten ſich alle ſeine Schüler bey ihm, und bathen ihn aufs inſtändigſte, daß er doch ſelbſt einen Nachfolger in ſeiner Lehrſtelle ernennen mögte, unter deſſen Anführung ſie nach ſeinem Hintritt ihre philoſophiſche Studien, die ſie bisher unter ihm getrieben, fortſetzen und vollenden könnten. Seine Schule beſtund damahls aus vielen würdigen Lehrlingen, unter welchen ſich doch aber Theophraſt und Menedemus *) durch ihre Gaben und Wiſſenſchaften vor den andern beſonders hervorthaten und auszeichneten. Jener war aus der Inſel Lesbus, und dieſer aus Rhodus gebürtig. Ariſtoteles antwortete ihnen, er wolle ſchon zu rechter Zeit ihre Bitte erfüllen. Nicht lange hernach, als eben die Schü-

*) Die beßten Kunſtrichter leſen hier an ſtatt Menedemus, Eudemus, indem eines Peripatetikers, der Menedemus geheißen, niegenderwo ſonſt Meldung geſchieht, wohl aber des Eudemus.

ler, welche dieſes Erſuchen angebracht, bey ihm waren, ſagte er zu ihnen, der Wein, den er jetzt tränke, käme ihm ſo vor, daß er ſeiner Geſundheit eben nicht zuträglich und allzu herbe ſey, er bäthe ſie alſo, ſie mögten ſich doch einmahl nach einem andern ausländiſchen, entweder Rhodiſchen oder Lesbiſchen Wein umſehen, und ihm beyderley Sorten zu verſchaffen ſuchen, er wolle ſich alsdann desjenigen von beyden bedienen, der ihm am beßten bekommen würde. Seine Schüler liefen eiligſt fort und brachten ihm das Verlangte. Ariſtoteles fordert erſt Rhodiſchen Wein, er koſtet ihn, in Wahrheit ſagte er, das iſt ein herrlicher, ſtarker Wein; er fordert darauf Lesbiſchen, und nachdem er auch dieſen gekoſtet, ſagte er, beyde ſind in der That recht gut, aber der Lesbiſche iſt doch angenehmer. Nach dieſen Worten zweifelte niemand, daß er damit nicht auf den Wein, ſondern auf eine feine und beſcheidene Art auf ſeinen Nachfolger gezielet habe. Er deutete damit nähmlich auf den Theophraſt, der aus Lesbus gebürtig, und ein Mann von eben ſo feinen, angenehmen Sitten, als einnehmenden Gaben der Wohlredenheit war *). Als daher Ariſtoteles nicht lange nachher verſchied, wendeten ſich alle ſeine Schüler zu dieſem Theophraſt.

*) Wie er daher auch den Nahmen Theophraſt erhalten, man ſ. die Anmerkung oben Kap. 3.

Hundert und eilftes Kapitel.

(L. XIII. c. 7.)

Des Homers und Herodots verſchiedene Meinungen davon, wie oft eine Löwin gebähre.

Herodotus *) ſchreibt im dritten Buche ſeiner Hiſtorie, daß die Löwin nur ein einziges Mahl in ihrem ganzen Leben, und nicht mehr, als ein Junges werfe. „Obgleich," ſagte er, „die Löwin alle andere Thiere an Stärke und Kühnheit übertrifft, ſo bringt ſie doch nur ein einziges Mahl ein Junges zur Welt, und ſchüttet mit demſelben zugleich die Gebährmutter von ſich." Homer hingegen ſagt, daß die Löwin öfter und mehrere Jungen gebähre; denn man kann dieſe ſeine Meinung aus folgenden Verſen desſelben erſehen: „Er ſtand wie ein Löwe, der, mit ſeinen Jungen umgeben, die Jäger auf ſich zukommen ſieht." Imgleichen an einem andern Orte: „Er fing an zu ſchnauben wie ein ſchön gemähnter Löwe, dem der Jäger ſeine Jungen im dicken Walde geraubet hat **)." Als uns dieſe Verſchiedenheit der Mei-

*) Dieſer älteſte griechiſche Geſchichtſchreiber war aus Halicarnaſſus in klein Aſien, ohngefehr 450 J. vor C. G. Seine Geſchichte hat er in 9 Büchern, die er nach den Muſen benannt, geſchrieben.

**) Εἰςήκει ὥς τίς τε λέων οἷσι τέκεσσιν
Ὧ ἐά τε νήπἰ ἄγοντι συναντήσωνται ἐν ὕλῃ
Ἄνδρες ἐπακτῆρες.
Iliad. XVII. v. 133. Imgleichen Iliad. XVIII. v. 318. &c.

nungen des berühmteſten unter den Dichtern und des berühmteſten unter den Geſchichtſchreibern ſtutzig machte, nahmen wir unſere Zuflucht zu dem Ariſtoteles und zu deſſen vortrefflichen Büchern, die er von den Thieren geſchrieben hat, da fanden wir denn im ſechsten Buche folgende Worte: „Die Löwin wirft alle Jahr im Frühling meiſtens zwey, auch wohl sechs Junge, bisweilen auch nur eins. Das Vorgeben, daß ſie zugleich die Gebährmutter ausſchütte, iſt eine bloße Fabel, die man darum erſonnen hat, weil man ſonſt keine Urſache von der Seltenheit dieſes Thiers anzugeben gewußt hat. Dieſe Seltenheit hat ihre Richtigkeit, indem man es in Europa nur in dem Landſtriche zwiſchen den Flüſſen Achelous und Neſſus antrifft. Die Jungen, welche die Löwin zur Welt bringet, ſind ſo klein, daß ſie kaum nach zwey Monathen anfangen können zu gehen. Die Löwinnen in Syrien werfen zum erſten Mahl fünf, hernach immer weniger, und endlich gar keine Jungen mehr. Der Löwin fehlt die Mähne, womit der Löwe geziert iſt. Der Löwe wechſelt nur die vier Hundeszähne, zwey oben und zwey unten, und das geſchieht im ſechsten Monath ſeines Alters.“

Hundert und zwölftes Kapitel.

(L. XIII. c. 8.)

Ein ſinnreicher Gedanke des Afranius von der Weisheit.

Der Dichter Afranius *) hat, da er von dem

*) Afranius lebte mit dem Terenz und Sex. Cäcilius zu einer Zeit. Cicero nennt ihn (im Bruto, c. 45.) einen

Urſprung der Weisheit und von den Mitteln redet ſie zu erlangen, einen eben ſo wahren, als vortrefflichen Gedanken gehabt, wenn er dieſelbe eine Tochter der Erfahrung und des Gedächtniſſes nennet. Er will dadurch zu verſtehen geben, daß ein Menſch, der wahrhaftig weiſe werden will, nicht hoffen darf, die wahre Weisheit bloß aus Büchern und aus den rhetoriſchen oder dialectiſchen Wiſſenſchaften zu ſchöpfen; ſondern daß er ſelbſt Hand anlegen, ſich beſtändig üben, und alle vorkommende Dinge und Begebenheiten mit eigenen Augen in der Nähe betrachten, dann ſolches alles in ſein Gedächtniß faſſen, und ſich zu rechter Zeit deſſen wieder erinnern müſſe. Seine eigene Erfahrung alſo, und nicht bloß, was in Büchern oftmahls nur wie in einem Schauſpiel oder Traum mit einem unnützen Aufwand von Worten und Bildern vorgeſtellet wird, müſſe ihm die Regeln der Klugheit und Weisheit, wornach er ſich in vorkommenden Fällen zu richten habe, an die Hand geben. Afranius hat dieſen Gedanken in ſeiner Comödie, die Sella heißt, ſo ausgedrückt: „Die Erfahrung hat „mich gezeuget, und das Gedächtniß war meine Mut„ter. Die Griechen nennen mich Sophia, und ihr „gebet mir den Nahmen der Weisheit *)"

Ein faſt ähnlicher Gedanke findet ſich beym Pacuvius, und mein Freund, der gute ehrliche Weltweiſe Macedo **) ſagte, er verdiene an alle Pfo-

ſcharfſinnigen Mann, und der in Fabeln (Comödien) vortrefflich geweſen.

*) Usus me genuit, mater peperit Memoria.
Sophiam vocant me Graji, vos Sapientiam.

**) Von dieſem iſt ſonſt nichts bekannt.

ſten der Tempel geſchrieben zu werden. „Ich haſſe,“ ſo lautet der Vers des Pacuvius, „die Leute, die „nur immer philoſophiſche Sprüche im Munde füh„ren, ohne ſelbſt thätig und arbeitſam zu ſeyn *).“ Denn, wie er ſagte, iſt nichts unanſtändiger, noch unerträglicher, als wenn ſolche Faullenzer in langem Bart und Mantel die herrlichen und vortrefflichen Lehren der Weisheit in ein unnützes Gewäſche verwandeln, und wenn dieſe Heuchler über anderer Leute Schwachheiten ſich trefflich aufhalten, da doch ihr eigenes Herz eine Schandgrube von Laſtern iſt.

Hundert und dreyzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 11.)

Einige Gaſtmahls-Regeln.

Unter den ſatyriſchen Stücken des M. Varro findet ſich ein ſehr artiges Buch, das die Uiberſchrift hat: „Du weißt nicht, was der ſpäte Abend mit ſich brin„gen kann“ (Nescis quid vesper serus vehat). Er handelt darin von der ſchicklichſten Anzahl der Gäſte, und der beßten Anordnung eines Gaſtmahls ſelbſt. Er ſagt, die Anzahl der Gäſte müſſe mit den Grazien ſich anheben, und mit den Muſen endigen; das heißt, die Anzahl derſelben müſſe nicht unter drey ſeyn, und nicht höher ſteigen als auf neun. „Denn, ſagt er, eine größere Anzahl erregt zu viel Lärm, und ſo wohl zu Rom, als zu Athen ſpeiſen nicht mehrere zuſam-

*) Ego odi homines ignaua opera et philoſopha ſententia.

men. Das Gaſtmahl ſelbſt, ſagt er weiter, erfordert, wenn es recht vollkommen ſeyn ſoll, vier Stücke: eine ausgeſuchte Geſellſchaft, einen bequemen Ort, eine ſchickliche Stunde und eine ſorgfältige Bedienung. Die Gäſte, die man ausſucht, müſſen nicht zu ſchwatzhaft, aber auch nicht zu ſtumm ſeyn; denn Schwatzhaftigkeit und ein Strom beredter Worte gehören in die Gerichtshöfe, und ein ſtummes ſtilles Weſen muß nicht bey der Tafel, ſondern in der Schlafkammer, und wenn man für ſich alleine iſt, Platz haben." Die Geſpräche, die man bey der Tafel führt, müſſen, ſeiner Meinung nach, nicht traurige und verwickelte, ſondern angenehme und nützliche Materien betreffen, worüber man ſich mit Scherz und Munterkeit unterhält, und die ſo wohl den Geſchmack zu verfeinern, als den Geiſt zu erheitern fähig ſind. „Das wird aber, ſagt er, alsdann gewiß erfolgen, wenn man ſich nur von ſolchen Gegenſtänden unterhält, die im gemeinen Leben vorkommen, und woran man ſonſt vor Gericht oder bey ſeinen Geſchäften zu denken nicht Zeit hat. Der Wirth aber bey einem Gaſtgeboth muß nicht ſo ſehr ſuchen bloß ſeinen Pracht und koſtbaren Aufwand zu zeigen, als vielmehr den Vorwurf der Kargheit nur von ſich zu entfernen. Was endlich die Speiſen betrifft, ſo iſt es nicht nöthig, daß dieſelben eben ausgeſucht ſind, ſondern es kommt vornehmlich nur darauf an, daß ſie ſowohl geſund, als wohlſchmeckend ſind."

Auch in Anſehung des Nachtiſches gibt dieſer Schriftſteller ganz nützliche Regeln: „Der Nachtiſch, ſagt er, iſt der beſte, der nicht aus zu ſehr gekünſtelten ſüßen Näſchereyen beſteht; denn wie man ſagt,

ſüßes Confect verträgt ſich nicht gut mit dem Magen *)." —

Hundert und vierzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 17.)

Von einem alten Sprichwort und deſſen Bedeutung.

In einer Rede des M. Cato, des Cenſors, finden ſich folgende Worte: „Es heißt nun zwar, die Saat ſtünde recht ſchön, und wäre in voller Blühte; allein laſſet euch dadurch nicht zu einer allzu ſichern Hoffnung verleiten, denn ich habe oft im Sprichwort ſagen gehört, „es kann ſich noch manches ereignen, „ehe man den Biſſen in den Mund ſteckt," (inter os et offam multa intervenire posse). Und gewißlich iſt zwiſchen der jetzigen Blühte des Korns, und ehe die Zeit kommt, daß man davon eſſen kann, noch ein langer Zwiſchenraum."

Uiber dieſe Worte ſchrieb Erucius Clarus, der Präſident der Stadt (praefectus urbi) und zweymahl Conſul geweſen war, an den Sulpicius Apollinaris, einen ſehr gelehrten Mann unſrer Zeit, und bath ihn, daß er ihm doch eine Erklärung von dieſem Sprichwort geben mögte. Darauf antwortete Apollinaris, in meiner Gegenwart (denn ich war damahls zu Rom ein Schüler dieſes Mannes), dem Clarus, als einem ebenfalls gelehrten Manne, nur mit ganz kurzen Worten, dieſes alte Sprichwort, inter os et

*) Bellaria ea maxime sunt mellita, quae mellita non sunt πέμμασιν (placentis) enim cum πέψει (concoctione) societas infida.

offam, bedeute eben das, was man im Griechiſchen zu ſagen pflege: „Inzwiſchen daß man den Becher an „den Mund ſetzet, kann ſich noch vieles zutragen*).

Hundert und fünfzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 19.)

Genealogie der Porciſchen Familie zu Rom.

Als ich und Apollinaris Sulpicius nebſt noch einigen von ſeinen oder meinen Bekannten uns in der

Biblio=

*) Πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χείλεος ἄκρου. In des Baniers Götterlehre (IV. B. S. 512.) wird der Urſprung dieſes griechiſchen Sprichworts alſo erzählt: Ancäus, einer der Argonauten, bemühte ſich nach ſeiner Zurückkunft aus Colchis den Ackerbau in Aufnahme zu bringen, und trug große Sorge für ſeine Weinſtöcke. Da er ſeine Winzer zu heftig antrieb und ſie mißhandelte: ſo ſagte einſt einer von ihnen zu ihm, er würde niemahls von dem Wein des Weinbergs, in welchen er damahls arbeiten ließ, trinken. Da die Zeit der Weinleſe herbey gekommen war, ließ er geſchwind einen Becher mit dem erſten Safte, den man aus den Reben drücken konnte, anfüllen, und indem er denjenigen, der ihm obiges vorhergeſagt hatte, anſah, warf er ihm ſeine geringe Geſchicklichkeit im Weißagen vor. Der Winzer antwortete, es trage ſich oft gar viel zwiſchen einen vollen Becher und zwiſchen der Zeit, das man ihn ausleeret, zu. Und in der That, in dem Augenblick, da er den Becher an den Mund ſetzte, brachte man ihm die Nachricht, daß ein ungeheures wildes Schwein ſeinen Weinberg verwüſtete. Er ließ alſo den vollen Becher ſtehen, jagte dem wilden Schweine nach, und kam darüber um.

Bibliothek des Tiberius befanden, fiel uns unter andern ein Buch in die Hände, das den Titel M. Catonis Nepotis führte. Es entſtand die Frage, wer doch dieſer M. Cato Nepos mögte geweſen ſeyn. Es befand ſich ein junger Menſch da, der, ſo viel ich aus ſeinen Reden abnehmen konnte, in der Literatur kein Fremdling war. Dieſer Cato, ſagte der junge Menſch, führt nicht bloß den Beynahmen Nepos, ſondern er iſt wirklich ein Enkel des M. Cato des Cenſors, durch deſſen Sohn, welcher ein Vater desjenigen Cato war, der ſich zu Utica im bürgerlichen Kriege ſelbſt das Leben genommen hat, und deſſen Leben Cicero in einem beſondern Buch, das Leben des Cato genennet, beſchrieben hat; denn Cicero nennt ihn in dieſem Buche einen Urenkel des Cato des Cenſors. Der Vater alſo desjenigen Cato, auf welchen Cicero dieſe Lobſchrift gemacht, iſt derjenige, deſſen Reden die Aufſchrift des M. Catonis Nepotis führen.

Apollinaris nahm hierauf das Wort und ſagte, wie auch beym Tadeln ſeine Gewohnheit war, in einem gelaſſenen und ſehr ſanften Tone zu dem jungen Menſchen: Ich lobe dich, mein Sohn, daß du, ob du gleich dich wegen des M. Cato, wovon jetzt die Rede iſt, irreſt, doch bey ſo jungen Jahren dich ſchon etwas mit dieſer berühmten Familie bekannt gemacht haſt. Jener Cato der Cenſor hat aber nicht nur einen, ſondern mehrere Enkel gehabt, die jedoch nicht von einem Vater abſtammten; denn Cato der Cenſor und Redner hat zween Söhne von zwo verſchiedenen Gemahlinnen gehabt, die auch dem Alter nach ſehr von einander verſchieden geweſen ſind. Als nähmlich der eine dieſer ſeiner Söhne ſchon ein erwachſener Menſch war, heirathete er nach dem Tode deſ-

ſen ſeiner Mutter in einem ziemlich hohen Alter noch zum zweyten mahl die Tochter ſeines Clienten des Salonius, durch welche er der Vater des M. Cato Salonianus wurde, als welchen Beynahmen dieſer von ſeiner Mutter Vater führte. Von dem ältern Sohne aber des M. Cato, der als erwählter Prätor noch bey Lebzeiten ſeines Vaters geſtorben iſt, und vortreffliche juriſtiſche Bücher hinterlaſſen hat, ſtammt derjenige ab, von welchem hier die Rede iſt. Dieſer war ein ſtarker und heftiger Redner, und hat viele Reden nach dem Beyſpiel ſeines Großvaters hinterlaſſen. Er war auch mit dem Q. Marcius Rex zugleich Conſul, ging in dieſem ſeinem Conſulat hinüber nach Africa, und ſtarb in dieſer Provinz. Aber dieſer Redner iſt nicht, wie du ſagteſt, der Vater desjenigen Cato, der ſich zu Utica umgebracht, und den Cicero gelobt hat; geweſen. Er hat zwar auch einen Sohn gehabt, aber dieſer iſt, als er curuliſcher Aedil und Prätor geweſen, in dem Narbonenſiſchen Gallien, wohin er abgegangen war, geſtorben. Von dem jüngern Sohne aber des Cato Cenſorius, der Salonianus hieß, ſtammen zween Söhne ab, L. Cato und M. Cato. Dieſer M. Cato war Zunftmeiſter des Volks, und ſtarb, da er um die Prätur anhielt; deſſen Sohn war M. Cato der Prätor, der im bürgerlichen Kriege zu Utica eines gewaltſamen Todes ſtarb, und welchen Cicero in ſeiner Lobrede einen Urenkel des Cato Cenſorius nennet.

Man ſiehet alſo, daß dieſer Zweig der Familie, welcher von dem jüngern Sohne des Cato herrühret, von den andern der Zeit nach weit unterſchieden iſt; denn da, wie geſagt, der Salonianus ſeinem Vater erſt in deſſen hohen Alter gebohren wurde, ſo ſtunden

auch deſſen Abkömmlinge von denen, die von deſſen ältern Bruder abſtammten, weit ab. Welchen Unterſchied man auch aus der Rede ſelbſt, wenn man ſie mit Aufmerkſamkeit lieſet, wahrnehmen wird. Das Apollinaris in dem, was er hier ſagte, Recht gehabt habe, davon bin ich hernach noch mehr überzeugt worden, nachdem ich die Leichenreden und den Commentar von der Porciſchen Familie geleſen habe *).

Hundert und ſechzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 23.)

Von der Sparſamkeit und Genügſamkeit des Cato bey ſeinem großen Vermögen.

M. Cato, der beydes die Conſuls- und Cenſors-Würde begleitet hat, war ſowohl durch die Einkünfte dieſer anſehnlichen Aemter, als auch durch das, was ihm ſeine eigene Güter einbrachten, zu großem Reichthum gelanget. Nichts deſto weniger waren, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Landhäuſer bis in das ſiebenzigſte Jahr ſeines Alters immer ganz ſimpel, ohne alle Verzierungen, ja nicht einmahl mit Kalk ange-

*) Dieß wäre alſo die Stammtafel dieſer berühmten Familie:

M. Porcius Cato Cenſorius

Caro Praetor design. — Cato Salonianus.

Cato Nepos — L. Cato. — M. Cato.

Cato Aedilis — Cato Uticenſis.

worfen geweſen. Er bedient ſich dabey unter andern dieſer Worte: „Weder mein Haus, noch meine Meu„blen, noch meine Kleider ſind koſtbar; ich halte „keine theure Knechte und Mägde; iſt das, was ich „gebrauche, vorhanden, ſo bediene ich mich deſſel„ben; iſt es aber nicht da, ſo weiß ich auch deſſen „zu entbehren. Ich laſſe übrigens einem jeden die „Freyheit mit dem Seinigen zu machen und es zu „gebrauchen, wie ihm beliebt. Viele zwar, ſetzt „er hinzu, tadeln mich deßwegen, daß ich ſo vieler „Dinge entbehre, allein ich mögte ſie wohl deßwe„gen tadeln, daß ſie derſelben zu entbehren nicht „verſtehen."

Dieſe reine Wahrheit aus dem Munde eines ſo vermögenden Mannes, daß er zwar vieler Dinge entbehre, aber ſolche auch nicht verlange, iſt wahrhaftig weit geſchickter eine Liebe zur Sparſamkeit, zur Genügſamkeit und zur geduldigen Ertragung des Mangels einzuflößen, als alle jene hochtrabende Schlüſſe der Griechen, die ſich Philoſophen nennen, die den Mund immer voll haben von prächtigen Maximen und Vorgeben, daß ſie zwar arm wären, aber auch nichts verlangten, da indeſſen doch alles ihr Dichten und Trachten dahin geht, immer mehr zu haben, und ihre Begierden ſtets mit ihren Bedürfniſſen wachſen.

Hundert und ſiebenzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 27.)

Daß man ſtets gegen die vorfallenden Widerwärtigkeiten dieſes Lebens gerüſtet und in Bereitſchaft ſeyn müſſe.

Man las eines Tages das zweyte von den drey bekannten Büchern, die der Weltweiſe Panätius von den Pflichten geſchrieben, und die Cicero ſo vortrefflich nachgeahmt hat. Unter andern herrlichen Maximen und ſchönen Lehren der Moral, die dieſes Buch in ſich faſſet, findet ſich darin auch beſonders folgende Stelle, die man ſich nie ſollte aus dem Sinne kommen laſſen. Sie lautet ohngefähr ſo: Ein Menſch, der in Geſellſchaft und in Geſchäften leben, und ſowohl ſich, als den Seinigen nützlich werden will, muß ſich faſt jeden Augenblick auf unvermuthet ihm entgegen ſtoſſende Hinderniſſe, Widerwärtigkeiten und unangenehme Vorfälle gefaßt machen. Um ſolchen zuvor zu kommen, und ſolche, ſo viel möglich, von ſich abzulehnen, muß er ſtets mit Standhaftigkeit und Gegenwart des Geiſtes ausgerüſtet ſeyn, und ſich die pankratiſchen Fechter *) zum Muſter vorſtellen. Denn gleichwie dieſe, wenn ſie zum Gefecht aufgefordert werden, bald

*) Die pankratiſchen Fechter (pancrateastae) hieſſen diejenigen, welche in beyden Arten des Kampfs, ſowohl im Ringen (lucta) als im Balgen und Schlagen mit Keulen oder dicken Handſchuhen von ſtarken Pfundleder (caestibus) geübt waren.

ihre Arme weit vor ſich hinſtrecken, bald ſich mit denſelben den Kopf und das Geſicht, als mit einer Schutzwehr bedecken, und alle ihre Glieder, ehe noch der Streit angeht, ſo ſtellen, daß ſie entweder ſelbſt Hiebe glücklich austheilen, oder ſolchen geſchickt ausweichen können: eben ſo muß auch der Geiſt eines klugen und verſtändigen Mannes ſtets und allenthalben gefaßt auf jede ihm zuſtoßende Gewaltthätigkeit, Beleidigung und Widerwärtigkeit, mit hohem Muth, Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit ausgerüſtet ſeyn; er muß nie weichen, noch den Muth ſinken laſſen; ſondern allen Streichen des Schickſals, und allen ihn bedrohenden liſtigen oder gewaltſamen Anfällen anderer böſer Menſchen ſeine Klugheit und ſeine vorher wohl gefaßten Entſchlieſſungen als gleichſam ſo viele vorgeſtreckte Hände und Arme, wie ein tapferer und entſchloſſener Fechter, entgegen ſetzen, damit er in keinem Stücke unverſehens überfallen, und unbereitet von widrigen Vorfällen überraſcht werde.

Hundert und achtzehntes Kapitel.

(L. XIII. c. 30.)

Beſchämung eines eingebildeten Pedanten über eine von ihm verlangte Erklärung einer lateiniſchen Redensart.

Ein gewiſſer eingebildeter Menſch befand ſich neulich in einem Buchladen, und prahlte ſo ſehr mit ſeiner Wiſſenſchaft, als ob er der einzige auf der Welt wäre, der im Stande ſey, die berühmten Satyren

des Varro, welche von einigen die Cyniſchen, von andern die Menippäiſchen genannt werden, zu erklären, und zum Beweiſe deſſen führte er einige in der That leichte Stücke aus denſelben an, die er aber für ſo ſchwer hielt, daß ſie niemand, auſſer ihm, zu erklären im Stande ſeyn würde. Ich war ohngefähr auch da, und hatte eben diejenige von dieſen Satyren in Händen, welche den Titel vom erſtarrten Waſſer (ὑδροχρύων) führet. Ich nahte mich dem Menſchen, und ſagte zu ihm, du wirſt wohl als ein Gelehrter das alte griechiſche Sprichwort wiſſen, eine Muſik, die ſich nicht hören läßt, iſt von keinem Nutzen (Musicam, quae sit abscondita, eam esse nulli rei). Ich erſuche dich alſo, einige dieſer Verſe uns vorzuleſen, und den Sinn einer darin vorkommenden Redensart uns zu erklären. Ey, verſetzte er, lies du ſelbſt das her, was dir ſo dunkel iſt, damit ich es dir ſodann erklären könne. Wie kann ich aber, antwortete ich, das recht leſen, was ich ſelbſt nicht begreiſe und verſtehe? Denn ich würde alles nur undeutlich und unordentlich herſagen, und dir dadurch in deiner Aufmerkſamkeit hinderlich fallen. Andere, die zugegen waren, ſagten eben das, und unterſtützten insgeſammt meine Bitte. Er nahm alſo das Buch, das ſehr richtig und deutlich geſchrieben war, von mir an, aber mit einer ſehr merklichen Verlegenheit und Aengſtlichkeit, die ſich in ſeinem ganzen Geſichte zeigte; ja, was ſoll ich noch ſagen? in Wahrheit, kaum darf ich verlangen, daß man es mir glaube, wenn ich ſage, daß auch ſelbſt A b c Schüler ſich nicht lächerlicher beym Leſen hätten machen können, wenn man ihnen das Buch in die Hände gegeben hätte, ſo verkehrt und unrich-

tig ſprach er die Worte aus, und ſo zerriß er alles, was doch zuſammen gehörte. Als viele daher, die anweſend waren, ſich des Lachens nicht länger enthalten konnten, gab er mir das Buch zurück, und ſagte: Du ſiehſt wohl, meine Augen haben von vielem Studiren zu ſehr gelitten, und ſind mir dadurch faſt ganz verdorben worden, kaum daß ich die Tüpfelchen der Buchſtaben habe recht ſehen können; ſobald meine Augen nur wieder beſſer ſind, will ich, wenn du mich beſuchſt, dir das ganze Buch vorleſen. Ich wünſchte, ſagte ich, deinen Augen eine gute Beſſerung; aber warum ich dich jetzt fragen will, dazu wirſt du keine Augen nöthig haben. Ich bitte dich alſo, ſage mir doch einmahl, was die Redensart caninum prandium (eine hündiſche Mahlzeit) in der Stelle, die du eben geleſen haſt, bedeute? Hier ſtund der Pedant, als vor Schrecken über eine ihm vorgelegte ſchwere Frage, auf, und ſagte im Weggehn, das iſt keine geringe Sache, wornach du fragſt, ſo was lehrt man einen nicht umſonſt. Die Worte ſelbſt aber, worin dieſe Redensart vorkommt, lauten ſo:

„Siehſt du nicht, daß beym Mneſtheus *) „dreyerley Arten Wein vorkommen, der ſchwarze, „weiſſe und der von Mittelfarbe, welchen man „Bleicher (κιῤῥὸν) nennt; oder neuer, alter und

*) Mneſtheus, ein griechiſcher Arzt von Athen gebürtig, lebte zu den Zeiten des Herophili, und pflichtete den hippokratiſchen Lehrſätzen bey, daher auch Galenus viel auf ihn gehalten, und einiges aus ſeinen Schriften, die ſonſt alle verloren gegangen ſind, Auszugsweiſe angeführt hat.

„eine Mittelſorte, und daß der alte Wein Stärke „gibt, der weiſſe den Urin treibt, und die Mittel„ſorte die Verdauung (πέψιν) befördert? Daß alſo der neue kühlet, der alte erwärmet, der mittlere aber zu einer Hundsmahlzeit (prandium caninum) „gehört.“ Was nun hier die Redensart caninum prandium bedeute, darnach habe ich, ob es gleich nur eine Kleinigkeit iſt, doch lange und mühſam geforſchet. Die Sache iſt wohl dieſe: daß eine Mahlzeit, bey welcher kein Wein getrunken wird (prandium abstemium), eine hündiſche (caninum) Mahlzeit heißt, weil ein Hund keinen Wein trinkt. — Wenn daher Varro den Mittelwein ſo nennt, weil er weder alt, noch neu iſt, und die meiſten Menſchen doch ſo ſprechen, daß ſie jeden Wein entweder alt oder neu nennen: ſo hat er damit andeuten wöllen, daß die dritte Art zu keinem von beyden, weder zum alten noch neuen Wein gehöre, und daher, weil er weder zum Erwärmen, noch zum Kühlen dienet, für gar keinen Wein zu achten ſey.

Hundert und neunzehntes Kapitel.

(L. XIV. c. 1.)

Von dem Ungrund der Sterndeuterey und Wahrſagerey.

Ich habe einſtmahls zu Rom den Weltweiſen Favorin gegen diejenige Art Leute, welche ſich Chaldäer oder Nativitätſteller nennen, und ihrem Vorgeben nach, aus dem Stand der Geſtirne künftige Dinge vorherſagen können, in griechiſcher Sprache

ſehr gründlich und vortrefflich reden gehört. Ich kann zwar nicht ſagen, ob er nur zur Uibung, und um ſeinen Verſtand zu zeigen, oder im rechten Ernſt ſich über dieſe Sache ſo heraus gelaſſen habe. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, ich hielt die Hauptpuncte, die er anführte, für ſo wichtig, daß ich dieſelben, als ich von ihm weggegangen war, für mich, ſo viel ich mich ihrer noch erinnern konnte, gleich aufſchrieb, und ſolche hiemit dem Leſer vorlegen will.

Dieſe vorgegebene Wiſſenſchaft der Chaldäer, ſagte er, iſt ſo alt nicht, als ſie ſolche machen, und diejenigen ſind auch nicht die Erfinder derſelben, die ſie dafür annehmen; ſondern dieſe Art Gaukeley hat ihren Urſprung bloß gewiſſen Landſtreichern zu danken, die aus dieſer betrügeriſchen Kunſt ihren Unterhalt und ihren Gewinnſt geſucht, und die daher, weil ſie geſehen, daß einige Dinge auf der Erde mit dem Lauf der Himmelskörper Gemeinſchaft haben, wie z. B. die Ebbe und Fluth des Meeres ſich nach dem Zu- und Abnehmen des Mondes richtet, es ſich haben in den Sinn kommen laſſen die Menſchen zu bereden, daß alles, was mit ihnen hier auf Erden vorginge, es möge ſo wichtig oder geringe ſeyn, wie es wolle, mit den Geſtirnen ebenfalls in der genaueſten Verbindung ſtehe, und durch dieſelben regiert werde. Allein wie thöricht und ungereimt iſt es doch zu glauben, daß, weil die Bewegung des Meers von der Veränderung des Mondes abhanget, auch die Entſcheidung einer jeden menſchlichen Angelegenheit, als wenn ich etwa mit meinem Nachbar über eine Waſſerleitung, oder über eine gemeinſchaftliche Mauer einen Streit habe, in den Geſtirnen, als

ſolchen, die alles gleichſam am Leitfaden und Zügel führten, geſucht werden müſſe. Geſetzt aber auch, daß etwas daran wäre, und daß die Geſtirne wirklich eine geheime Kraft und Einfluß auf alles, was auf Erden vorgeht, hätten: ſo würde es doch in einer ſo kurzen Zeit, als das Leben eines Menſchen dauret, auch dem größten und tiefſinnigſten Kopfe nicht möglich ſeyn, dieſen Einfluß auf alles ſo genau zu beſtimmen, daß ſich daraus ein feſtes Syſtem aufführen ließe; ſondern es würde alles doch nur auf Muthmaßungen, ſo wie es bey Dingen iſt, die man in einer weiten Entfernung und daher nur dunkel erkennet, hinauslaufen. Auch würde in der That dieß, wenn die Menſchen alle künftige Dinge vorher wiſſen könnten, den Hauptunterſchied zwiſchen Göttern und Menſchen aufheben.

Ferner hielt unſer Weltweiſe dafür, daß die Beobachtung der Geſtirne ſelbſt, welche dieſer Kunſt ihr Daſeyn ſoll gegeben haben, auf einem viel zu ungewiſſen Grunde beruhe: denn wenn gleich die Chaldäer in den weiten Ebenen ihres Landes am erſten auf den Lauf der Sterne, auf ihre Entfernungen und Annäherungen gegen einander, oder ihre Zuſammenkünfte Acht gegeben und die damit verbunden geweſene Wirkungen bemerkt haben; ſo iſt doch klar, daß man von dieſen ihren Beobachtungen nicht anders Nutzen ziehen könne, als wenn man ſich mit ihnen unter eben demſelben Himmelsſtriche befände: indem unter einem andern Himmelsſtriche die Conſtellation auch anders ſeyn muß, weil, wie ein jeder weiß, vermöge der runden Figur des Erdkörpers die Theile des Sternhimmels, und die daran vorgeſtellten Bögen nicht allenthalben auf einerley Art erſcheinen können. Haben

aber eben dieſelben Geſtirne, welche nach der Meinung jener Aſtrologen das Schickſal aller und jener Dinge beſtimmen ſollen, nicht einen einförmigen Einfluß auf alles, verurſachen ſie z. B. nicht allenthalben Froſt oder Hitze, ſondern ſind in ihren Wirkungen ſo verſchieden und abwechſelnd, daß ſie zu einer Zeit in einigen Gegenden eine ſanfte, angenehme Witterung, in andern hingegen Sturm und Ungewitter hervor bringen: warum ſollten denn dieſelben nicht auch in Anſehung der übrigen Dinge und vorkommenden Geſchäfte auf Erden eben ſo verſchieden in ihren Wirkungen ſeyn, und warum ſollten dieſelben anders bey den Chaldäern, und anders bey den Getuliern, auch anders in den Gegenden der Donau, und anders in den Gegenden des Nils ſich verhalten? Denn da die ſich ſo weit erſtreckende Maſſe der Luft nach dem Unterſchied der Gegenden des Erdbodens einen verſchiedenen Einfluß auf dieſelben hat; ſo iſt es unbegreiflich, daß hingegen die Sterne, man möge ſie auch beobachten, aus was für einer Gegend man wolle, immer eben denſelben Einfluß auf alles, was die Menſchen angehet, behalten ſollten.

Uiberdem verwunderte ſich Favorin, daß jemand ſich eine ſo genaue Kenntniß der Sterne zutrauen könne, daß er behaupten dürfe, es gebe der von den Chaldäern und Babyloniern oder Aegyptern beobachteten Sterne, die viele Irrſterne nennen, und beym Nigidius *) errones heißen, nicht mehrere, als

*) Dieſer Pub. Nigidius Figulus, ein geſchickter Philoſoph und groſer Aſtrolog, wurde nach dem Varro für den gelehrteſten der Römer gehalten, und bloß ſeine Talente verſchafften ihm die Stellen eines Prätors und

man insgemein annimmt; denn es könne gar wohl ſeyn, daß es noch einige andere Planeten gebe *), die eine gleiche Kraft hätten, und ohne welche man daher keine ganz richtige und genaue Beobachtung anſtellen könne; dieſe wären zwar den Menſchen nicht ſichtbar, das komme aber theils von ihrer weiten Höhe und Entfernung, theils von dem ſie verdunkelnden Glanz anderer Sterne **) her. Gibt es doch, ſagte er, einige Sterne, die nur in gewiſſen Gegenden des Erdbodens können geſehen werden, und nur den Einwohnern dieſer Gegenden bekannt ſind, den Bewohnern anderer Gegenden aber völlig unbekannt bleiben †).

Wir wollen aber, fuhr er fort, es einmahl ein-

Senators. Er leiſtete dem Cicero bey Zerſtörung der catilinariſchen Verſchwörung vortreffliche Dienſte; weil er aber nachher die Parten des Pompejus gegen den Cäſar ergriff, wurde er exiliret, und ſtarb in dieſer ſeiner Verbannung. Er führte den Beynahmen Figulus d. i. Töpfer, wovon man die Urſache in einer bald folgenden Anmerkung finden wird.

*) Gellius, oder vielmehr Favorin hat hierin nicht unrichtig geurtheilet, indem man noch erſt kürzlich, wie bekannt, einen ganz neuen Planeten entdeckt hat.

**) Daher kann man z. B. den Merkur ſelten ſehen, weil er ſich von der Sonne nicht weit entfernet, und alſo durch deren Glanz verdunkelt wird, und ein jeder weiß, daß dieſer helle Glanz auch machet, daß man die Sterne bey Tage, ob ſie gleich alsdann eben ſo wohl ſcheinen, nicht ſehen kann.

†) So ſind die Sterne der nördlichen Halbkugel denen, die die ſüdliche Hälfte bewohnen, und ſo auch umgekehrt, gröſtentheils unſichtbar.

räumen, daß es genug ſey; gewiſſe Sterne aus einem gewiſſen Standpunct auf dem Erdboden zu beobachten, womit wird denn nun dieſe Beobachtung ihr Ende nehmen, und wie viel Zeit wird hinreichend ſeyn, wahrzunehmen, was der Stand und die verſchiedene Stellung der Geſtirne vorher bedeute? Soll man etwa mit Anſtellung einer Beobachtung, um darauf ein Syſtem zu gründen, folgendermaßen verfahren, daß man erſtlich genau bemerke, unter was für einem Stand und für einer Stellung der Geſtirne ein Menſch gebohren worden, daß man ihn hernach von dem Anfange ſeines Lebens an durch alle Abwechſelungen deſſelben bis an ſein Ende verfolge, und auf ſein gehabtes Glück, auf ſein Naturell, ſeine Sitten, ſeinen Charakter und alle andere Umſtände ſeines Lebens, endlich auf die Art ſeines Todes wohl Achtung gebe, daß man denn ſolches alles, wie man es erfahren, aufſchreibe, um nach langer Zeit, wenn die Geſtirne ſich gerade in eben demſelben Stand und eben der Stellung befinden, denen Menſchen, welche unter eben dieſer Conſtellation gebohren werden, gleichmäßige Schickſale vorherzuſagen. Soll man, wie geſagt, es ſo anſtellen, und aus einer ſolchen Beobachtung denn ein ordentliches Syſtem dieſer Kunſt zuſammen ſetzen: ſo geht doch dieſes auf keine Weiſe an; denn man ſage mir doch, in wie viel Jahren, oder vielmehr in wie viel Jahrhunderten würde dieſer Kreis von Beobachtungen vollendet ſeyn? Alle Sternkundige wiſſen ja, daß diejenigen Sterne, welche man Irrſterne (erraticas) nennet, und von deren Einfluß alles in der Welt abhangen ſoll, erſt nach einer faſt unendlichen Reihe von Jahren auf eben den Punct ihrer Stellung, von welchem ſie angefangen, wieder

zurückkehren, ſo daß daher alle geſammelte Beobachtungen und Anmerkungen ohnmöglich eine ſo lange Zeit hindurch dauren könnten.

Nach der Meinung unſers Gelehrten verdiente auch dieß in Betrachtung gezogen zu werden, daß, da die Conſtellation, unter welcher ein Menſch empfangen worden, von derjenigen verſchieden ſey, unter welcher er nach zehn Monathen gebohren wird, man billig fragen könne, wie es angehe, daß bey ſo verſchiedenen Conſtellationen, die nach ihrem eigenen Geſtändniß nicht einerley Schickſale andeuten könnten, nicht auch über denſelben Gegenſtand ſich widerſprechende und einander entgegen ſeyende Beobachtungen entſtehen ſollten? Wollte man denn aus dem Stande der Geſtirne das Schickſal und das künftige Glück der Menſchen recht genau und gewiß voraus wiſſen, ſo wäre es eben ſo nöthig auch den Stand der Geſtirne, wie er zur Zeit der ehelichen Verbindung ihrer Aeltern, und während ihren ehelichen Umarmungen beſchaffen geweſen, zu Rathe zu ziehen. Ja, man müßte noch weiter gehen, und ſchon lange vorher, ehe noch dieſe Aeltern gebohren worden, aus den Geſtirnen vorher ſehen müſſen, wie die Kinder, welche ſie dereinſt zeugen würden, beſchaffen ſeyn werden, und das würde ſo weiterhin bis ins Unendliche fortgehen müſſen, ſo daß, wenn dieſe Kunſt einen gewiſſen Grund der Wahrheit haben ſollte, die Geſtirne ſchon ſeit hundert Säculis, ja von Anfang der Welt her, und ſo immerfort, bey jeder Geburt eines neuen Urhebers des menſchlichen Geſchlechts das Schickſal ſeiner ganzen Nachkommenſchaft und eines jeden Menſchen, der bis dieſe Stunde von ihm abſtammet, andeuten müßten. Wie iſt es aber auch, ſagte er,

möglich, ſich vorzuſtellen, daß das Schickſal eines jeden einzelnen Menſchen an einen gewiſſen Stand der Geſtirne gebunden ſey, da doch eben dieſer Stand erſt nach vielen und ſehr langen Jahrhunderten wieder derſelbige iſt, inzwiſchen aber doch in einer kürzern Zeit ein Geſchlecht auf das andere folget, und viele Menſchen gebohren werden, die oftmahls einerley Schickſal haben, welches dennoch nicht durch einerley Stellung der Geſtirne hat angedeutet werden können? Nimmt man aber das an, und läßt eine ſolche Ungleichheit und Verſchiedenheit in den Vorbedeutungszeichen zu, ſo entſteht daraus ein ſolcher Widerſpruch, wodurch der ganze Grund dieſer Wiſſenſchaft umgeworfen wird.

Was aber Favorin bey dieſer Sache noch für das Alleranſtößigſte hielt, war dieſes, daß die Leute, welche ſich mit dieſer Kunſt abgeben, glauben, daß nicht nur die äußerlichen Zufälle und Begebenheiten der Menſchen, ſondern auch ſo gar alle ihre Gedanken und Anſchläge, alle ihre mannigfaltige Begierden und Abneigungen, und die in ihnen entſtehende plötzliche Entſchließungen, auch bey den geringſten Kleinigkeiten, z. B. ob man ins Baad gehen wolle oder nicht, keinesweges von dem verſchiedenen Zuſtand, worin ihr Gemüth ſich befunden, ſondern einzig und allein von dem Einfluß der Geſtirne abhingen; wodurch alſo den Menſchen ein ſolcher Zwang aufgelegt würde, daß man ſie in der That nicht mehr als vernünftige Geſchöpfe (λογικὰ ζῶα) betrachten könne, ſondern ſie gleichſam für lächerliche Marionettenpuppen (νευρόσπαστα) anſehen müſſe, die nichts aus eignem Trieb und freyen Willen thäten,

ſon=

ſondern ſich jederzeit und in allen Stücken von den Geſtirnen als am Leitfaden führen und lenken ließen.

Iſt ein Sterndeuter, ſagte er weiter, ſo geſchickt, daß er gewiß voraus ſagen kann, ob der König Pyrrhus, oder M. Curio im Treffen den Sieg davon tragen werde? Und wenn er ſo geſchickt iſt, was hindert ihn denn, auch voraus zu ſagen, wer im Würfel- oder Brettſpiel gewinnen werde? Erſtreckt ſich ſeine Wiſſenſchaft etwa nur auf die großen nnd wichtigen Gegenſtände, nicht aber auf die geringen; oder laſſen ſich ſolche unwichtige Dinge nicht ſo gut als die wichtigern errathen? Kommt es aber bey ſeiner Beſchäftigung nur auf die Wichtigkeit der Gegenſtände an, und laſſen ſich dieſe, ſeiner Meinung nach, leichter und beſſer faſſen: ſo bitte ich ihn, mir auf die Frage zu antworten, was er denn, wenn man die ganze Natur und ihre vortrefflichen Werke betrachtet, und dagegen die ſo wenig bedeutenden und eben ſo geſchwinde vorübergehenden Begebenheiten und Angelegenheiten der Menſchen hält, von dieſen letztern noch für eigentlich groß und wichtig hält? Auch eben ſo ſehr wünſchte ich, daß die Aſtrologen mir folgende Frage beantworten mögten: Da der Augenblick, worin dem Menſchen bey ſeiner Geburt ſein Schickſal beſtimmt wird, ſo klein iſt und ſo ſchnell vorüber geht, daß in demſelben Augenblick und unter eben demſelben Himmelszirkel nicht mehrere zugleich, ohne auf ein völlig ähnliches Schickſal Anſpruch zu machen, gebohren werden können, und alſo auch Zwillinge, weil ſie nicht in einem und eben demſelben Augenblick auf die Welt kommen, nicht einerley Schickſal haben: ſo mögte ich von ihnen wohl wiſſen, wie ſie dieſen ſo ſchnell und geſchwinde, als ſich kaum geden-

ken läßt, vorüber fliegenden Zeitpunct erhaſchen und zu ihren Betrachtungen feſt halten können; da nach ihrem eigenen Geſtändniß, bey dem ſo geſchwinden Wechſel des Tages und der Nacht auch der allerkleinſte Augenblick die beträchtlichſten Veränderungen machet *)?

Endlich verlangte Favorin zu wiſſen, was man hierauf antworten wolle: Wie oft, ſagt er, ſind nicht Menſchen von jedem Geſchlecht und Alter unter ganz verſchiedenen Aſpecten, und in ganz von einander entfernten Ländern gebohren worden, die aber dennoch in einem und eben demſelben Augenblick, und auf eben dieſelbige Weiſe etwa in einem Erdbeben, beym Einſturz eines Hauſes, bey Eroberung einer Stadt, oder in einem Schiff durch die Wellen des Meeres umkommen; welches ſich doch niemahls ſo zutragen müßte, wenn ein beſonderer Stand der Geſtirne bey der Geburt eines jeden dieſer Menſchen ihm

*) Nigidius, deſſen vorhin gedacht worden, ließ daher, um auf die ihm vorgelegte Frage, warum Zwillinge, die doch zu einer Zeit gebohren worden, nicht einerley Schickſal hätten? ein Rad verfertigen, auf welchem zwey von einander entfernte ſchwarze Puncte geſetzt waren, er drehete darauf das Rad wie ein Töpfer in der größten Geſchwindigkeit herum, da man denn während dieſem Umdrehen die beyden Puncte nicht von einander unterſcheiden konnte, ſondern ſelbige wie eins erſchienen, ob ſie gleich weit von einander ſtunden. Eben ſo, ſagte er, verhielte es ſich auch mit den Augenblicken, worin Zwillinge gebohren würden. Aus dieſer Urſache bekam er, wie Auguſtinus (de civ. Dei L. 5. c. 3.) anführet, den Beynahmen Figulus, der Töpfer. Aber wie Auguſtinus mit Recht anmerkt, iſt ſeine gegebene Antwort nicht viel feſter, als das Gefäß eines Töpfers. Man ſehe den Bayle unter dem Wort: Nigidius.

ſein eigenes von andern verſchiedenes Schickſal beſtimmt hätte. Wollte man ſagen, daß, ob zwar dieſe Perſonen zu verſchiedenen Zeiten, und alſo unter verſchiedenen Aſpecten gebohren worden, dennoch durch eine nachherige gleiche Zuſammenkunft der Sterne ſich etwas Gleiches und Aehnliches auch nachher in den Umſtänden des Lebens und des Todes dieſer Menſchen zutragen könne: ſo möchte ich wohl fragen, warum ſich denn nicht alles andere auf eine gleiche Weiſe begeben könne, und warum man denn nicht auch ſagen könne, daß eine ſolche ähnliche neue Zuſammenkunft der Geſtirne vermögend ſey zu machen, daß auf einmahl mehrere Sokraten, Antiſthenen und Platonen exiſtirten, die ſich an Geſchlecht, Geſtalt, Talenten und Sitten, ja in Anſehung aller Umſtände des Lebens und des Todes einander vollkommen ähnlich wären? Das iſt aber doch ganz und gar unmöglich, und daher ſieht ein jeder, daß jene vorgegebene Urſache von der gleichen Todesart bey ſo ungleichen Geburten nicht Stich halte.

Das wolle er ihnen, ſagte er, indeß gerne ſchenken, und ſo weit wolle er in ſie nicht dringen, daß ſie ihm, wenn man die Urſache, die Zeit und Weiſe alles deſſen, was mit den Menſchen in ihrem Leben und Sterben vorgeht, in den Sternen leſen kann, auch ſagen ſollten, was es denn in dieſem Stücke mit den Fliegen, Würmern, Igeln und vielen andern ſehr kleinen Thieren im Waſſer und auf dem Lande für eine Bewandniß habe; ob denn dieſe eben ſo, wie die Menſchen, nach gewiſſen Geſetzen der Conſtellation gebohren werden und ſterben; und ob denn auch das Schickſal eines Fröſchgen oder einer Mücke an den Gewölben des Himmels angeſchrieben

ſtehe und von der Bewegung und Stellung jener Him=
melskörper abhange? Kommt ihnen das nicht glaub=
lich vor, ey, ſo ſehe ich keine Urſache, warum der
Einfluß der Geſtirne nur in Anſehung der Menſchen
Platz finden, in Anſehung aller übrigen Geſchöpfe
aber nicht Statt haben ſolle.

So drückte ſich Favorin, nach ſeinen vortreffli=
chen Gaben, und nach der Stärke, dem Reichthum
und der Zierlichkeit, die der griechiſchen Sprache ei=
gen ſind, über dieſe Materie aus; und ich habe hier
dasjenige, was er in gedachter Sprache darüber viel
weitläuftiger und weit ſchöner ſagte, nur ſo trocken
und ſchlechthin ohne Schmuck, und ich mögte faſt ſa=
gen, in einer nüchtern Schreibart berührt. Er ſchloß
endlich mit dieſer uns gegebenen Erinnerung, daß wir
uns wohl hüthen und vorſehen ſollten, damit dieſe
Betrüger ſich nicht dadurch bey uns einſchmeicheln
mögten, ihnen Glauben zuzuſtellen, wenn es ſich
bisweilen zutrüge, daß unter ihren vielen Lügen et=
was eingetroffen und wahr geworden zu ſeyn ſchiene.
Denn, ſagt er, die Wahrſagungen dieſer Leute ſind nie=
mahls in deutlichen und abgemeſſenen Worten abgefaßt,
ſondern insgemein zweydeutig ſo voller Ungewißheit und
ſo voller Umſchweiſe, unter welchen ſie ganz ſachte und
leiſe wie im Finſtern ſchleichen und nach Muthmaßungen
tappen, da es dann bisweilen ſich zutragen kann, daß
ſie ohngefähr auf die richtigſte unter dieſen Muth=
maßungen treffen, und ſich denn dadurch bey Unver=
ſtändigen in Credit ſetzen. Oder ſie wiſſen es ſo
ſchlau anzufangen, daß ſie diejenigen, welche ſie um
Rath fragen, unvermerkt bey ihrer Leichtgläubigkeit
ausforſchen, und ſo hinter die Wahrheit kommen,
welche ihnen zur Abfaſſung ihrer Antworten dienlich

iſt; daher ſie denn auch weit leichter das Vergangene, als das Zukünftige der Wahrheit nach zu entdecken wiſſen. Hält man aber alles das, was ſie etwa ohngefähr, oder vermittelſt ihrer Schlauigkeit Wahres vorherſagen, gegen dasjenige, worin ſie gelogen haben, ſo wird jenes nicht der tauſendſte Theil des letztern ſeyn.

Außer dieſem von mir angehörten Vortrag des Favorins von dieſer Sache erinnere ich mich auch noch vieler Stellen aus den alten Dichtern, in welchen der Ungrund und die Falſchheit dieſer betrügeriſchen Kunſt eben ſo wohl vorgeſtellt wird. Unter andern gehört dahin dieſer Ausſpruch des Pacuvius: „Gäbe es Menſchen, ſagt er, welche künftige Begebenheiten vorherſehen könnten, ſo würden ſie dadurch dem Jupiter ſelbſt gleich kommen *).“ Und der Dichter Accius ſagt: „Ich glaube im geringſten nicht den Wahrſagern, die andern Leuten die Ohren mit Worten füllen, um ihre Häuſer mit Gold anzufüllen **).“

Favorin fügte zuletzt noch folgende ſchöne Anmerkung zur Warnung für junge Leute bey, damit ſie ſich nicht an ſolche vorgegebne Wahrſager und Zeichendeuter, um ihr künftiges Glück zu erfahren, wenden möchten. Entweder, ſagte er, ſind die Dinge, welche dieſe Leute vorherſagen, glückliche, oder unglückliche. Sind es glückliche, und ſie treffen nicht ein, ſo ſiehet man ſich durch eine vergebliche Hoffnung betrogen; ſind es aber unglückliche Dinge, die ſie vorherſagen, und ſolche treffen nicht ein, ſo hat man ſich mit einer

*) Nam siqui, quae eventura sunt, provideant; aequiparent Iovi.

**) Nihil credo auguribus, qui aures verbis divitant alienas, suas ut auro locupletent domos.

vergeblichen Furcht gequält. Geſetzt aber, ſie ſagen etwas wahres vorher, und dieſes betrifft ein künftiges Unglück: ſo iſt man ſchon von dem Augenblick an, da man dieſes weiß, und ehe noch das Unglück wirklich erfolgt, ſeinem Gemüthe nach elend und unglücklich; betrifft aber das vorhergeſagte ein künftiges Glück, und dieſes erfolgt hernach auch wirklich: ſo hat man doch davon einen doppelten Schaden; denn erſtlich wird man durch die Hoffnung und beſtändige Erwartung gequält, und wenn demnächſt das Glück ſich hernach einſtellt, ſo iſt der Geſchmack an dem frohen Genuß desſelben, der, wenn es unerwartet gekommen wäre, viel lebhafter würde geweſen ſeyn, durch die vorhergehende Hoffnung und Erwartung ſchon um vieles geſchwächt. Daher muß man mit ſolchen Leuten, die das Zukünftige vorherſagen wollen, ganz und gar nichts zu ſchaffen haben *).

Hundert und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XIV. c. 2.)

Von den Pflichten eines Richters.

Nachdem mir von den Prätoren das Richteramt in gewiſſen Privatſachen war aufgetragen worden,

*) Dieſes Kapitel, welches im Original an verſchiedenen Stellen ſehr dunkel iſt, enthält eine der beſten Abhandlungen des Alterthums über dieſe Materie, daher ich mich bemüht habe, dieſelbe in einer, ſo viel mir möglich geweſen, deutlichen Uiberſetzung dem Leſer darzuſtellen. Ubrigens weiß ein jeder, was man von der ſogenannten Astrologia judiciaria heutiges Tages hält; es wäre alſo überflüſſig ein Mehreres davon zu ſagen.

ließ ich es mir, aus Mangel am mündlichen Unterricht, ſehr angelegen ſeyn, in den Büchern, welche ſo wohl in der griechiſchen, als lateiniſchen Sprache von den Pflichten eines Richters ſind geſchrieben worden, fleißig zu ſtudiren, damit ich als ein junger Menſch, der bisher nur der Beredtſamkeit und den ſchönen Wiſſenſchaften obgelegen hatte, von dieſen ſtummen Lehrern die praktiſche Rechtsgelehrſamkeit, und was dahin gehört, erlernen mögte. Es iſt auch die Wahrheit, daß das Juliſche Geſetz, die Auslegungen des Sabinus Maſſurius und anderer Rechtsgelehrten mir zum Unterricht in den bey einem Proceß vorkommenden Formalitäten, als den verſchiedenen gerichtlichen Terminen, Tageſetzungen, (comperendinationibus) und andern gerichtlichen Gebräuchen, eine ungemeine Hülfe geleiſtet haben. — Allein ich muß auch zugleich geſtehn, daß alle dieſe Bücher mir bey ſehr verwickelten Sachen zur Auseinanderſetzung der dabey vorkommenden mannigfaltigen und oft ſehr zweydeutigen Umſtände, wenig oder gar nichts geholfen haben. Wahr iſt es indeſſen doch, daß, wenn ein Richter nach den vorhandenen Umſtänden einer Sache ein gerechtes und der Billigkeit gemäßes Urtheil darin fällen will, er ſich vorher mit gewiſſen allgemeinen Grundſätzen, um bey ſchweren, ungewiſſen und zweifelhaften Fällen ſich darnach richten zu können, müſſe bekannt gemacht haben. Das habe ich ſelbſt bey einer gewiſſen Sache, woraus ich mir nicht wohl zu helfen wußte, und die ich jetzt erzählen will, erfahren:

Es wurde bey mir eine Klage über eine gewiſſe Summe Geldes angebracht, welche, wie man ſagte, richtig wäre ausgezahlet worden, und nun wie-

der gefordert wurde; allein derjenige, der dieſe Summe wieder forderte, konnte die geſchehene Auszahlung weder durch Handſchrift, noch durch Zeugen beweiſen; ſondern führte bloß einige andere Gründe an, die ſolche nur ſchwach beweiſen konnten. Man wußte aber doch, daß dieſer ein ſonſt ſehr rechtſchaffener Mann war, gegen deſſen bekannte Ehrlichkeit und guten Wandel man nicht das Geringſte einzuwenden hatte, man führte auch mehr als ein Beyſpiel von ſeiner Rechtſchaffenheit und redlichſten Treue an; von der andern Seite hingegen zeigte man deutlich genug, daß derjenige, von dem das Geld wieder gefordert wurde, ein unredlicher, laſterhafter Menſch ſey, der ſo oft auf Unwahrheiten ertappt worden, und mit nichts als Liſt und Betrug umginge. Dieſer kehrte ſich aber daran nicht, ſondern ſchrie immer mit ſeinen bey ſich habenden vielen Patronen, man müſſe es erſt in gehöriger Form beweiſen, daß er das Geld empfangen habe; man zeige, ſagte er, Handſchrift und Obligation auf, man bringe Zeugen vor, u. ſ. w. kann mein Gegner keinen dieſer Beweiſe vorbringen, ſo verlange ich losgeſprochen zu werden, und daß mein Verkläger in die den Geſetzen gemäße Strafe der Verleumdung (de calumnia) geſetzt werde. Was aber den Punct von unſrer beyderſeitigen Ehrlichkeit, oder Lebenswandel betrifft, ſo gehört dieſer nicht hieher, und geht unſre Sache gar nichts an; denn wir ſtehen hier nicht vor einem Sittenrichter, ſondern vor einem ſolchen, der nur als Richter über eine empfangene Geldſumme entſcheiden ſoll.

Bey dieſer Sache, die mich ſehr in Verlegenheit ſetzte, ging die Meinung meiner dabey zu Rathe ge-

zogenen Freunde, die zwar ſehr geſchickte und erfahrne Männer in Rechtsſachen waren, aber wegen Uiberhäufung derſelben ſich nicht immer die dazu nöthige und gehörige Zeit nehmen konnten, dahin, daß man ſich nicht weiter mit dieſer Sache aufhalten müſſe, und weil es nicht in gehöriger Form erwieſen wäre, daß der andere das Geld wirklich bekommen habe: ſo müſſe dieſer ohne weiters Bedenken von der Schuld losgeſprochen werden. — Wenn ich aber doch die beyden Leute ſelbſt betrachtete, wie der eine ein ſo ganz rechtſchaffener Mann, der andere hingegen ein ſchlechter Menſch von der ſchändlichſten Aufführung war, ſo konnte ich mich unmöglich dazu entſchließen dieſen loszuſprechen. Ich verſchob daher die Entſcheidung auf einen andern Tag, und begab mich inzwiſchen ſo gleich von der Gerichtsſtelle zu dem Weltweiſen Favorin, mit dem ich damahls zu Rom häufigen Umgang hatte, und erzählte ihm die ganze Sache ſo, wie ſie bey Gericht vorgekommen und daſelbſt verhandelt worden war. Ich erſuchte ihn darauf, daß er mir ſo wohl hierin einen guten Rath ertheilen, als auch überhaupt mich mit den Pflichten eines Richters bekannter machen mögte, damit ich mich ins künftige in dieſem wichtigen Amte der Klugheit gemäß aufzuführen wüßte. Favorin lobte zuvörderſt meine Gewiſſenhaftigkeit, und daß ich mich in dieſer Sache nicht hätte übereilen wollen; darauf ſagte er: Die Sache, worüber du mich jetzt zu Rathe ziehſt, iſt zwar dem Anſchein nach von keiner großen Erheblichkeit; was aber überhaupt den Punct von der Pflicht eines Richters betrifft, ſo iſt das eine ſo wichtige und verwickelte Materie, die ſo viele ſorgfältige Uiberlegung, Behutſamkeit und ge-

naue Vorſicht erfordert, daß hier weder der Ort noch die Zeit dazu iſt, ſolche gehörig zu entwickeln und aus einander zu ſetzen. Um nur einige dahin gehörigen Puncte zu berühren, ſo iſt z. B. die Frage: Ob ein Richter, der von einer Sache ſchon, ehe ſie noch vor Gericht bey ihm vorkommt, aufs vollkommenſte unterrichtet iſt, hernach aber bey ihrer wirklichen Verhandlung gewahr wird, daß dieſelbe nicht durch dasjenige unterſtützt wird, wovon er doch weiß, daß es zum Beweis in derſelben dienen könne, ob ein ſolcher Richter, ſage ich, alsdann nach dem, was er ſelbſt von der Sache weiß, oder nur nach dem, was bey der gerichtlichen Verhandlung iſt vorgebracht worden, das Urtheil fällen ſolle *)? Ferner fragt ſich: Ob es einen Richter gezieme, alsdann noch, wenn nach völlig verhandelter Sache vor Gericht ſich doch noch ein Anſchein zum billigen Vergleich darbiethet, ſich auf einige Zeit des Richteramts zu begeben, und inzwiſchen die Perſon eines gemeinſchaftlichen Freundens und Friedensſtifters unter den Parteyen anzunehmen **)? Auch kann man

*) Die Regel iſt zwar, daß ein Richter nur secundum acta et probata in einer Sache urtheilen dürfe. Indeſſen wird doch, wie ich glaube, ein gewiſſenhafter und frommer Richter ſich an dieſe Regel nicht ſo genau binden, daß er nicht in manchen Fällen, beſonders wo es auf den Verluſt eines anſehnlichen Vermögens, der Ehre, oder gar des Lebens eines ſeiner Uiberzeugung nach Unſchuldigen ankommt, zugleich die Stelle eines Advokaten desſelben vertreten ſollte.

**) Niemand wird wohl daran zweifeln, daß ein Richter in dieſem Stück eine ſchöne Handlung verrichten, und

die Frage aufwerfen: Ob ein Richter während der Erkenntniß in einer Sache dasjenige zu ſagen, oder durch Fragen an die Hand zu geben ſchuldig ſey, was einer Partey zum Vortheil gereichen kann, und woran dieſe etwa ſelbſt nicht denken mögte, ob es gleich zur Entſcheidung der Sache von Wichtigkeit wäre *)? Dieß, ſagen einige, hieſſe die Stelle eines Patrons einnehmen, und nicht die eines Richters vertreten. Man iſt auch über dieſen Punct nicht einig, ob es dem Gebrauch und der Pflicht eines Richters nicht zuwider ſey, daß er eine Sache, worin er ſprechen ſoll, ſo verhandle und ſeine Unterſuchungen darüber ſo anſtelle, daß man aus ſeinen Zwiſchenreden bey dem unordentlichen und verwirrten Vortrag, der davon unter mancherley Affecten gemacht wird, noch ehe die Zeit zum Urtheilsſpruch da iſt, ſchon merken könne, wohin ſeine Meinung und Geſinnungen gehen werden? Denn hier, ſagte er, behaupten diejenigen, welche das Anſehen ſcharfer und eilfertiger Richter haben, daß man einer Sache, die verhandelt wird, nicht anders recht auf den Grund ſehen könne, als wenn ein Richter durch häufige Fragen und nöthige Zwiſchenreden ſo wohl ſeine eigenen Gedanken zu erkennen gebe, als auch

ſich als einen edeldenkenden Mann beweiſen würde; daher ich faſt nicht weiß, ob dieß auch noch einer Frage bedurft habe.

*) Dieß iſt meines Erachtens, beſonders bey Criminalſachen, durchaus nothwendig, damit nicht etwa ein Unſchuldiger, der einen ſchlechten Advokaten zum Aſſiſtenten hat, dadurch leide. Iſt es doch immer beſſer zehn Schuldige loszuſprechen, als einen Unſchuldigen zu verdammen.

die Gedanken der ſtreitenden Parteyen ausforſche. Andere hingegen, die von kälterm Blut und reiferer Uiberlegung zu ſeyn ſcheinen, meinen, daß ein Richter vor der Sentenz, und indem eine Sache noch erſt verhandelt wird, ſich hüthen müſſe, daß man nicht aus dem ſichtbaren Eindruck, den dieſes oder jenes in dem Vortrag der Sache auf ihn machet, ſeine Meinung ſchon errathen könne. Denn, ſagen ſie, auf dieſe Weiſe könne es nicht fehlen, daß ein Richter, wenn er ſich wechſelsweiſe den verſchiedenen Eindrücken, den bald dieſes, bald jenes in dem Vortrag der Parteyen auf ihn macht, überläßt, dadurch das Anſehen gewinne, daß er zu einer Zeit, und in einer Sache, bald ſo, bald anders geſinnt ſey, und keine feſte Meinung habe, worauf er ſein Urtheil gründe.

Doch, ſagte Favorin, von dieſen und andern Stücken, die die Pflicht eines Richters betreffen, wollen wir zu einer andern Zeit, wenn wir mehr Muße haben, mit einander reden, und ich werde mich ſodann bemühen, meine Meinung von allen deutlicher zu ſagen, und dasjenige, was ich noch kürzlich in einem Traktat des Aelius Tubero von dieſer Materie geleſen habe, zu erklären. Was für dießmahl die Sache mit dem Gelde betrifft, welche, wie du ſagſt, vor Gericht bey dir iſt anhängig gemacht worden, ſo kann ich dir in Wahrheit nicht beſſer rathen, als daß du dich in dieſem Fall nach dem richteſt, was M. Cato, einer der klügſten Männer, bey einer ähnlichen Gelegenheit gethan hat; denn dieſer führte in einer Rede, die er für den L. Turius gegen den Cn. Gellius hielt, an, daß es bey den Vorfahren, nach den davon vorhandenen

Nachrichten, jederzeit ſo im Gebrauch geweſen ſey, daß, wenn eine Sache vor Gericht gebracht worden, deren wahre Beſchaffenheit weder durch Schrift noch durch Zeugen habe deutlich gemacht werden können, und alſo zweifelhaft geweſen ſey, alsdann dem Richter, der darin erkennen ſollen, obgelegen habe, darnach zu forſchen, wer unter den beyden Streitenden das beßte Gerücht habe. Wären ſie in dieſem Stück beyde einander gleich geweſen, und der eine hätte einen eben ſo guten oder ſchlechten Nahmen gehabt, wie der andere: ſo habe man allemahl zum Vortheil des Beklagten das Urtheil gefällt. In dem jetzigen Fall aber, der dich in Verlegenheit ſetzt, hat der Kläger, oder der die Schuld wieder fordert, das beßte Gerücht, und der andere, der bezahlen ſoll, hat einen ſehr böſen Nahmen, und iſt als ein ſchändlicher Menſch ſchon berüchtiget; da nun die Sache zwiſchen ihnen ohne Zeugen vorgegangen iſt, und ſie beyde, wie du ſagſt, in Sitten weit von einander unterſchieden ſind, ſo daß der Kläger hierin einen großen Vorzug vor dem andern hat: ſo magſt du immer hingehen, und dir kein Bedenken machen, demjenigen, der die Forderung hat, zu glauben, und den andern zur Bezahlung zu verurtheilen.

Dieß war der Rath, den mir Favorin gab, ein Rath, der ſich zwar für ihn, als einen Philoſophen, ganz gut ſchickte; allein, ich hielt doch die Sache für zu wichtig, und glaubte, daß es ſich für mich als einen noch jungen, unerfahrnen Menſchen nicht ſchicke, mir in einer Sache mehr das Anſehen eines Sittenrichters gegeben zu haben, als daß ich dieſelbe bloß nach den vorgebrachten Beweiſen ſelbſt entſchieden hätte. Da ich mich indeſſen auch nicht

entſchlieſſen konnte ein Losſprechungsurtheil zu fällen: ſo hielt ich es fürs beßte mit einem Eide zu bezeugen, daß mir die Wahrheit in dieſer Sache verborgen ſey (non liquere); und auf ſolche Weiſe kam ich davon los, ein Urtheil darin zu ſprechen *).

Hundert ein und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XIV. c. 3.)

Ob Xenophon und Plato mit Recht der Eiferſucht gegen einander beſchuldiget werden können?

Diejenigen Schriftſteller, welche die genaueſten Nachrichten von den Lebensumſtänden des Xenophons und

*) Ein faſt ähnlicher Rechtsfall, der durch die Weisheit des nordiſchen Salomo ſeine Entſcheidung erhalten, wird folgendermaßen erzählt: Ein gewiſſer brachte eine Schuldforderung vor Gericht, und bewies durch die eigenhändige Handſchrift eines andern, daß ihm dieſer eine anſehnliche Geldſumme ſchuldig ſey. Dieſer leugnete die Schuld, ob er gleich eingeſtehen mußte, daß die Obligation und die Unterſchrift derſelben mit ſeiner eigenen Hand völlig übereinkäme, ſie wäre aber, ſagte er, gewiß nachgemacht. Nachdem der Proceß darüber ſchon lange gedauert hatte, kam die Sache endlich vor den König Friederich den Großen. Dieſer unterſucht das Papier, betrachtet daſſelbe genau, und hält es endlich gegen ein Licht. Hier entdeckt er ſogleich den Betrug. Es iſt offenbar, ſagt er, daß die Handſchrift falſch iſt, denn das Papier, worauf die Handſchrift geſchrieben iſt, hat das Zeichen einer erſt neulich aufgerichteten Papiermühle, und das Datum der Handſchrift iſt doch einige Jahre älter. Worauf der Verfälſcher den ihm gebührenden Lohn erhielt.

Plato's hinterlaſſen haben, ſind der Meinung geweſen, daß dieſe beyden berühmten Schüler des Sokrates eine heimliche Eiferſucht und Feindſchaft gegen einander gehegt hätten. Sie wollen dazu einige muthmaßliche Gründe in ihren beyderſeitigen Schriften gefunden haben, welche darauf hinaus laufen: Plato, ſagen ſie, hat in ſeinen ſo vielen und zahlreichen Schriften niemahls des Xenophons Erwähnung gethan, und eben ſo wenig hat dieſer des Plato's in ſeinen Schriften je mit einem Worte gedacht *), ob ſie gleich beyde, insbeſondere Plato, vieler andern Schüler des Sokrates erwähnet haben. Ferner meinen ſie, ſey das kein ſonderliches Zeichen ihrer Freundſchaft gegen einander, daß Xenophon, ſo bald er die beyden zuerſt herausgekommenen Bücher des Plato von der beßten Republik geleſen, ihnen ſogleich ſein Buch von der beßten Monarchie, unter dem Titel der Cyropädie (von der Erziehung des Cyrus) entgegen geſetzt habe, welches den Plato ſo ſehr ſoll verdroſſen haben, daß er in einer gewiſſen Schrift bey Erwähnung des Königs Cyrus zur Verkleinerung dieſes Werks geſagt habe, Cyrus möge wohl ein recht braver und tapfrer Fürſt geweſen ſeyn, was aber ſeine Erziehung beträfe, ſo wäre dieſelbe eben nicht die beßte geweſen (παιδείας δ' οὐκ ὀρθῶς ἧφθαι τὸ παράπαν). Hiezu käme noch, ſogen ſie, daß Xenophon in ſei-

*) Doch geſchiehet ſolches einmahl in den Memorabilibus socratis (L. III. c. 6.) und man will dieſe Erwähnung auch noch in einem Briefe des Xenophons gefunden haben. Aber ein anders iſt es, jemandes nur ſchlechthin dem Nahmen nach erwähnen; und ein anders, ſeiner zugleich mit Ruhm gedenken. Das letztere findet ſich beym Xenophon nicht.

nem Buche von den merkwürdigen Reden und Handlungen des Sokrates durchaus leugne, daß Sokrates jemahls ſich in die Unterſuchung der Dinge, die den Himmelslauf, oder die Urſachen der Begebenheiten der Natur beträfen, eingelaſſen habe; ja daß er alle andere Wiſſenſchaften, die nicht unmittelbar zum glücklichen und tugendhaften Leben führen, und welche die Griechen μαθήματα nennen, ſo wenig berührt als gebilliget habe *); deßwegen diejenigen eine ſchändliche Unwahrheit ſagten, welche dergleichen Unterſuchungen und Abhandlungen dem Sokrates zueigneten. Hiemit, ſagen ſie, habe Xenophon offenbar auf den Plato gezielet, der in ſeinen Büchern den Sokrates von phyſiſchen, muſikaliſchen und geometriſchen Dingen reden laſſe.

Ich halte aber dafür, daß die Vermuthung von einem wirklichen Neid oder einer wirklichen Eiferſucht, die in Anſehung des Ruhms unter ſo vortrefflichen Männern ſolle geherrſchet haben, nicht wohl Statt finden könne; denn wer kann doch bey ſolchen Männern, die nach dem einſtimmigſten Urtheil auch in ihren Sitten und in ihrer Aufführung ächte und wahre Philoſophen geweſen ſind, es ſich vorſtellen, daß ſie ſich ſolchen niedrigen Leidenſchaften hätten überlaſſen ſollen? Woher mag denn aber wohl jene Meinung gekommen ſeyn? Ohne Zweifel daher, weil, wenn zween Männer gleich große Talente und rühmliche Eigenſchaften an ſich haben, dieſelben eben durch

dieſe

*) Die Stelle, worauf hier gezielet wird, findet ſich in des Xenophons Memorab. L. I. c. 1. p. 5. Ed. Ernesti. n. II.

dieſe ihre Gleichheit, wenn ſchon unter ihnen ſelbſt nicht der mindeſte Neid herrſchet, doch dazu leicht den Anſchein bey andern veranlaſſen können. Denn wenn zwey oder mehrere große Genies ſich in einem und eben demſelben Fach gleich, oder beynahe gleich berühmt machen; ſo entſteht insgemein bey ihren Anhängern eine gewiſſe Parteylichkeit, die einen Wettſtreit bey ihnen veranlaſſet, wodurch ſie den einen für dem andern zu erheben ſuchen; da kann es leicht geſchehen, daß von dieſem Wettſtreit ihrer Anhänger einiger Verdacht auf ſie ſelbſt, als die Urheber desſelben, zurückfällt; und indem ſie beyderſeits mit gleicher Anſtrengung nach einerley hohem Ziel der Tugend und des Ruhms ringen: ſo kann dadurch leicht ein Argwohn ihrer Eiferſucht gegen einander entſtehen, der zwar nicht in ihrem eigenen Betragen gegen einander, ſondern in der eifrigen Anhänglichkeit derer auf eines jeden Seite ſtehenden Freunde und Gönner ſeinen Grund hat. Auf dieſe Art können Xenophon und Plato, dieſe beyden gleich großen Lichter aus der Sokratiſchen Schule, die beyderſeits einen ſo ſchönen Glanz von ſich geworfen, das Anſehen gewonnen haben, daß ſie unter ſich ſelbſt um den Vorzug mit einander ſtritten; da doch im Grunde dieſer Streit nur unter ihren Anhängern herrſchte. Gleich als wenn zwo hohe Pyramiden oder Häuſer neben einander ſtehen, die, da ſie ſich beyde auf eine gleich prächtige Art erheben, einander den Vorzug ſtreitig zu machen ſcheinen.

Hundert zwey und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XIV. c. 4.)

Entworfenes Bild von der Gerechtigkeit.

Chryſipp hat in dem erſten ſeiner Bücher, die er von dem Anſtändigen und dem Vergnügen (περὶ καλῆ καὶ ἡδονῆς) geſchrieben, das Bild der Gerechtigkeit mit ſo ſchönen und dieſer ernſthaften Tugend ſo anſtändigen Farben in Worten geſchildert, als daſſelbe von den Mahlern und älteſten Rednern pflegt vorgeſtellt zu werden, da ſie, wie er geſagt, von ihr ohngefähr folgendes Portrait machen: „In zarter jungfräulicher Geſtalt zeigt ſich auf ihrem Geſichte nebſt ſcharfen Blicken ein ſtrenger Ernſt, welcher Furcht einflößet; ein gewiſſes trauriges und bekümmertes Weſen, das ſie auf ihrem Geſicht mit dieſem Ernſt vermiſchet, iſt nicht von gemeiner Art noch zurückſcheuchend; ſondern ſo beſchaffen, daß man mit einer ſtillen Ehrfurcht für ſie erfüllet wird.“ Durch dieſes Bild hat man die Eigenſchaften, welche ein Richter, als ein Prieſter der Gerechtigkeit, beſitzen müſſe, anzeigen wollen. Nach demſelben muß er ſtrenge und ernſthaft, der Tugend ergeben, ſich weder durch Beſtechungen, noch durch Bitten und Schmeicheleyen zum Mitleiden gegen die Böſen und Schuldigen bewegen laſſen; er muß ſtets rechtſchaffen und edel geſinnt, ſeiner ſelbſt mächtig ſeyn, und ſich durch eine ſtandhafte Liebe zur Wahrheit und Billigkeit ein majeſtätiſches Anſehen, das Ehrfurcht einflößt, zu verſchaffen wiſſen. Die Worte ſelbſt, deren ſich Chryſipp bedient, ſind folgende:

„Man ſagt von ihr (der Gerechtigkeit), daß ſie eine Jungfrau ſey, wodurch als durch ein Bild angedeutet wird, daß ſie rein und unbefleckt ſey; daß ſie den Böſen nie nachgebe, und ſich weder durch ſüße Worte, noch durch Bitten und Schmeicheleyen, oder durch ſonſt etwas einnehmen laſſe. Dieſerwegen wird ſie mit Recht von den Mahlern mit einem traurigen bekümmerten und ernſthaften Geſicht vorgeſtellt, um durch ihren Anblick den Böſen ein Schrecken, den Unſchuldigen aber ein Vertrauen einzuflößen; ein Anblick, der den Rechtſchaffenen eben ſo angenehm, als den Laſterhaften widrig und unangenehm ſeyn muß.“

Ich habe dieſe Worte des Chryſippus um deßwillen ſelbſt herzuſetzen für nöthig gehalten, weil es einige ſo delikate und empfindſame Perſonen unter den Philoſophen gibt, die mir, als ich ihnen dieſelben vorgeleſen, ſagten, in dieſen Worten wäre nicht das Bild der Gerechtigkeit, ſondern vielmehr der Grauſamkeit enthalten; wovon man alſo nun, wenn man die Worte ſelbſt anſieht und betrachtet, am leichteſten ſelbſt ein Urtheil wird fällen können.

Hundert drey und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XIV. c. 7.)

Von der Weiſe, wie der Senat zu Rom zuſammen berufen worden, und von der beobachteten Ordnung in ihren öffentlichen Berathſchlagungen.

Cn. Pompejus war zu ſeinem erſten Conſulat mit dem M. Craſſus ernannt worden. Dieſer junge Krie-

ger, welcher bisher ſeine meiſte Zeit unter den Waffen zugebracht hatte, und daher in bürgerlichen Angelegenheiten, beſonders was die Zuſammenberufung des Senats und die darin zu haltende Berathſchlagungen betraf, ganz unerfahren war, erſuchte ſeinen Freund den M. Varro bey Antretung dieſes wichtigen Amts, daß er doch eine Einleitung oder Anweiſung (commentarium εἰσαγωγικὸν, ſo nennt es Varro ſelbſt), aufſetzen mögte, woraus er lernen könne, wie er ſich ſowohl in Reden als Handlungen bey Haltung des Senats zu verhalten hätte. Dieſes Buch, das Varro dem Pompejus zu Gefallen verfertiget hat, iſt, wie er ſelbſt in einem Briefe an den Opplan (welcher ſich im vierten Buche ſeiner epiſtoliſchen Fragen befindet) meldet, verloren gegangen; und aus dieſer Urſache hat er den Hauptinhalt gedachter Schrift in dieſem Briefe wiederhohlt, und zwar nach folgender Ordnung:

Zuerſt führt er diejenigen an, welche nach altem Gebrauch das Recht gehabt haben den Senat zuſammen zu berufen. Dahin rechnet er den Dictator, den Conſul, die Prätoren, die Zunftmeiſter oder Vorſteher des Volks (tribunos plebi), den Reichsverwalter (interregem) und den Stadtspräſidenten (praefectum urbi) *)." Außer dieſen hat niemand, wie er

*) Ein Dictator wurde nur bey außerordentlichen Vorfällen und höchſtbedenklichen Umſtänden der Republik erwählt, ſeine Gewalt, die faſt uneingeſchränkt war, dauerte ſechs Monathe, nach deren Verlauf er aber auch Rechenſchaft ablegen mußte. Die beyden Conſuln ſtellten, wie bekannt, ordentlicher Weiſe die höchſten Oberhäupter der Republik, ſtatt der vorher geweſenen Könige, vor. Die Prätoren waren die ordentlichen

ſagt, das Recht gehabt den Senat zuſammen zu berufen. Waren jetzt genannte Perſonen insgeſammt und zu einer Zeit in Rom, ſo kam dieſes Recht dem erſten und vornehmſten in einer jeden der Ordnungen, nach eben der Reihe, wie ſie jetzt ſind angeführt worden, zu. Varro ſetzt hinzu, daß außerordentlicher Weiſe auch die Krieges-Tribunen mit conſulariſcher Gewalt *), und die Zehnmänner, da ſie die Stelle der Conſuls vertraten **), imgleichen die Triumvirs zu

Richter, welche das Recht ſprachen, und theils urbani, in Anſehung der Händel, die Bürger unter ſich ſelbſt hatten, theils peregrini, in Anſehung der Händel mit Fremden, waren. Dieſe gehörten nebſt den curuliſchen Aedilen ad magistratus majores. Die Zunftmeiſter wurden zuerſt im J. d. St. 261 erwählt, und ſollten dem Volk zum Schutz wider den Rath dienen; man weiß aber, wie ſehr ſie oft ihre Gewalt gemißbrauchet, und die ſchrecklichſten Unruhen angerichtet haben. Der Reichsverwalter (interrex) wurde in dem Fall, daß die Conſuls abweſend waren, oder unvermuthet abgingen, gewählt, er verſah dieſe Würde aber nur 5 Tage, nach deren Verfluß, wo nöthig, ein neuer gewählt wurde. Der Stadtspräſident (praefectus urbis) wurde vom Auguſt zuerſt eingeſetzt, und hatte nächſt dem Kaiſer die allgemeine Aufſicht auf die Stadt und deren Umkreis.

*) Die Tribuni militum wurden im J. d. St. 309 ſtatt der Conſuln gewählt, ſie gingen aber im J. 369 ſchon wieder aus, und kamen die Conſuls an ihrer Statt wieder auf.

**) Die Decemviri legibus scribundis wurden im J. d. St. R. 301 erwählt, um die Geſetze für die Republik abzufaſſen. Sie mußten zu dem Ende nach Griechenland reiſen und die daſelbſt vorhandenen Geſetze des Drako, Solons und anderer berühmter Geſetzgeber

Anordnung der Republik *) (triumviri reipublicae constituendae causa creati) dieſes Recht gehabt haben.

Hiernächſt redet er von dem Recht zu proteſtiren, oder Einreden zu machen (de intercessionibus), und meldet, daß daſſelbe, um einen Rathsſchluß unkräftig zu machen, nur allein denenjenigen zugekommen ſey, welche eine größere, oder doch eben ſo große Gewalt gehabt, als diejenigen, welche einen ſolchen Rathsſchluß ausfertigen wollen.

Weiter handelt er von den Oertern, an welchen ein Rathsſchluß, wenn er giltig ſeyn ſollte, nur durfte abgefaßt ſeyn, und er zeigt, daß ſolches an keinem andern Orte, als einem ſolchen, der durch die Auguren dazu beſtimmt und eingeweihet worden, und welcher ein Tempel **) genannt wird, auf eine giltige und rechtskräftige Weiſe habe geſchehen können; daher wären auch die Hoſtiliſche, Pompejiſche

ſammeln. Aus dieſen ſetzten ſie den berühmten Codex der 12 Tafeln auf. Während der Zeit, daß ſie ſich hiemit beſchäftigten, wurde keine andere Obrigkeit gewählt, ſondern dieſe zehn Männer verwalteten das Regiment. Als ſie aber ihre Gewalt ſo ſehr mißbrauchten, daß ſie in Tyrannen ausarteten, hörte ihre Regierung, die nicht völlig 2 Jahre gedauert hatte, wieder auf.

*) Dergleichen Triumvirat Lepidus, Antonius und Octavianus (Auguſtus) angerichtet.

**) Eigentlich hießen Tempel ſolche Oerter, welche durch die Auguren d. i. Prieſter, die auf den Flug der Vögel Achtung gaben und daraus weisſagten, eingeweihet und oben offen waren, daß man den Himmel ſehen konnte. Doch hieß gewöhnlicher Weiſe ein Tempel ein jeder Ort, der zu Religionshandlungen beſtimmt war.

und Juliſche Curien, weil ſie auf profanem Grund gebauet geweſen, erſt durch die Auguren zu Tempeln eingeweihet worden, damit in ihnen nach altem Gebrauch (more majorum) giltige Rathsſchlüſſe haben können abgefaßt werden. Er führt dabey an, daß nicht alle der Religion gewidmete Gebäude, ſelbſt das der Veſta gewidmete nicht ausgenommen, Tempel ſeyn *).

Fernerhin ſagt er, daß kein Rathsſchluß, der vor Aufgang der Sonne, oder nach ihrem Untergang gemacht worden, einige Kraft und Giltigkeit gehabt habe, und daß man diejenigen, welche zu einer ſolchen ungewöhnlichen Zeit einen Rathſchluß hätten abfaſſen laſſen, gar für würdig der Ahndung der Cenſoren geachtet habe. Er führt auch noch manches an von den Tagen, an welchen keine Rathsverſammlung hat dürfen gehalten werden **); wie auch von den Opfern und Auſpicien, die nothwendig haben vorhergehen müſſen; nicht weniger von der Ordnung, wie die Sachen im Senat haben müſſen vorgetragen und abgehandelt werden; z. B. daß die Sachen, welche die Religion angingen, vor denen, die nur menſchli-

*) Doch eignet Horaz (Carm. L. I. od. 2. v. 16.) der Veſta ausdrücklich Tempel zu:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etruſco violenter undis,
Ire dejectum monumenta Regis,
Templaque Veſtae.

**) So durften während den Comitien (in diebus comitialibus) auch an unglücklichen Tagen, (man ſehe davon oben Kap. 57.) keine Rathsverſammlungen gehalten werden. Aber die Calenden, Nonen und Idus waren beſonders zu dieſen Verſammlungen beſtimmt.

che Angelegenheiten betrafen, und unter dieſen diejenigen, welche den ganzen Staat angingen, entweder überhaupt, oder einzeln und Stückweiſe mußten vorgetragen werden *).

Ein Rathſchluß (senatus consultum) **) wurde nach dieſem Schriftſteller auf zweyerley Art abge-

* Wenn die Senatoren einen von den Conſuln geſchehenen Vortrag (relationem) nicht im Ganzen billigen konnten, ſo verlangten ſie eine Theilung deſſelben, damit ſie über ein jedes Stück ſich insbeſondere berathſchlagen könnten.

**) Hier ſey es mir um einiger Leſer willen erlaubt, noch etwas nach Anleitung des Gellius, ſo bey ihm (L. X. c. 20.) vorkommt, und die verſchiedenen Arten der Verordnungen zu Rom betrifft, in dieſer Anmerkung nachzuhohlen. *Lex* ein Geſetz heißt nach dem Atejus Capito eine allgemeine Verordnung des ganzen römiſchen Volks (generale jussum populi aut plebis,) welche nach geſchehenem Vortrag einer obrigkeitlichen Perſon (rogante magistratu) gemacht wurde. *Plebiscitum* war eine Verordnung, welche in comitiis tributis von dem gemeinen Manne (plebe) abgefaßt wurde. Solche plebiscita waren Anfangs von eigentlichen Geſetzen (legibus) darin unterſchieden, daß an jene nur der plebs, nicht aber der ordo senatorius und equestris, welche zuſammen populum romanum ausmachen, gebunden waren. Allein nach unſerm Gellius (L. XV. c. 27.) bekamen hernach die plebiscita durch das Horaziſche und Hortenſiſche Geſetz ein ſo großes Anſehen, daß ſie eben wie die leges alle und jede Bürger in Rom, ohne Unterſchied des Standes verpflichteten. Betraff die Verordnung nicht eine allgemeine Sache der Republik, ſondern hatte nur eine gewiſſe Perſon zum Gegenſtande, z. B. von der Zurückberufung des Cicero, ſo hieß ſolche *privilegium*

faſſet, entweder durch das Treten auf eine Seite (per discessionem), wenn nähmlich die Stimmen ſich einig waren; oder im Fall ſolche getheilet waren, durch eine Umfrage (per singulorum sententias exquisitas). Dieſe Umfrage geſchahe nach den Graden der Würde, welche die Senatoren begleiteten, dergeſtalt, daß diejenigen, welche in einer conſulariſchen Würde ſtunden, am erſten befragt wurden. Und unter dieſen hatte wieder derjenige den Vorzug, der der erſte des Senats war *) (qui princeps in senatum lectus esset). In dieſem Stück iſt aber nachher eine andere Weiſe aufgekommen, daß derjenige, welcher eine Rathsverſammlung veranlaſſet hatte, denjenigen von den Senatoren zuerſt um ſeine Meinung befragte, dem er Ehren halber, oder um ſeines eigenen Intereſſe willen, dieſen Vorzug geben wollte; jedoch mußte dieſer ein Mann ſeyn, der in einer conſulariſchen Würde ſtund **).

Ein Rathsſchluß (*Senatus consultum*) war ein beſonderer Schluß des Senats, welcher von den meiſten Senatoren war beliebet worden, und wenn denn das Volk nichts dagegen einzuwenden hatte, ſo wurde ein ſolcher Rathſchluß, nachdem er öffentlich aufgeſtellet worden, nach zehn Tagen, in dem Tempel des Saturns, als dem ordentlichen Archiv beygelegt. Bey allen dieſen Verordnungen war durchaus erſt der Vortrag (rogatio) nöthig, denn ohne daß vorher dem Volke ein Vortrag geſchehen, (nisi populus aut plebs rogetur,) konnte keine Verordnung zu Stande kommen (nullum plebis aut populi jussum fieri potest).

*) Princeps senatus hieß derjenige, der Ehren halber in censu zuerſt verleſen wurde, welches ihm einen gewiſſen Vorzug vor den andern Senatoren brachte.

**) Hievon ſehe man oben Kap. 42. ein Mehrers nach.

Varro redet in dieſer ſeiner Epiſtel an den Oppian noch von vielen andern Dingen, als von der Auspfändung und der Strafe, welcher die Senatoren, die nicht ihrer Pflicht gemäß im Senat erſchienen, ausgeſetzt waren *). Nur eine Anmerkung muß ich hier noch über das, was vorhin von der zweyfachen Art einen Rathsſchluß zu Stande zu bringen iſt geſagt worden, machen. Es ſcheint nähmlich dieß mit demjenigen wenig überein zu kommen, was Atejus Capito (in ſeinen conjectaneis) meldet, denn in dem 259ten Buche ſchreibt er: Tubero ſagt, daß kein Rathsſchluß ohne geſchehenes Hintreten auf eine Seite (non discessione facta) zu Stande kommen könne; dieß ſey ſo unumgänglich nöthig, daß auch ein Rathsſchluß, der nur nach einem Vortrag (per relationem) gemacht worden, ohne jenes nicht habe giltig ſeyn können. Capito bezeugt, daß es ſich der Wahrheit nach wirklich auch ſo verhalte **).

*) Welche von den Senatoren zu ſpät in den Senat kamen, oder ohne triftige Urſachen gar weggeblieben waren, mußten ein gewiſſes Strafgeld erlegen. Man weiß nicht eigentlich, wie hoch ſich ſolches belaufen hat; nur meldet Dio Caſſius (lib. 54.) daß Auguſt ſolches erhöht habe. Der Conſul ſchickte wohl gar bey verweigerter Erlegung dieſer Strafe, Zimmerleute nach des Senators Haus, die die Thür erbrechen, und ihn auspfänden mußten. (Cf. Cic. Philip. I. c. 5.)

**) Kurz verhielt es ſich ſo: der Conſul that im verſammelten Senat den Vortrag der abzuhandelnden Materie (referebat); nachher hielt er eine Umfrage, was eines jeden Meinung ſey: weil aber damit zu lange Zeit würde hingegangen ſeyn, ſo trug der Conſul die verſchiedenen Meinungen von der Sache vor, und ließ diejenigen, welche ihm beypflichteten, ſich bey ihm hin-

Hundert vier und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 1.)

Mittel, ein Gebäude unverbrennlich zu machen.

Der Rhetor Antonius Julianus hatte eine ſeiner Declamationen geendigt, die mir vor allen, die er ſonſt gehalten, beſonders gefallen hatte; denn ob er gleich immer, wenn er in der Schule Reden hielt, ſich als einen beredten Mann zeigte; ſo hatte doch keine derſelben einen ſo angenehmen Eindruck auf mich gemacht, als dieſe. Nach Endigung derſelben begleiteten ich und einige andere Freunde ihn nach Hauſe, als wir nun auf den Berg Ciſpius kamen, wurden wir gewahr, daß ein großes Haus von einigen Stockwerken hoch in vollen Flammen ſtund, und alle herumſtehende Gebäude ſchon gleichfalls brannten. Einer von den Begleitern des Julianus ſagte darauf, die Häuſer in der Stadt (Rom) mögen freylich wohl recht viel einbringen, allein ſie ſind doch auch einer ſehr großen Gefahr ausgeſetzt; wüßte man ein Mittel den häufigen Feuersbrünſten in der Stadt vorzubeugen, ſo entſchlöſſe ich mich ſehr gerne, alle meine Landhäuſer zu verkaufen, und mir dafür Häuſer in der Stadt anzukaufen. Julianus gab ihm

ſetzen (ibant in sententiam ejus); diejenigen aber, welche einer andern Meinung zugethan waren, ſonderten ſich von jenen ab, (discessionem faciebant), da man denn gleich zählen konnte, auf welcher Seite die meiſten Stimmen waren. Der Conſul brauchte dabey die Formel: qui haec sentitis in hanc partem; qui alia omnia, in illam partem ite, cum qua sentitis. Cf. Plinius L. VIII. ep. 14.

hierauf mit dem ihm bey Geſprächen gewöhnlichen muntern und aufgeweckten Weſen die Antwort: Hätteſt du das neunzehnte Buch der Annalen des Q. Claudius (Quadrigarius), dieſes ſo vortrefflichen, als aufrichtigen Schriftſtellers, geleſen, ſo würdeſt du daraus von dem Archelaus, einem General des Königs Mithridates, ein Mittel das Feuer abzuhalten, und alle deine davon ergriffene hölzene Gebäude dafür unverſehrt zu erhalten, gelernt haben. Dieß erregte meine Neugier, daß ich mich erkundigte, worin denn doch dieſes wunderbare Mittel beſtehen mögte, das in gemeldetem Schriftſteller wäre angegeben worden. Die Antwort war: Im gedachten Buche des Quadrigarius ſtünde, als Sylla den Hafen zu Athen (Piraeeum) belagerte, habe der Befehlshaber in der Stadt Archelaus, ein General des Königs Mithridates, dieſelbe aufs tapferſte vertheidigt, und zu dem Ende einen hölzenen Thurm bauen laſſen, der, wenn er auch von allen Seiten iher mit Feuer wäre umgeben worden, doch nicht gebrannt habe, weil ihn Archelaus mit Alaun habe überſtreichen laſſen.

Die Worte des Quadrigarius ſelbſt lauten ſo: „Endlich entſchloß ſich Sylla, das äußerſte zu verſuchen, um einen hölzenen Thurm, welchen Archelaus ihm entgegen geſetzt hatte, und der den Belagerern ſehr beſchwerlich fiel, in Brand zu ſtecken. Zu dem Ende ließ er eine gute Anzahl Volks anrücken, um die ſich ihm entgegen ſetzenden Griechen abzuhalten, darauf ließ er eine Menge Holz anfahren und ſolches anzünden. Allein man mogte ſich ſo viel Mühe geben, als man wollte, den Thurm auf dieſe Weiſe in Brand zu ſetzen, ſo war doch alles vergeblich, indem Archelaus alles Holzwerk an demſelben mit

Alaun hatte überziehen laſſen. Dieß ſetzte den Sylla mit den bey ſich habenden Soldaten in große Verwunderung, und wie man ſahe, daß nichts auszurichten ſtünde, ward dieſer römiſche Feldherr genöthigt, mit ſeinem Volk unverrichteter Sachen abzuziehen *)."

Hundert fünf und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 2.)

Des Plato Meinung vom Gebrauch des Weins.

Ein Menſch aus der Inſel Creta, der ſich zu Athen niedergelaſſen hatte, gab ſich für einen Platoniſchen Weltweiſen aus, und wollte durchaus dafür angeſehen seyn; im Grunde aber war er ein nichtswürdiger Schwätzer, der mit ſeiner griechiſchen Weisheit prahlte, und noch dazu dem Trunke ſo ſehr ergeben war, daß er darüber zum Spott wurde. Dieſer Menſch ermangelte nicht, ſich bey den Feſten, die wir andern jungen Leuten zu Athen an den ſiebenten Tagen jeden Monaths anzuſtellen pflegten, einzufinden. Nach geendigter Mahlzeit, da ſonſt unſere Gewohnheit war uns mit nützlichen und angenehmen Geſprä-

*) Man wird ſich hiebey der in neuern Zeiten angeſtellten Verſuche, die Gebäude durch einen Anſtrich von Leim für Feuersgefahr in Sicherheit zu ſetzen, erinnern, wozu beſonders der Hr. D. Glaſer in Regensburg verſchiedne Vorſchläge gethan hat. Auch ſollen die Marktſchreyer, welche Feuerfreſſer abgeben, ſich mit Alaun nebſt einer Auflöſung von Fiſchleim und Brantewein reiben, daß das Feuer ihnen keinen Schaden thun kann.

chen zu unterhalten, erhob ſich gedachter Menſch und geboth Stillſchweigen, um ihn anzuhören; hierauf fing er an uns alle mit vieler Ausgelaſſenheit in Worten zum Saufen aufzumuntern, und gab ſogar vor, daß dieß der Regel und Vorſchrift ſeines Lehrers des Plato gemäß ſey, als hätte dieſer große Mann in ſeinen Büchern von den Geſetzen die Trunkenheit gelobt, und dieſ'ſe als eine braven Männern nützliche Sache angeprieſen. Indeſſen daß er ſo den Lobredner der Trunkenheit abgab, unterließ er nicht die Pokale fleißig auszuleeren, wobey er ſagte, der Rebenſaft wäre doch, nachdem Leib und Seele durch ihn erhitzt worden, das beßte Mittel, den Verſtand und andere Gaben der Seele aufzuwecken.

Allein Plato hatte keineswegs, wie dieſer Nichtswürdige vorgab, in einer ſeiner Schriften die Trunkenheit ſelbſt, dieſes ſchändliche Laſter, dadurch Leib und Seele geſchwächt wird, gelobt; nur das hat er nicht gemißbilligt, wenn man bisweilen in Geſellſchaften einen Trunk mehr zur Fröhlichkeit zu ſich nehme, doch daß ſolches unter der weiſen Aufſicht des Vorſtehers eines Gaſtmahls *) allemahl geſchehe; denn er glaubte, daß ſolche Erheiterungen des Gemüths durch den Trunk einen Menſchen zu ſeinen künftigen Geſchäften deſto geſchickter machten, und daß er ſolche hernach mit deſto

*) Bey den Griechen hieß ein ſolcher Vorſteher einer Schmauſerey Sympoſiarch, dieſer ordnete an, was für Geſundheiten, und wie viele derſelben ſollten getrunken werden; er war gleichſam der König und Regent in einer ſolchen kleinen fröhlichen Geſellſchaft, der dahin ſah, daß alles ordentlich darin zugiuge. Beym Varro heißt er Modimperator, und beym Horaz (L. II. Sat. 8.) parochus. Insgemein wurde er von den Gäſten unter ſich durchs Loos gewählt.

mehrerer Munterkeit und größerer Anſtrengung wieder vornähme. Er war auch der Meinung, daß eine mäßige Berauſchung Gelegenheit gäbe, die Gemüther und die verborgen liegenden Leidenſchaften anderer, die ſie beym nüchtern Zuſtand zu entdecken Bedenken tragen mögten, zu erforſchen, und dann hernach deſto glücklicher an ihrer Beſſerung zu arbeiten. Und weil noch kein Weiſer ohne Uibung, und ohne daß er der Gefahr der Verführung zu allerley Ausſchweifungen ausgeſetzt geweſen, zu einer ſtandhaften Mäßigkeit gelangt wäre: ſo glaubte er, daß eben dieſe Uibung, um ſich gegen die Anfälle der Trunkenheit in Sicherheit zu ſetzen, nöthig ſey; denn, ſagte er, ein Menſch, der nie einer fröhlichen Geſellſchaft und einem muntern Gaſtgeboth beygewohnt hat, und alſo nicht weiß, wie luſtig es mannigmahl dabey hergeht, wird, wenn er einmahl mit Vorſatz, oder von ohngefähr in eine ſolche Geſellſchaft kommt, ſich bald bloß geben, und den ſich ihm darbiethenden Reitzungen, die ihm noch ganz neu und ungewohnt ſind, bald unterliegen. Man muß alſo, dieß war ſeine Meinung, ſich gegen die Reitzungen der Wolluſt, und gegen Verführungen des Weins nicht einzig und allein dadurch in Sicherheit zu ſetzen ſuchen, daß man alle Gelegenheit dazu flieht und vermeidet; ſondern als ein muthiger und tapfrer Krieger ſolchen Lockungen auch unter die Augen treten, und ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit auch bey allen Verſuchungen ſtandhaft zu behaupten lernen. Im Fall auch, daß man eine Schwäche und Traurigkeit des Geiſtes bey ſich bemerkt, und daß derſelbe gleichſam wie in einem Schlummer dahin ſinkt: ſo darf man wohl denſelben durch einen

lebenden, erwärmenden und fröhlich machenden Trunk wieder zu beleben und zu ermuntern ſuchen.

Hundert ſechs und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 4.)

Erhebung des Ventidius Baſſus, eines geringen Mannes, zu den höchſten Ehrenſtuffen in Rom.

Bey einem neulichen Geſpräch, das einige alte und gelehrte Männer mit einander hielten, kam man unter andern auf die berühmten Männer alter Zeiten zu ſprechen, welche ſich aus dem niedrigſten Stande bis zu den höchſten Ehrenſtuffen hinauf geſchwungen hatten. Unter allen Beyſpielen, die davon angeführt wurden, erregte keines ſo viel Verwunderung als das des Ventidius Baſſus. Von dieſem Mann wird erzählt, daß er von dem niedrigſten Herkommen, und aus einem ſehr geringen Ort in Picenum gebürtig geweſen ſey. Als Pompejus Strabo *), der Vater vom Pompejus dem Großen, im Kriege der Verbündeten (bello sociali) die Stadt Aſculum erobert hatte, kam er mit ſeiner Mutter in die Gefangenſchaft, und als nachher dieſer Pompejus ſeinen triumphirlichen Einzug hielt, wurde dieſer Ven-

tl-

*) Dieſer Pompejus Strabo hatte ſich durch mancherley Grauſamkeiten bey dem Volke ſo verhaßt gemacht, daß man, als er vom Donner erſchlagen wurde, ſolches als eine gerechte Rache des Himmels anſahe. — Sein Leichnam wurde nach ſeinem Tode, zu ſeiner Beſchimpfung, öffentlich auf den Gaſſen zu Rom herumgeſchleppt.

tidius als ein Kind auf den Armen ſeiner Mutter unter dem Haufen der übrigen Gefangenen vor dem Wagen des Siegers hergetragen. Nachdem er erwachſen war, ſuchte er ſeinen Unterhalt durch das niedrige Gewerbe, daß er Mauleſel und Wagen an die Magiſtratsperſonen vermiethete, wenn dieſe in ihre Provinzen abgingen. Bey ſolchem Gewerbe kam er in die Bekanntſchaft des C. Cäſars, der ihn mit ſich nach Gallien nahm, woſelbſt er alle Geſchäfte, welche ihm aufgetragen wurden, ſehr gut ausrichtete. In dem darauf folgenden bürgerlichen Kriege leiſtete er dem Cäſar nicht weniger unverdroſſen die beßten Dienſte. Dieß erwarb ihm die Freundſchaft und Gunſt dieſes Feldherrn in einem ſolchen Grad, daß er ihn zu einer Ehrenſtelle nach der andern verhalf. Er wurde erſt Tribun, und hernach Prätor; in welcher Würde er nebſt dem M. Antonius vom Senat in die Acht erklärt wurde. Als ſich aber bald darauf die Parteyen wieder mit einander vereinigten, bekam er nicht nur ſeine vorhin begleitete Stelle wieder, ſondern auch noch das Pontificat und Conſulat dazu. Das war aber doch dem römiſchen Volke, das ſich noch ſeiner vorigen Lebensart, da er ein Mauleſelwärter geweſen, erinnerte, ſo anſtößig und unerträglich, daß öffentliche Gaſſenlieder auf ihn gemacht wurden, worin es unter andern hieß: „Ihr „Wahrſager und Zeichendeuter, kommt doch alle zu„ſammen, und erklärt uns das ſich ereignete neue „Wunder, daß einer, der die Eſel ſtriegelte, Con„ſul geworden iſt *).“

*) Concurrite omnes augures, haruſpicies;
Portentum inuſitatum conflatum eſt recens.
Nam mulos qui fricabat, conſul factus eſt.

Sueton meldet, daß eben dieſer Baſſus von dem M. Antonius zum Gouverneur der morgenländiſchen Provinzen ſey beſtellt worden, und daß er die Parther, welche in Syrien eingebrochen, in drey Schlachten überwunden habe; weßwegen er als der erſte einen öffentlichen Triumph über die beſiegten Parther gehalten habe. Endlich wäre er auch nach ſeinem Tode auf öffentliche Koſten zur Erde beſtattet worden *).

Hundert ſieben und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 7.)

Von dem ſogenannten Stuffenjahre.

Man hat ſchon von langen Zeiten her angemerkt, und die Erfahrung hat es an ſehr vielen alten Leuten beſtätiget, daß das drey und ſechzigſte Lebensjahr ſich insgemein mit einer gewiſſen Schwachheit oder Kränklichkeit des Körpers einſtelle, und entweder den Tod, oder doch eine Abnahme der Seelenkräfte mit ſich zu bringen pflege; daher man es auch das Stuffenjahr (κλιμακτηρικόν) genannt hat **). —

*) Sehr ſonderbar und für einen Mann, der in ſeiner Kindheit als ein Sklave vor dem Triumphwagen des Pompejus hergetragen worden, hernach ſelbſt einen der herrlichſten Triumphe hielt, eine deſto größere Ehre, beſonders da er hiedurch die ſchimpfliche Niederlage des Craſſus an den Parthern ſo nachdrücklich gerochen hatte.

**) Ariſtoteles, Virgilius und viele andere berühmte Män-

Als ich in einer der vorigen Nächte den Band von den Briefen, die Auguſtus an ſeinen Enkel Cajus geſchrieben hat, las, und mich der leichte, ſimple und dabey doch ſo zierliche und ungekünſtelte Styl, worin ſie geſchrieben worden, an ſich zog, gerieth ich auf einen dieſer Briefe, worin eben von dieſem gedachten Jahre etwas vorkam. Er lautete ſo:

Am 24. September.

„Mein lieber Cajus, mein ſüſſer Augapfel, wie ſehr ſehne ich mich nach dir, wenn du von mir abweſend biſt; das geſchieht aber vornehmlich an ſolchen Tagen, wie der heutige iſt. Dann ſehen ſich meine Augen nach dir um, und ſuchen dich allenthalben. Doch hoffe ich, daß du, ſeyſt du auch, an welchem Orte du immer wolleſt, meinen vier und ſechzigſten Geburtstag vergnügt und im Wohlwollen gegen mich werdeſt gefeyert haben; denn, wie du ſiehſt, ſo habe ich das alten Leuten insgemein ſo gefährliche drey und ſechzigſte, als das Stuffenjahr glücklich zurückgelegt. Der Himmel aber gebe, daß, ſo lange ich noch zu leben übrig haben werde, ſol-

ner ſind zwar in dieſem gefürchteten 63ſten Jahre geſtorben; aber wie weit mehrere haben ſolches nicht einmahl erreicht? Vermuthlich ſchreibt ſich der Urſprung dieſer heutiges Tages nicht viel mehr geltenden Meinung von der Gefährlichkeit dieſes Jahrs von den abergläubiſchen Egyptern oder Chaldäern her, die in der Combinirung und Multiplicirung der beyden Zahlen 7 und 9 etwas beſonders geſucht haben, deſſen Ungrund einem jeden von ſelbſt einleuchtet. Inzwiſchen hat Salmaſius hievon einen eigenen Tractat geſchrieben.

ches bey dem beſten und blühendſten Zuſtand der Republik geſchehen, und ich mich dabey eures beſtändigen Wohlſeyns zu erfreuen haben möge, damit ich ſodann nach Hinterlaſſung muthiger und tapferer Männer meinen Poſten verlaſſen könne."

Hundert acht und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 8.)

Wie Favorin gegen die Uippigkeit bey den Tafeln in einer Rede geeifert.

Als ich eine der alten Reden des Favorins, eines gewiß nicht unberedten Mannes, geleſen hatte, lernte ich ſolche faſt auswendig, um mich derſelben beſtändig zu erinnern, und jene Uippigkeit, welche er darin beſchreibt, deſto mehr zu verabſcheuen. Hier iſt ein Stück aus derſelben:

„Solche Verpraſſer und Wollüſtlinge," ſagt er, „halten das allein für eine köſtliche Mahlzeit, bey „welcher ein Gericht nach dem andern, und eines „noch immer beſſer und köſtlicher als das andere „aufgetragen wird, um ihren Appetit ja nicht durch „ein einziges zu ſtillen. Das heißt bey ihnen recht „geſchmauſet, wenn Pracht und Uiberfluß an ſtatt „angenehmer Scherze bey einem Gaſtmahl herrſchen. „Nach ihrer Meinung muß keines der Geflügel, auſ„ſer der Schnepfe (ficedulam) *), bey einer Mahl-

*) Eigentlich hieſſe dieſer Vogel ein Feigenfreſſer, welches ich glaube durch Schnepfe am füglichſten überſetzt zu haben; vielleicht könnte man auch Hortulane dafür ſetzen.

„zeit ganz verzehrt werden, und wenn von dem an„dern Geflügel nicht ſo viele bloſſe Hinterviertel auf„geſetzt ſind, daß man ſich daran allein ſatt eſſen „kann, ſo heißt das bey ihnen eine nüchterne, arm„ſelige Mahlzeit; denn ſolche Leute, welche auch die „vordern Theile des Geflügels eſſen, haben, ihrer „Meinung nach, keinen Geſchmack. Wenn es mit „der Uippigkeit noch weiter ſo fortgeht, ſo wird „wohl endlich nichts weiter übrig ſeyn, als daß „dieſe Wollüſtlinge ſich nur noch die Speiſen ſelbſt „vorkauen laſſen, damit ſie ſich nicht durch dieſe „Arbeit beym Eſſen ermüden. Wie ſtrotzen die Pol„ſter, auf welchen ſie bey der Tafel liegen, von „Gold, Silber und Purpur, daß ſie ſogar diejeni„gen, welche man den Göttern in ihren Tempeln „ausbreitet, an Pracht weit übertreffen."

Hundert neun und zwanzigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 10.)

Weiſe Verordnung der Mileſiſchen Obrigkeit gegen eine eingeriſſene Wuth des Selbſtmordes.

Indem Plutarch im erſten Buche von der Seele, von den verſchiedenen Gemüthskrankheiten handelt, womit ein Menſch kann befallen werden, meldet er von dem jungen Mileſiſchen Frauenzimmer, daß daſſelbe faſt insgeſammt auf den wunderlichen Einfall gekommen ſey, ſich, ohne daß eine anſcheinende Urſache dazu vorhanden geweſen *), ſelbſt das Leben

*) Plutarch führt (de virt. mulierum) an, daß einige,

zu nehmen, und daß die meiſten dieſer jungen Frauensperſonen durch Stricke demſelben ein Ende gemacht hätten. Wie dieſe ſonderbare Wuth von Tag zu Tage zunahm und kein Arzeneymittel derſelben Einhalt thun konnte: ſo habe die Obrigkeit dieſes Orts endlich den Entſchluß gefaßt, eine Verordnung heraus zu geben, daß die Körper aller derjenigen, die ſich erhänkt hätten, mit eben dem Strick, womit ſie ſich das Leben genommen, nackend durch die Stadt ſollten geſchleifet werden. Dieß habe die glückliche Wirkung gehabt, daß das Frauenzimmer, aus Furcht und Scham für einer ſolchen ſchimpflichen Behandlung nach ihrem Tode, nicht weiter daran gedacht habe einen Selbſtmord an ſich zu begehen *).

Hundert und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 11.)

Ergangener Rathsſchluß zu Rom gegen die Philoſophen.

Unter den Conſuln dem M. Fannius Strabo und

die mit einem gewiſſen Gift angeſteckt geweſene Luft als die Urſache hievon angeſehen haben: aber warum überfiel dieſe Wuth denn nicht eben ſo wohl die Mannsperſonen? Andere geben eine gewiſſe dem Frauenzimmer eigene Krankheit (furorem uterinum) als die Urſache hievon an.

*) Aus dieſer weiſen Verordnung kann man ſehen, daß die Strafen alsdann am wirkſamſten ſind, wenn ſie jeden Miſſethäter auf der ihm empfindlichſten Seite angreifen. Hievon lieſſe ſich eine Anwendung auf viele Fälle machen, z. B. bey den Zweykämpfen.

dem M. Valerius Meſſala erſchien ein Rathsſchluß gegen die Philoſophen und lateiniſchen Rhetoren des Inhalts: „Auf Antrag des Prätors M. Pomponius, betreffend die Philoſophen und Rhetoren, iſt im Senat beſchloſſen worden, daß der Prätor M. Pomponius, wie er es nach ſeinem Gewiſſen zum Beßten der Republik dienlich erachtet, dafür Sorge tragen möge, daß dieſe Leute aus Rom weggeſchafft werden.“

Nicht lange hernach (im J. d. St. 662,) haben die Cenſoren Cn. Domitius Aenobarbus und L. Licinius Craſſus eine Verordnung gegen die lateiniſchen Rhetoren ergehen laſſen, folgenden Inhalts: „Nachdem uns iſt hinterbracht worden, daß es Leute in der Stadt gibt, die eine neue Lehrart angefangen haben, und ſich den Nahmen lateiniſcher Rhetoren beylegen, deren Schulen von der Jugend beſucht werden, worin ſie Tage lang mit Müſſiggang zubringt; da doch unſere Vorfahren ſelbſt anzuordnen pflegten, was ihre Kinder lernen, und welche Schulen ſie beſuchen ſollten. Weil alſo dieſe Neuerung ganz wider die Sitte und Gewohnheit unſerer Vorfahren iſt, und uns ſo wenig gefällt, als von uns gebilligt wird: ſo haben wir hierdurch ſo wohl denen, die dieſe Schulen halten, als denen, die ſolche zu beſuchen pflegen, unſere Willensmeinung kund thun wollen, daß wir ſolche Neuerung auf alle Weiſe mißbilligen.“

Nicht allein aber in dieſen noch rohen Zeiten der Stadt Rom, da die Römer durch die griechiſchen Wiſſenſchaften noch nicht cultivirt waren *), hatten die

*) Denn nachher, als Rom eine mehrere Cultur erhalten, kamen die Philoſophen auch in ihr zu größerm Anſehen, welches man unter andern aus folgendem Beyſpiel ſehen kann. Als Pompejus nach rühmlichſt geen-

Philoſophen das harte Schickſal, daß ſie aus der Stadt vertrieben wurden; ſondern auch noch ſo gar unter dem Kaiſer Domitian erging ein Rathsſchluß gegen ſie, vermöge deſſen ſie die Stadt und das ganze italiäniſche Gebieth meiden mußten. Und eben unter dieſem Ungewitter, das über die Philoſophen erging, ſahe ſich der berühmte Weltweiſe Epiktet genöthigt, ſich von Rom hinweg, nach Nikopolis zu begeben.

Hundert ein und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 12.)

Ein Paar Stellen aus einer Vertheidigungsrede des Gracchus.

Als C. Gracchus aus Sardinien zurückkam, hielt er eine Rede an das Volk *), woraus ich folgende Stellen anführen will: „Mein ganzes Betragen in der Provinz, ſagte er, iſt jederzeit dahin gerichtet

digtem Kriege mit dem Könige Mithridates in das Haus des berühmten Philoſophen Poſidonius gehen, wollte, durften die Lictoren, die vor ihm hergingen, nicht, wie ſonſt gewöhnlich war, mit ihren Faſcen an der Thür anklopfen, ſondern ſie mußten ſolche aus Achtung für dieſen Gelehrten niederſenken. Fasces, ſagt Plinius (L. VII. c. 30.) lictoris | janua submisitis, cui oriens, occidensque sede submiserat.

*) Dieſe Rede hielt Gracchus zu ſeiner Vertheidigung, nachdem ihn die Cenſoren deßwegen verklagt hatten, daß er ſein Amt als Rentemeiſter (quaestor) in Sardinien verlaſſen, ehe ihm noch ein Nachfolger in ſeinem Amte beſtimmt worden, welches er gethan, um in eigener Perſon ſich um das Zunftmeiſter-Amt in Rom zu bewerben.

geweſen, nicht um meinen Ehrgeitz zu befriedigen, ſondern bloß um euer Beſtes zu befördern. Ich habe weder Köche, noch ſchöne Jünglinge mir zu meiner Aufwartung gehalten, und wenn eure Söhne mit mir geſpeiſt haben, ſo ſind ſie von mir zu gleicher, ja noch mehrerer Sittſamkeit und Beſcheidenheit angehalten worden, als wenn ſie im Dienſt auf ihren Poſten geſtanden.“ Weiterhin ſagt er: „Meine Aufführung in der Provinz iſt ſo beſchaffen geweſen, daß niemand auftreten wird, der mit Wahrheit ſagen könne, daß ich auch nur einen Heller (assem) von ihm zum Geſchenk angenommen hätte, und eben ſo wenig wird jemand ſagen können, daß er ſich meinetwegen die mindeſten Unkoſten zu machen nöthig gehabt hätte. Zwey Jahre bin ich in der Provinz geweſen; allein man mag mich für den ärgſten Schelm halten, wenn in dieſer ganzen Zeit eine unzüchtige Perſon meine Schwelle hat betreten dürfen; und daraus könnt ihr ſchließen, wie ich mit euren Söhnen umgegangen ſey.“ Bald darauf ſagt er: „Auf ſolche Weiſe habe ich meine Beutel, die ich voller Geld von Rom mit mir genommen, leer wieder dahin zurück gebracht; anſtatt daß andere ſogar ihre Weinflaſchen mit Silber angefüllt dahin wieder zurück gebracht haben *).

*) Dieſe ſchöne Rede des Gracchus hatte denn auch die Wirkung, daß er völlig losgeſprochen wurde.

Hundert zwey und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 16.)

Jämmerliches Ende des Milo von Croton.

Der berühmte Fechter Milo von Croton *), der, wie die Chroniken melden, in der fünfzigſten Olympiade den Siegskranz davon getragen, iſt auf eine recht elendigliche Art ums Leben gekommen. Als er nähmlich alt geworden, und die Fechterkunſt bey Seite geſetzt hatte, that er eine Reiſe in Italien ganz alleine, und kam auf dieſer Reiſe ohngefähr durch einen Wald. Hier wurde er am Wege einen Eichbaum gewahr, der in der Mitte ſehr weit von einander ſtehende Spalten hatte; vermuthlich kam ihm beym Anblick desſelben die Luſt an noch einmahl zu verſuchen, wie ſtark er noch an Kräften wäre. Er fuhr alſo mit ſeinen Händen in die Spalten des Baums, und bemühte ſich denſelben von einander zu reißen, es ging auch glücklich, er brachte die beyden Theile in der Mitte wirklich auseinander. Allein indem er unglücklicher Weiſe, gleich als nach vollbrachter Arbeit, die Hände einen Augenblick nachließ, klammerte ſich der Baum wieder feſt zuſammen, und ſeine beyden Hände blieben darin ſtecken, ohne daß er ſie

*) Wie man erzählt, beſaß dieſer Milo eine ſolche Stärke, daß er einen großen lebendigen Ochſen auf ſeinen Schultern auf den Schauſplatz trug, ihn bloß mit ſeiner Fauſt tödtete, und, wie man hinzu ſetzt, ihn in einem Tage verzehrte; welches letztere aber nicht glaublich, und wohl nur eine übertriebene Erdichtung iſt.

wieder losmachen konnte. Auf dieſe Art mußte er ein Raub der wilden Thiere werden.

Hundert drey und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV, c. 17.)

Was die atheniensiſche Jugend veranlaßt hat, von dem Flötenſpielen abzulaſſen.

Als der junge Alcibiades *) bey ſeinem Oheim dem Perikles in allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet wurde, ließ gedachter Oheim den Flötenſpieler Antigenidas kommen, um ſeinem Zögling auch auf dieſem Inſtrument Unterricht zu geben, als welches zu den Zeiten mit in den Plan einer freyen und edlen Erziehung gehörte. Der junge Alcibiades nahm alſo die Flöte, ſetzte ſie an den Mund und fing an zu blaſen, ſo bald er aber gewahr wurde, was für eine häßliche Verzerrung des Geſichts dieſes verurſachte: warf er die Flöte von ſich, und zerbrach ſie in Stücken. Dieß gab eine Veranlaſſung, daß nachher keiner mehr zu Athen auf der Flöte ſpielte.

*) Alcibiades, ein Sohn des Clinias zu Athen, war ein Menſch, der faſt alle Rollen zu ſpielen wußte. Er war Philoſoph, und doch zugleich ein Wollüſtling; ein Krieger, und zugleich ein Liebhaber des Frauenzimmers; mäßig und enthaltſam zu Sparta, und eben ſo prachtliebend und verſchwenderiſch am Hofe des Tiſſaphernes. Seine Feinde und Verfolger ſteckten endlich das Haus an, worin er ſich befand; er entkam aber doch glücklich dieſer Gefahr, bis ihn die nachgeſchickten Pfeile endlich erlegten.

Ich habe dieß in dem 29ten der Commentarien der Pamphila *) aufgezeichnet gefunden.

Hundert vier und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 18.)

Merkwürdige Prophezeihung der Pharſaliſchen Schlacht.

An eben dem Tage, an welchem Cäſar und Pompejus in dem bekannten bürgerlichen Kriege mit einander in Theſſalien ſich ſchlugen, trug ſich zu Padua jenſeits des Po-Fluſſes eine merkwürdige Sache zu. Ein gewiſſer Prieſter Nahmens Cornelius, der ſowohl von vornehmer Geburt, als auch ſeines heiligen Amts und ſeines frommen und tugendhaften Wandels wegen ſehr ehrwürdig war, fing auf einmahl, als ob er in eine Entzückung gerathen wäre, an, laut zu rufen: Es würde eben jetzt eine große und blutige Schlacht geliefert; hier weichen einige, rief er aus, dort dringen andere ein; hier geht es an ein Morden, dort nimmt man die Flucht; die Wurfſpieße fliegen umher; jetzt wird die Schlacht aufs neue angefangen; man fällt ein; man hört die Sterbenden röcheln; man ſieht das Blut der Wunden fließen. So ſprach er, gleich als ob er ſelbſt in der Schlacht

*) Pamphila, ein gelehrtes Frauenzimmer in Aegypten, des Sokratidä Ehefrau, lebte zu des Kaiſers Nero Zeiten. Sie ſoll durch den Umgang mit ihrem Manne und andern Gelehrten ſelbſt ſo gelehrt geworden ſeyn, daß ſie einige Bücher, wohin auch dieſe Commentarien oder Miscellanea gehören, geſchrieben hat.

gegenwärtig wäre, und alles mit eigenen Augen anſähe. Endlich rief er laut aus: Cäſar hat geſieget. Damahls achtete man nicht gleich auf dieſe Weißagung des Prieſters, ſondern man ſahe ihn als einen Mann an, der kindiſch, oder verrückt geworden wäre; allein nicht lange hernach hatte man deſto mehr Urſache ſeine Worte zu bewundern, indem nicht nur der Tag, an welchen die Schlacht in Theſſalien geliefert worden, ſondern auch alle Umſtände derſelben, die verſchiedenen Bewegungen der Truppen und die Art, wie beyde Kriegsheere mit einander geſtritten, mit den Worten und Grimaſſen, worin der Weißager ſie ſo natürlich vorgeſtellet, vollkommen überein trafen *).

*) Dieſe gewonnene Schlacht bey Pharſalien verſchaffte dem Cäſar die Oberherrſchaft über das römiſche Reich. Ein edler Zug zeigte ſich bey dieſer Gelegenheit in dem Charakter dieſes Helden, den ich hier noch anführen muß. Als Cäſar in das eroberte Lager des Pompejus kam, fand ſich unter andern in dem Zelte des Pompejus ein Käſtchen, worin ſich die geheime Correſpondenz, die mit dem Pompejus geführt worden, befand; allein Cäſar ließ dasſelbe, ohne es zu eröffnen, ſogleich mit allen darin befindlichen Briefen verbrennen. Ich will, ſagte er, lieber nicht wiſſen, welche meine Feinde ſind, als daß ich mich genöthigt ſähe, ſie zu beſtrafen. Was übrigens die hier angeführte ſonderbare Weißagung betrifft, die auch Plutarch (in Caesare) aus den verloren gegangenen Büchern des Livius anführt, ſo hat es den Anſchein, daß ſolche eher für eine Fabel oder glückliche Muthmaßung, als für eine wahre Geſchichte zu halten ſey.

Hundert fünf und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 19.)

Ein artiger Spruch des Varro.

Es gibt nicht wenige, auf welche das, was M. Varro in ſeiner Satyre, die den Titel, von Eßwaaren (περὶ ἐδεσμάτων) hat, paſſet. „Wenn du, ſagt er, nur den zwölften Theil der Mühe, die du dir gibſt, damit dein Bäcker gutes Brot backe, auf die Philoſophie verwenden wollteſt: ſo wäreſt du ſelbſt ſchon lange gut und rechtſchaffen geworden; jetzt aber wird ein jeder, der jenen Bäcker kennt, das Brot von ihm kaufen wollen, und wenn es auch noch ſo theuer wäre; dahingegen ein jeder, der dich kennet, auch keinen Heller für dich geben würde."

Hundert ſechs und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 20.)

Etwas von dem Dichter Euripides.

Theopompus*) meldet, daß des Dichters Euripides Mutter Küchen-Kräuter zu Kaufe gehabt, und ſich damit genähret habe, ſeinem Vater aber hätten die Chaldäer von dieſem ihm gebohrnen Sohne vorhergeſagt, daß er, wenn er erwachſen, den Sieg in den Wettkämpfen davon tragen würde. Dieß habe

*) Von dieſem ſehe man oben Kap. 88.

der Vater ſo ausgelegt, daß er ein guter Fechter werden würde, nachdem er alſo dafür geſorgt, daß ſein Sohn am Körper ſtark, und im Fechten wohl geübt geworden, habe er ihn mit ſich nach Olympia zu den daſigen Wettkämpfen genommen; das erſtemahl habe man ihn, aus Bedenken wegen ſeines dazu noch nicht ſchicklichen Alters, nicht zugelaſſen; hernach aber habe er in den Eleuſiniſchen und Theſäiſchen Kämpfen *) ſich ſo gut gehalten, daß er gekrönet worden. Euripides aber wurde dieſer Leibesübungen müde, und legte ſich auf die Cultur des Geiſtes, er hörte den Naturkündiger Anaxagoras **) und den Rhetor Prodikus ***), in der Mo-

*) Die Eleuſiniſchen Kämpfe wurden der Göttin Ceres zu Ehren, und die Theſäiſchen dem Theſeus von Athen zu Ehren daſelbſt gehalten.

**) Anaxagoras, ein berühmter Philoſoph und Schüler des Anaximenes, der ſich aus Liebe der Philoſophie ſeines reichen Erbtheils begeben, wurde zu Klazomene in der 70ſten Olympiade gebohren. Er hat ſchon den Mond für einen bewohnten Körper, und die Sonne für eine feurige Maſſe gehalten, auch nebſt der Materie einen Geiſt zur Hervorbringung der Dinge in der Welt angenommen, weßwegen ihm der Nahme νοῦς d. i. Geiſt, beygelegt worden. Er wurde zwar der Atheiſterey wegen zu Athen angeklagt, aber von ſeinem Schüler dem Perikles glücklich vertheidigt, worauf er zu Lampſacus in ſeinem 72ſten Jahre geſtorben.

***) Prodikus, ein griechiſcher Sophiſt und Redner, aus der Inſel Ceo, lebte in der 86ſten Olympiade und war ein Schüler des Protagoras. Unter ſeinen Reden iſt diejenige beſonders berühmt, in welcher er die Tugend und Wolluſt als zwo Frauensperſonen vorſtellt, deren

ral aber wurde er ein Schüler des Sokrates, worauf er in ſeinem achtzehnten Jahre anfing eine Tragödie zu ſchreiben. Philochorus *) meldet, das auf der Inſel Salamin eine fürchterliche Höhle ſey, die ich auch ſelbſt geſehen habe, in welcher Euripides ſeine Trauerſpiele verfertigt; er ſey ein abgeſagter Feind des Frauenzimmers geweſen, entweder aus einem natürlichen Widerwillen gegen dasſelbe; oder weil er in ſeiner Ehe, welche er mit zwo Frauen zugleich geführt, welches bey den Athenienſern durch eine ausdrückliche Verordnung war erlaubt worden **), unglücklich geweſen. Ariſtophanes gedenket dieſes ſeines Haſſes gegen das Frauenzimmer (in prioribus Thesmophoriazusis) mit dieſen Worten: „Ich ermahne alſo alle Damen, ſich an dieſem Mann aus vielen Urſachen zu rächen; denn er führt ſich

ſo

jebe den jungen Herkules, als er zweifelhaft am Scheidewege ſtund, auf ihre Seite zu bringen ſuchte. Man findet die ſchöne Erzählung davon beym Xenophon. (Memorab. L. II. c. 1.)

*) Philochorus, ein berühmter Hiſtoriker zu den Zeiten des Ptolemäus Philopators. Er wurde auf Veranlaſſung des macedoniſchen Königs Antigonus ums Leben gebracht.

**) Dieß geſchah, um die von Menſchen entblößte Stadt deſto eher wieder zu bevölkern; daher auch Sokrates ſelbſt nebſt der Xantippe noch die Myrto, eines gewiſſen Ariſtides Tochter, zur Ehe hatte, worüber ihm von keinem ſeiner Feinde ein Vorwurf gemacht wurde. Nach dem Suidas hat aber Euripides die zwo Frauen nicht auf einmahl gehabt, ſondern nachdem er ſich von der erſten geſchieden, die zwote genommen, die ihm aber auch Verdruß gemacht.

ſo wild und tölpiſch auf, daß man wohl ſieht, daß er nur bey Kohl und Rüben iſt auferzogen worden." Alexander der Aetolier*) aber hat einige Verſe folgenden Inhalts auf den Euripides gemacht: „Dieſer Schüler des alten Anaxagoras grüßte zwar niemand höflich, und ſchien ein Feind des Lachens und alles Scherzes, auch ſogar bey dem Wein zu ſeyn; was er aber ſchreibt, das iſt ſo ſüß wie Honig, und klingt ſo angenehm, als der Geſang der Sirenen."

Als dieſer Euripides einsmahl bey dem König Archelaus in Macedonien, der einen genauen Umgang mit ihm hatte, zur Abendtafel geweſen war, und des Nachts von da zurückkam, hatte er das Unglück, von Hunden, die einer ſeiner Neider und Nacheiferer auf ihn gehetzt, ſo übel zugerichtet zu werden, daß er an den erhaltenen Wunden und Verletzungen ſterben mußte. Sein Grab und Andenken haben die Macedonier ſo ſehr geehrt, daß ſie als einen Lobſpruch von ihm die Worte gebraucht: „Dein Andenken, o Euripides, wird nie vergehen." Sie wußten ſich auch ſo viel damit, daß dieſer vortreffliche Dichter in ihrem Lande begraben worden, daß, als nachher die Athenienſer Geſandten an ſie abſchickten mit der Bitte, ihnen die Gebeine desſelben nach Athen verabfolgen zu laſſen, ſie ſolches ihnen einmüthig abſchlugen, und nie darein haben willigen wollen.

*) Dieſer Alexander war ein Grammatiker und tragiſcher Dichter zu des Ptolemäus Philadelphus Zeiten.

Hundert ſieben und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 22.)

Die Hiſtorie von dem Sertorius, einem berühmten General.

Sertorius*), ein Mann voll Feuer und ein wirklich großer General, der ein Kriegsheer meiſterhaft anzuführen, und ſeine Lagerſtätte aufs geſchickteſte zu wählen verſtund, hielt ſich alsdann, wenn er ins Gedränge kam, alle Mittel für erlaubt, wodurch er ſeine Soldaten bey gutem Muth erhalten konnte. Waren ihm Lügen und Unwahrheiten dazu behülflich, ſo bediente er ſich derſelben ohne Bedenken; er erdichtete Briefe, die er erhalten hatte; gab Träume und Offenbarungen vor, um nur ſeinen Endzweck zu erreichen. Man kann dahin auch folgenden berühmten Streich, den er ſpielte, rechnen: Ein Einwohner Luſitaniens**) brachte ihm einmahl eine

*) Sertorius hatte es mit dem Cinna gehalten; als aber Sylla aus Griechenland zurückkam, flohe er aus Furcht vor ihm nach Spanien, wozu auch damahls Luſitanien oder Portugall gehörte. Hier wehrte er ſich mit einem geringen Heer eine lange Zeit gegen die zahlreichſte Macht der Römer, ja ſo gar gegen den Pompejus ſelbſt recht tapfer und glücklich, bis er zuletzt meuchelmörderiſcher Weiſe umkam.

**) Er hieß Spanus und brachte dieß Thier, das er als ein junges gefunden, als eine Seltenheit zu dem Sertorius. Dieſer General futterte das junge Thier in ſeinem Zelte, und machte es ſo zahm, daß es ihm allenthalben, ſelbſt in den Schlachten nachfolgte.

Hirſchkuh, von der ſchönſten blendendſten Weiße und ungemeiner Behendigkeit, zum Geſchenk. Von dieſem Thier gab er hernach vor, es wäre ihm vom Himmel ſelbſt zum Geſchenk geſandt, und würde von der Göttin Diana beſeelet, die durch dasſelbe mit ihm rede, und ihm alle nützliche Anſchläge an die Hand gäbe. Fiel den Soldaten dieſer oder jener gegebene Befehl zu hart und zu beſchwerlich, ſo gab er gleich vor, durch die Hirſchkuh ſey ihm dieſes angegeben worden, und den Augenblick war man als auf einen erhaltenen Götter-Ausſpruch gehorſam. Als aber einsmahl unvermuthet die Nachricht vom hereinbrechenden Feinde einlief, und daher im Lager ein großes Getümmel entſtund, wurde das Thier ſo erſchrocken, daß es davon lief und ſich in den nächſten Sumpf verbarg. Man ſuchte es lange, und da man es nicht wieder finden konnte, hielt man es für verloren. Es währte aber doch nicht lange, ſo bekam Sertorius die Nachricht, daß es ſich wieder gefunden hätte. Er aber verboth dem Uiberbringer dieſer Nachricht unter den ſtärkſten Bedrohungen, das Geringſte ſich davon verlauten zu laſſen, und gab ihm den Befehl, daß er es den folgenden Tag an dem Ort, wo er ſich mit ſeinen vertrauten Freunden verſammeln würde, auf einmahl herein laſſen ſolle. Wie er nun den folgenden Tag ſeine Freunde und Offiziers um ſich hatte, erzählte er ihnen, er habe einen Traum gehabt, darin es ihm vorgekommen wäre, daß die verlorne Hirſchkuh ſich wieder bey ihm eingefunden, und ihm ſo wie zuvor zur Rathgeberin gedient hätte. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo kam das Thier auf das verabredete Zeichen in das Zimmer des Sertorius hereinge-

laufen *). Die ganze Verſammlung erhob für Verwunderung ein lautes Freudengeſchrey, und Sertorius machte ſich die Leichtgläubigkeit dieſes abergläubiſchen Volks in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten fernerhin vortrefflich zu Nutze. Man berichtet daher auch, daß von allen den Nazionen, die es mit dem Sertorius gehalten, keine einzige, ohnerachtet er in manchen Schlachten den Kürzern gezogen, von ihm abgefallen ſey, da doch ſonſt dieſe barbariſchen Völker ſehr veränderlich geweſen ſind.

Hundert acht und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 27.)

Von den Comitien und Teſtamenten bey den Römern.

In einem Buche des Lälius Felix an den Q. Mucius findet man, daß Labeo melde, calata comitia **) wären diejenigen, welche zum Beßten des Collegiums der Prieſter †) (pro collegio pontificum),

*) Und nach dem Plutarch (unter Sertorius) ſchmeichelte es ſeinem Herrn, legte ſich ſo gleich mit dem Kopf auf ſeinen Schooß vor ihm hin, leckte und küßte ihm die rechte Hand, weil er es nähmlich aus dieſer Hand oftmahls gefuttert hatte; welches aber dem dummen Volke als etwas Auſſerordentliches vorkam.

**) Calata comitia, von dem alten Wort calare (griechiſch καλεῖν) zuſammen berufen, hieſſen anfangs überhaupt alle Comitia; nachher aber wurde es nur insbeſondere von denen gebraucht, an welchen Teſtamente verfertigt, oder Prieſter gewählt wurden.

†) Wenn nähmlich daſſelbe den Conſul erſuchte, daß er ihrer Angelegenheit wegen ein Comitium halten möchte.

entweder um den Opfer=König *) (regem sacrorum), oder einen der Flaminen (Prieſter des Mars, oder des Jupiters) einzuweihen, ſeyn gehalten worden. Von dieſen hieſſen einige curiata, und einige centuriata. Die curiata waren, wenn das Volk nach den (dreyßig) Curien durch den Lictor zuſammen berufen wurde; geſchah aber dieſe Zuſammenberufung durch den Hornbläſer oder Herold (per cornicinem) nach Centurien **), ſo hieſſen ſie centuriata. In den eben genannten comitiis calatis geſchahe auch die detestatio sacrorum †), und die Verfertigung der Teſta=

*) Rex sacrorum war der erſte und vornehmſte unter den Opferprieſtern.

**) Von der Eintheilung in Centurien, die Servius Tullius gemacht, ſehe man die Anmerk. Kap. 93.

†) Zum Verſtändniß dieſer Sache muß hier folgendes gemerkt werden: Zu Rom gab es nach unſerm Gellius (L. V. c. 19.) eine zweyfache Weiſe der Annehmung an Kindesſtatt. Die eine hieß Adoptatio (auch adoptio), wenn einer, der noch unter väterlicher Gewalt ſtund privatim, vor dem Prätor, in eine fremde Familie als ein Erbe, oder an Kindesſtatt aufgenommen wurde. Die andere Art aber hieß Arrogatio, da nicht nur eine einzelne Perſon, die ihr eigener Herr (sui juris) war, ſondern auch deſſen Angehörige in eine andere Familie aufgenommen wurden. Die dabey gewöhnliche Formel findet man beym Gellius (L. V. c. 19.). Dieſe Arrogation aber durfte nicht anders als publice, mit Einwilligung des Volks, und im Beyſeyn der oberſten Prieſter geſchehen; denn es konnte derjenige, welcher arrogiert werden ſollte, aus einer ſolchen Familie ſeyn, welche gewiſſe jährliche Familienfeſte in ihren Häuſern zu begehen verpflichtet war, auf deren Beybehaltung zum Wohl des

mente. Es gab nähmlich dreyerley Arten der Teſtamente. Die eine war diejenige, wenn öffentlich bey der Verſammlung des Volks in comitiis calatis ſolche letzte Willensmeinungen gemacht wurden. Die zwote Art der Errichtung derſelben geſchahe in procinctu, d. i. wenn man eben im Begriff ſtund dem Feinde ein Treffen zu liefern *); und die dritte Weiſe ein Teſtament zu machen, geſchahe durch die Emancipation per aes et libram **).

Bey eben dieſem Lälius Felix lieſt man auch noch folgendes: „Wenn jemand nicht das geſammte

ganzen Geſchlechts der Oberprieſter Acht haben mußte. Wollte nun jemand die Erbſchaft einer ſolchen Familie antreten, ſo mußte er in den comitiis curiatis vor dem ganzen Volk, in Gegenwart der Oberprieſter angeloben, daß er zu immerwährenden Zeiten ſolche Familienfeſte beybehalten und beobachten wolle, und das hieß detestatio sacrorum; wovon man weiter nachſehen kann des Maternus von Cilano Römiſche Alterthümer Th. 1. S. 167.

*) Bey einem ſolchen Teſtament, das ein Soldat mündlich in Gegenwart auch nur zweener Zeugen machen konnte, wurden weiter keine Solemnitäten erfordert; daher es auch unter die privilegirten Teſtamente gehörte.

**) Das war bloß eine Fiction der alten römiſchen Juriſten, denn weil die ordentlichen Geſetze von der Erbfolge durch eine Privatverordnung, wie ein Teſtament war, nicht konnten aufgehoben werden; ſo erdichteten ſie zum Schein einen Verkauf der Erbſchaft. Es wurde alſo ein familiae (der Erbſchaft) emtor beſtellet, welchem der testator vor fünf Zeugen, nebſt dem antestato und libripende die Erbſchaft gleichſam verkaufte, und das hieß ein Teſtament per aes et libram.

„Volk, ſondern nur einen Theil desſelben zuſam„men beruft: ſo hieſſen ſolche Zuſammenkünfte nicht „comitia, ſondern nur concilia *). Die Zunftmei„ſter (tribuni) aber können weder die Patricier zu„ſammen berufen, noch an ſie von irgend einer Sa„che referiren. Die Verordnungen alſo, welche auf „den bloſſen Antrag der Tribunen gemacht worden, „hieſſen eigentlich nicht Geſetze, leges, ſondern ple„biscita. Anfänglich waren die Patricier an ſolche „gemachte Verordnungen auch nicht gebunden, bis „der Dictator Q. Hortenſius ein Geſetz aufbrachte, „kraft welchem alle römiſche Bürger (Quirites) an „dasjenige, was der plebs verordnet, ſollten gebun„den ſeyn **).“

Noch findet man in eben dieſem Buche folgendes: „Wenn in den Verſammlungen des Volks die „Stimmen nach den verſchiedenen Curien (ex generi„bus hominum) geſammlet wurden: ſo waren es „comitia curiata; geſchahe die Stimmenſammlung „nach dem Alter, und dem zu entrichtenden censu „(ex censu et aetate): ſo waren es comitia contu„turiata; wenn endlich ſolche nach den verſchiedenen „Gegenden, welche die tribus bewohnten (ex re„gionibus et locis), vorgenommen wurde: ſo hieſſen

*) So hieſſen Concilia die Zuſammenkünfte des Volks, welche bloß von den Zunftmeiſtern desſelben veranſtaltet wurden; denn dieſe hatten nicht das Recht das geſammte römiſche Volk (universum populum), wie in den comitiis geſchah, zuſammen zu berufen.

**) Dieß geſchah im J. d. St. 413. Doch war auch ſchon vorher im J. 304 eine dergleichen Verordnung gemacht worden, wie Livius (lib. 3.) meldet.

„ſie comitia tributa *). Die comitia centuriata „aber turften nicht innerhalb dem ſogenannten po- „moerium **) gehalten werden; denn da zur Si- „cherheit und Erhaltung einer guten Ordnung beym „Stimmegeben die Kriegsvölker den Wahlplatz be- „ſetzten, dieſe aber innerhalb der Stadt dazu kein „Recht hatten, ſo wurden die comitia centuriata „auf dem Marsfelde (in campo Martio) gehalten, „allwo die Soldaten dem Volke, wenn es im Stim- „megeben begriffen war, zum Schutz dienen konn- „ten."

*) Tribus waren die drey Haupttheile, worin Romulus das ganze Volk eingetheilt hatte, und welche die Rhamnenſer, Tatienſer (von dem Könige der Sabi- ner Tatius) und Luceren hieſſen. Tarquinius Pris- cus verdoppelte dieſe Zahl, welche endlich bis auf 35 ſtieg, und die dann in urbanas und rusticas getheilt wurden. Einen jeden tribum hatte Romulus wieder in 10 Curien getheilt, ſo daß ihrer in allen 30 wa- ren, die auch, ohngeachtet der Vermehrung der tri- buum, immer bey dieſer Anzahl blieben.

**) Pomoerium, wovon unſer Gellius (L. XIII. c. 14) gehandelt hat, und wovon ich hier noch einen kurzen Auszug beyfügen will, nannte man den Raum inner- halb der Stadt von der Mauer an bis an die näch- ſten Häuſer. Einige aber rechnen auch noch einen ge- wiſſen beſtimmten Raum auſſerhalb den Stadtmauern um die Stadt herum dazu. Gellius führt oben an, daß das pomoerium nach dem Zuwachs der Stadt auch weiter ſey ausgedehnt worden, und daß von den 7 Hügeln oder Bergen, woraus Rom beſtanden, nur der Aventiniſche Hügel auſſerhalb dem pomoerium gelegen habe. Es hätten auch weder der König Ser. Tullius, noch Sylla, noch auch nachher Julius Cä-

Hundert neun und dreyßigſtes Kapitel.

(L. XV. c. 31.)

Von einem berühmten Gemählde des Protogenes.

Demetrius, ein berühmter Feldherr ſeiner Zeit, der wegen ſeiner großen Wiſſenſchaft, die er in der Belagerungskunſt und der Erfindung der dazu dienlichen Maſchinen beſaß, den Beynahmen des Eroberers der Städte (πολιορκητής) erhielt, belagerte die ſchöne und prächtige Hauptſtadt der im Alterthum ſo ſehr berühmten Inſel Rhodus. Er war eben im Begriff gewiſſe vor der Stadt gelegene öffentliche Gebäude, die eine ſchwache Beſatzung hatten, und in welchen ſich jenes merkwürdige Bild des Jalyſus *)

ſar, da ſie das pomoerium weiter ausgedehnt, dieſen Hügel in dasſelbe mit eingeſchloſſen, wovon Meſſala als die wahrſcheinlichſte unter allen Urſachen angegeben, weil Remus auf dieſem Berge bey Erbauung der Stadt ſeine Auſpicien angeſtellt, und daſelbſt ſchlimme Vögel zur Vorbedeutung gehabt, und daher von ſeinem Bruder Romulus, welcher glückliche Vögel geſehen, ſey übertroffen worden. Doch führt er dabey aus einem Buche des Elis, eines alten Grammatikers, an, daß der Kaiſer Claudius nachher den Aventiniſchen Hügel mit in das pomoerium gezogen habe.

*) Jalyſus bedeutet hier nicht die Stadt gleiches Nahmens auf der Inſel Rhodus, ſondern einen gewiſſen Held, einen Sohn des Ochimus, der wieder ein Sohn der Sonne geweſen. Aelian berichtet (Var. Hist. L. XII. c. 41.), daß von dem Meiſter ſieben Jahre mit der Verfertigung dieſes Gemähldes zugebracht worden. —

von der Hand des berühmten Mahlers Protogenes *) befand, zu verwüſten und in Brand zu ſtecken; weil er faſt raſend darüber war, daß er dieſes ſchöne und vortreffliche Meiſterſtück den Rhodiern nicht entreiſſen konnte. Die Rhodier aber ſchickten, als er eben damit umging, Geſandten zu ihm hinaus und lieſſen ihm ſagen: Was für ein Unſinn hat dich überfallen, daß du dieſes Gemählde ſammt den Gebäuden,

Apelles ſelbſt ſoll, wie Plutarch (in Demetr.) ſagt, über das Stück in eine ſolche Verwunderung gerathen ſeyn, daß er Anfangs kein Wort ſprechen können, und endlich geſagt habe, das Stück ſey ungemein ſchön und verrathe vielen Fleiß und Mühe, doch fehlten ihm die Grazien, die ſeine Gemählde zierten. Es iſt dieſes berühmte Stück hernach nach Rom gekommen und in dem Tempel des Friedens aufgehangen worden (Cf. Plin. L. XXXV. c. 10.)

*) Dieſer berühmte Mahler war aus Caunus, einer Stadt der Inſel Rhodus, gebürtig. Er war Anfangs ſehr arm, und mahlte nur Schiffe, welches er, wie Plinius (L. 35. c. 10.) meldet, bis in ſein funfzigſtes Jahr getrieben. Nachher lieferte er auch wichtigere Stücke, unter welchen das hier vorkommende Gemählde das vornehmſte und ſein Meiſterſtück geweſen. Plinius (l. cit.) berichtet, daß unter andern darauf ein Hund befindlich geweſen ſey, deſſen Schaum der Mahler, da ihm ſonſt alles wohl gelungen, nicht habe recht treffen können, er hätte endlich aus Unwillen den naſſen Pinſel an das Gemälde geworfen, durch welchen ungefähren Zufall aber der Schaum ſich ſehr natürlich dargeſtellt habe. Eben dieſes ſoll auch dem Nealces, als er den Schaum eines Pferdes vorſtellen wollen, begegnet ſeyn. Noch iſt zu bemerken, daß nach andern Schriftſtellern Protogenes damahls noch ſelbſt gelebt hat, und nicht ſchon todt geweſen iſt.

worin es ſich befindet, verderben und in Aſche legen willſt? Du kannſt ja, wenn du den Sieg über uns erhalten und unſere Stadt erobert haſt, dasſelbe unverſehrt in deine Gewalt bekommen und Beſitzer davon werden; ſollteſt du uns aber nicht beſiegen können, ſo bitten wir dich zu überlegen, ob es dir nicht zur Schande gereichen müſſe, aus Unwillen, daß du die Rhodier nicht haſt überwinden können, deine Waffen gegen einen todten Mahler gekehrt zu haben. So bald Demetrius dieſe Bothſchaft vernommen hatte, machte dieſelbe einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er die Belagerung aufhob, und ſowohl das Gemählde, als die Stadt, die Beſitzerin davon war, verſchonte.

Hundert und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 1.)

Eine vortreffliche Maxime des Muſonius.

Ich habe in meinen Schuljahren einmahl gehört einen Spruch anführen, der von dem Weltweiſen Muſonius herrühret, und der, weil er eine recht ſchöne Wahrheit in kurzen und nachdrücklichen Worten enthält, nie aus meinem Sinn und Gedächtniß gekommen iſt. Dieſe vortreffliche Maxime, der ich mich jederzeit ſo gerne wieder erinnere, lautet ſo: Thuſt du etwas Gutes und Löbliches, wenn dir dieſes gleich Mühe und Arbeit koſtet: ſo bedenke, daß die Mühe, die du darauf verwendeſt, hernach aufhöret, der Ruhm davon aber dir bleibet; thuſt du hingegen etwas Böſes, das dir zwar ein Vergnügen verſchaffet: ſo be-

denke doch, daß dieſes Vergnügen wieder verſchwindet, die Schande aber dir bleibet.“

Eben dieſe Maxime habe ich hernach auch in einer Rede des Cato gefunden, die er zu Numantia an die Ritter gehalten. Ob ſie gleich daſelbſt etwas weitläuftiger und nicht in ſo kurzen Worten, wie dort im Griechiſchen ausgedrückt iſt: ſo verdient ſie doch auch wegen ihres höhern Alterthums unſere Achtung und Aufmerkſamkeit, ich will ſie daher mit ſeinen eigenen Worten hieher ſetzen: „Bedenket, ſagt er, und überleget es wohl bey euch ſelbſt, daß, wenn ihr, ohne Mühe und Arbeit zu ſcheuen, etwas Löbliches verrichtet, und zu Stande gebracht habet, dieſe Mühe und Arbeit hernach ein Ende hat und aufhöret, daß ihr aber den Ruhm und den Vortheil von dieſer löblichen That, ſo lange ihr lebt, zu genießen habet. Laſſet ihr euch aber von dem Vergnügen dahin reißen etwas Unrühmliches zu thun: ſo wird das Vergnügen ſehr bald verſchwinden, die Schande aber wird euch euer ganzes Leben hindurch nicht verlaſſen.“

Hundert ein und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 3.)

Gedanken eines alten Arztes vom Hunger.

Ich brachte nebſt andern zu Rom oft ganze Tage lang in Geſellſchaft mit dem Favorin zu; denn dieſer angenehme Mann nahm uns durch ſeine Reden ſo ſehr ein, daß wir, wie bezaubert von ihm, ihn allenthalben, wo er hinging, begleiteten. Bey einem Beſuch, den er einſtmahls bey einem Kranken abſtat-

tete, und wohin wir ihn ebenfalls begleitet hatten, ſprach er mancherley mit den anweſenden Aerzten in griechiſcher Sprache. Unter andern hörte ich, daß er zu ihnen ſagte: Das iſt auch kein Wunder, daß ſein Appetit, der ſonſt vorher allezeit ſo ſtark geweſen iſt, ſich nach dem ihm auferlegten dreytägigen Faſten verloren hat; denn, ſagte er, Eraſiſtratus *) hat wohl recht, wenn er ſchreibt, daß, wenn der Magen ganz leer iſt, die ſchlappen Fiebern desſelben machten, daß man alsdenn Hunger verſpühre; welcher ſich aber, wenn der Magen entweder mit Speiſen angefüllet würde, oder ſich durch eine lange Enthaltſamkeit zuſammen zöge, wieder verlöre. Die Scythen hätten daher nach eben dieſem Schriftſteller die Gewohnheit, daß ſie, wenn es die Noth erfordere, eine lange Zeit Hunger auszuſtehen, ſich den Leib mit umgelegten Binden ſtark zuſammen ſchnürten, und durch dieſe Zuſammenpreſſung des Leibes den Hunger lange vertreiben zu können glaubten **). Dieſes und

*) Eraſiſtratus, ein griechiſcher Arzt, von Julis auf der Inſel Cea gebürtig, lebte in der 120. Olympiade. Er hat ſich beſonders durch anatomiſche Bemühungen groſſen Ruhm erworben. Er ſtand unter andern in den Gedanken, daß in den Arterien kein Blut, ſondern lauter Luft enthalten wäre. Er war ein Feind von weitläuftigen Recepten, und hielt wie ſein Lehrer Chryſippus Cnidius dafür, daß das Aderlaſſen und Purgiren nichts nutze. Er ſoll, wie Plinius meldet, für die Cur, die er an dem Antiochus verrichtet, 100 Talente bekommen haben. Von ſeinen Schriften aber iſt nichts mehr vorhanden.

**) Auch ſollen noch jetzo die Akanzas, eine Indianiſche Nazion in Amerika, oftmahls drey bis vier Tage ohne Eſſen zubringen, und zu dem Ende, wenn ſie auf

viel anders von dergleichen Materie führte damahls Favorin auf die angenehmſte Weiſe an. Als ich aber hernach des Eraſiſtratus erſtes Buch von den Eintheilungen (διαιρέσεων) ſelbſt ohngefähr in die Hände bekam, fand ich darin, daß das, was Favorin geſagt hatte, damit völlig gleichlautend war. Seine hieher gehörigen Worte ſind dieſe: „Wir glaubten alſo, daß wegen der ſtarken Zuſammenpreſſung des Leibes der Hunger ſehr groß ſeyn müſſe, indem auch diejenigen, welche ſich freywillig aller Speiſe enthalten, anfänglich einen ſtarken Hunger verſpüren, welcher aber nachher immer mehr abnimmt.“ Und weiterhin heißt es: „Auch die Scythen haben die Gewohnheit, daß ſie, wenn ſie gewiſſer Umſtände halber ſich genöthiget ſehen Hunger zu leiden, alsdann ſich den Leib mit weiten und langen Binden zuſammenſchnüren, in der Meinung, daß ſie dann der Hunger nicht ſo ſehr plage; denn da der Magen, indem er ſo zuſammen gepreßt iſt, ſeine Leerheit und Hohlichkeit verlieret, hört auch die Empfindung des Hungers auf.“

Eraſiſtratus ſchreibt in eben dieſem Buche, daß ein gewiſſer Heißhunger, welchen die Griechen die Freßluſt (βούλιμον) nennen, bey ſehr kalter Witterung viel gewöhnlicher ſey, als wenn es warm und angenehm iſt, und daß ihm die Urſache hievon noch nicht recht bekannt ſey. „Es verdienet,“ ſagt er, „eine Unterſuchung, woher es kommen mag, daß der Heißhunger bey kalter Witterung gewöhnlicher iſt, als bey milder und angenehmer.“

Reiſen ſind, ſich einen Gürtel um den Leib binden, und ſolchen, je leerer er wird und an Stärke abnimmt, immer mehr zuſammen ziehen.

Hundert zwey und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 4.)

Von der Kriegserklärung, und dem Soldateneid bey den alten Römern.

Cincius *) meldet im dritten Buch vom Kriegsweſen, daß der Fecial bey den Römern, indem er zum Zeichen der Kriegserklärung einen Wurfſpieß nach dem feindlichen Lande geworfen, ſich dabey folgender Formel bedient habe: „Weil das Volk der Hermunduler Feindſeligkeiten gegen das römiſche Volk begangen, und daher das römiſche Volk den Krieg gegen das Volk der Hermunduler beſchloſſen hat: ſo kündige ich und das römiſche Volk ihm hiemit den Krieg an.“ —

In dem fünften Buche eben dieſes Schriftſtellers lieſet man auch folgendes: „Wenn vor Zeiten Soldaten angeworben und aufgeſchrieben waren, ſo legte ihnen der Oberſte einen Eid folgenden Inhalts zu ſchwören vor: Daß du bey der Armee unter dem Befehl der Conſuln des C. Lälius und des L. Cornelius zehn tauſend Schritte weit in der Runde um das Lager, weder allein, noch in Geſellſchaft deiner Kameraden etwas mit Bedacht und Vorſatz wegnehmen wolleſt, daß dem Werth nach mehr als ein Silberſtück (nummus) iſt, und daß du, ſo oft du außerhalb dem Lager einen Spieß, oder das Holz eines

*) Dieſer Tactiſche Schriftſteller kommt etwa ein oder ein Paar Mahl auch noch beym Macrobius vor, ſonſt weiß man weiter nichts von ihm.

Wurfſpießes, oder Rüben, Futter, einen Schlauch, einen Blaſebalg, oder eine Fackel finden wirſt, und es mehr als ein Silberſtück werth iſt, ſolches zu den Conſuln dem C. Lälius und dem L. Cornelius, oder zu demjenigen, der von ihnen beyden an dem Tage das Ober-Commando bekommen hat, bringen, oder innerhalb der nächſten drey Tage bekennen wolleſt, was du gefunden und ohne böſe Abſicht aufgehoben haſt; und daß du ſolches demjenigen, den du für deſſen Eigenthümer hältſt, treulich wieder überliefern wolleſt."

Den einrollirten Soldaten wurde hernach ein Tag beſtimmt, an welchem ſie ſich ſtellen mußten. Bey dem darüber abgelegten Eid fanden keine andere als nur folgende Urſachen zu einer Entſchuldigung Statt, als die Leichenbeſtattung eines Anverwandten, die zehn Söhnungstage nach derſelben, wofern man ſie nur nicht mit Fleiß dazu ausgewählt hatte, um wegbleiben zu können; ferner die fallende Sucht; eine böſe Vorbedeutung, die man nicht ohne Sühnung übergehen durfte; ein jährliches Opfer, das an keinem andern, als dieſem Tage geſchehen konnte; eine feindliche Gewalt, worein man gerathen; oder die Pflicht, wozu man ſich anheiſchig gemacht, mit einem andern vor Gericht zu erſcheinen. War nun ein Soldat durch eine dieſer angeführten Umſtände entſchuldiget, wenn er an dem beſtimmten Tage nicht erſchien und ſich einſtellte, ſo mußte er doch den erſten Tag, da er frey war, ſich ſtellen, und ſich zu ſeinem Chef nach der Stadt, dem Flecken oder Dorf verfügen, wo ſolcher ſich aufhielt.

Im ſechsten Buche jenes angeführten Werks heißt es noch: „Die Reihen der Reuterey bey einer Armee

hin-

hieſsen Flügel (alae), weil ſie die Legionen der Fuß-völker Rechts und Links, wie die Flügel der Vögel, auf beyden Seiten umſchloſſen. Eine Legion beſteht aus ſechzig Centurien, die Manipuln aus dreyßig, und die Cohorten aus zehn *)."

Hundert drey und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 11.)

Von den Marſen und Pſyllen, und der letztern Untergang.

Man ſagt, daß die Marſen, eine Nazion in Italien, von einem Sohne der Circe, ihren Urſprung haben; daher dieſe Leute, wofern ſie ſich nur nicht durch Heirathen mit andern Nazionen vermiſcht haben, die ihnen angeborne Kraft beſitzen ſollen, daß ſie die allergiftigſten Schlangen bändigen, und vermittelſt ihrer Zaubereyen, nebſt dem Saft aus gewiſſen Kräutern, Wundercuren verrichten können. Eben dieſes Vermögen ſchreibt man auch einer Nazion zu, die den Nahmen der Pſyllen führt **). Ich habe lange in den

*) Eine Legion bey den Römern enthielt wenigſtens 4000 Mann zu Fuß, und 200 zu Pferde, hernach aber insgemein über 6000 Mann, dieſe wurde eingetheilt in 60 Centurien, jede von 100 Mann; 30 Manipuln, jede von 200 Mann; 10 Cohorten, jede von 600 Mann, und 10 Turmen Reuterey, jede von 30 Mann, wenn nähmlich die Legion aus 6300 Mann beſtand. Hierzu kamen noch die Hülfstruppen, welche die Bundesgenoſſen ſtellen mußten.

**) Plutarch berichtet als eine gewiſſe Wahrheit, daß Cato, um ſeine Armee für dem tödtlichen Biß der Schlan-

alten Büchern nachgeſucht, um zu erfahren, was dieß für ein Volk geweſen ſey, und woher es den Nahmen gehabt *). Endlich habe ich im vierten Buche des Herodotus folgende Fabel von ihnen gefunden: Die Pſylli ſollen ehemahls in Africa an den Grenzen der Naſomonier gewohnt haben. Der Südwind

gen zu ſichern, einige von der Afrikaniſchen Nazion der Pſyllen in ſeinem Gefolge gehabt habe; denn dieſe Leute, ſagt er, hätten von der Natur die Gabe erhalten, daß ſie die Schlangen betäuben oder bezaubern, und ſie ſchon durch ihre Annäherung und Geruch tödten könnten. Sie ſögen demjenigen, der gebiſſen worden, den Gift aus, und machten ihn dadurch wieder geſund. Was dieſen letzten Umſtand betrifft, ſo urtheilet davon Gesner (in Chrestom. Plin. S. 90.) ſehr vernünftig, wenn er ſagt: Vermuthlich hat die Menge der Schlangen gemacht, daß die Leute, herzhaft geworden ſind einen ſolchen Biß der Schlangen auszuſaugen, da denn etliche wenige Exempel auch die andern dieſer Nazion bewogen es nachzuthun. Denn was von dem Geruch, Beſchwören u. ſ. w. vorgegeben wird, ſind wohl Mährchen. Celſus (V. 27. 3.) iſt ſchon der Meinung, daß auch ein jeder Menſch ohne Schaden dergleichen Biß ausſaugen, und wenn es gleich geſchieht, den Patienten dadurch helfen könne. Und wie alle Aerzte behaupten, wird der Biß giftiger Thiere nur dadurch ſchädlich, wenn das ausgefloſſene Gift ſich unmittelbar mit der Maſſe des Bluts vermiſcht, daß alſo eben dieſes Gift, welches mit dem warmen Blut vermiſcht, tödtlich ſeyn würde, ohne Schaden in den Mund genommen werden kann.

*) Plinius (L. VII. c. 2.) ſagt, daß ſie von einem Könige Nahmens Pſyllus ſo ſeyn genannt worden, deſſen Grabmahl ſich in einem Theil der großen Syrten befinde.

hatte einsmahl ſehr lange und heftig in ihrem Lande gewehet, daß dadurch alle Waſſer ausgetrocknet waren. Die Pſyller, welche auf dieſe Art einen gänzlichen Mangel an Waſſer litten, wurden darüber ſo erboßt, daß ſie beſchloſſen, gegen den Südwind, als gegen einen Feind, zu Felde zu ziehen, und das ihnen geraubte Waſſer von ihm wieder zu fordern. Der Südwind kam ihnen aber, wie ſie auf dem Marſch gegen ihn begriffen waren, mit der vollen Macht ſeines Blaſens entgegen, und ſie wurden insgeſammt mit ihren Waffen unter den Sandhügeln, die über ſie herfielen, begraben, ſo daß auch kein einziger von ihnen übrig blieb, worauf die Naſomonier ſich ihres Landes bemächtigten *).

Hundert vier und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 13.)

Von dem Unterſchied der Colonieen und Municipalſtädte bey den Römern.

Die Wörter Municipal-Städte (municipia) und Municipal-Bürger (municipes) ſind zwar ſehr gemein im Gebrauche, und man wird nicht leicht jemand finden, der es ſich in den Sinn kommen ließe, daß er ſelbſt nicht verſtünde, was er damit ſagen wolle; und doch iſt nichts gewiſſer, als daß es ſich oftmahls damit ganz anders verhält, wie man meint, wenn man dieſe Worte gebraucht. Wie viele gibt es

*) Dieſes hatte Herodotus aus dem Munde und auf den Credit der verlogenen Karthaginenſer erzählt.

nicht, welche, wenn ſie aus einer römiſchen Colonie ſind, ſich und ihre Miteinwohner doch Municipal-Bürger nennen? Welches doch wider die Wahrheit iſt. Unſere Unwiſſenheit von der Beſchaffenheit der Municipal-Städte und ihres Unterſchiedes von den Colonieen macht ebenfalls, daß man glaubt, die Colonieen seyn beſſer daran, als die Municipal-Städte. Dieß iſt aber ein Irrthum, welchen der Kaiſer Adrian in ſeiner Rede, die er im Senat von den Italicenſern *), von welchen ſeine Vorfahren abſtammten, gehalten, mit vieler Geſchicklichkeit gezeigt hat. Er bezeuget in dieſer Rede ſeine Verwunderung, daß die Italicenſer ſelbſt und einige andere alte Municipal-Städte, unter welchen er die Bürger von Utica nennt, auf den Einfall kämen, ſich als Colonieen anzuſehen, da ſie doch das Recht hätten, nach ihren eigenen Sitten und Geſetzen zu leben. Er führt dabey an, daß die Präneſtiner die flehendlichſten Bitten an den Kaiſer Tiberius hätten gelangen laſſen, daß er ſie doch aus dem Stand einer Colonie in die Klaſſe der Municipalſtädte verſetzen mögte, welches ihnen dann auch Tiberius aus Dankbarkeit, weil er in ihren Mauren von einer tödtlichen Krankheit geneſen, bewilliget hätte.

Municipal-Bürger (municipes) ſind alſo ſol-

*) Dieſe hießen ſo von der Stadt Italica, welche von den Scipionen in Spanien iſt erbauet worden; denn wie Appianus Alexandrinus (in Ibericis) erzählt, hat Scipio, nachdem er alles in Spanien in Ordnung gebracht, und als er nach Italien wieder zurück kehren wollen, alle verwundete Italiäner in einer Stadt gelaſſen, und ihr daher den Nahmen Italica gegeben.

che römiſche Bürger, welche nach ihren eigenen Geſetzen, Sitten und Gebräuchen leben, und dabey zugleich gewiſſer Vorrechte der römiſchen Bürgerſchaft genießen *), von welchem Vorzug (a quo munere) ſie auch den Nahmen (municipes) bekommen haben. Sie ſind daher an kein Geſetz des römiſchen Volks gebunden, es ſey dann, daß ſie ſich dieſes Vorrechts ſelbſt begeben hätten (nisi populus eorum fundus factus est.) Am erſten ſollen die Cäriten **), weil ſie bey dem Einfall der Gallier die Heiligthümer der Stadt Rom bey ſich aufgenommen und verwahrt hatten, mit dem Titel der Municipal-Bürger, doch ohne Stimmenrecht, ſeyn beehret worden; welches ihnen den Vorzug verſchaffte, daß ſie zwar der Ehre des römiſchen Bürgerrechts genoſſen, doch ohne ſo wenig an den Ehrenämtern, als an den Laſten der eigentlichen Bürger und Einwohner zu Rom Antheil zu haben. Daher kam es, daß, wenn hernach welche von den Cenſoren wegen übler Aufführung des Stimmrechts beraubet wurden, von ſolchen in einem entgegen geſetzten Sinn zu ihrer Beſchimpfung geſagt wurde, ſie ſeyen in die Rolle oder Klaſſe der Cäriten verſetzt.

Mit den Colonieen aber hat es eine ganz andere Beſchaffenheit, und ſie ſind mit der Stadt Rom

*) Dahin gehöret, daß ſie wie andere römiſche Bürger mit in die Legionen aufgenommen, und nicht wie die Bundesgenoſſen (socii) bloß unter die Hülfsvölker geſetzt wurden.

**) So hießen die Einwohner der Stadt Cäre, die in Etrurien (dem jetzigen Großherzogthum Toſcana) gelegen, und vormahls von den Pelasgiern, die ſolche erbauet, Agylla war genannt worden.

auf eine ganz andere Weiſe verbunden geweſen; denn ſie waren nicht als Fremde, die für ſich einen beſondern Urſprung hatten, anzuſehen, ſondern ſie waren gleichſam Abkömmlinge der Mutterſtadt, die von ihr ausgegangen waren, und daher nicht ihre eigene willkürliche Verfaſſung hatten, ſondern in allen Stücken an die Geſetze und Anordnungen des römiſchen Volks gebunden waren. Ob nun gleich auf ſolche Weiſe die Colonieen nicht ſo frey und unterwürfiger als die Municipal-Städte waren, ſo ſtunden ſie doch deßwegen in einem größern Anſehen, weil ſie gleichſam kleine Ebenbilder von dem Glanz und der Majeſtät des römiſchen Volks waren *), zumahl nachdem die eigentlichen Rechte der Municipal-Städte ſo in Vergeſſenheit gerathen ſind, daß ſie ſich ihrer wegen ſolcher Unwiſſenheit nicht mehr bedienen können.

*) Denn die Aemter wurden in den Colonieſtädten faſt auf gleiche Art wie zu Rom beſtellt. Es war nähmlich bey ihnen auch ein gewiſſer Senat, doch wurden die Mitglieder deſſelben nicht Senatoren, ſondern Decuriones genannt, und welche die Conſuln bey ihnen vorſtellten, hießen Duumviri. Die übrigen Magiſtratsperſonen z. B. die Aedilen, Cenſoren ꝛc. behielten eben dieſelben Nahmem, und hatten einerley Verrichtungen mit denen zu Rom.

Hundert fünf und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVI. c. 19.)

Abenteuerliche Geſchichte des Saitenſpielers Arions.

Herodotus hat die Fabel von dem Saitenſpieler Ario ſehr angenehm folgender Maßen erzählt: Dieſer Ario, ſagt er, war ein alter berühmter Saitenſpieler, aus Methymna, einer Stadt der Inſel Lesbos gebürtig. Periander*), der König zu Corinth, liebte dieſen Menſchen, und hielt ihn ſeiner Kunſt und Geſchicklichkeit wegen ſehr werth; er verließ aber den König, um die berühmten Länder Sicilien und Italien zu beſuchen. Als er dahin gekommen war, nahm er durch ſeine Geſchicklichkeit in der Muſik, womit er die Herzen und Ohren zu bezaubern wußte, die Einwohner in den Städten beyder Länder ſo ſehr für ſich ein, daß er ihrer aller Liebling wurde, und ſich durch dieſen allgemeinen Beyfall eine gute Summe Geldes erwarb. Er faßte darauf den Entſchluß, ſich mit ſeinen geſammelten anſehnlichen Schätzen wieder nach Corinth zurück zu begeben, und miethete

*) Periander, ein Tyrann zu Corinth, hat eine Stelle unter den berühmten ſieben Weiſen erhalten, die er in der That nicht verdient. Er brachte die vornehmſten, die er ſeinen tyranniſchen Abſichten entgegen zu ſeyn glaubte, um, ſo gar ſeine eigene Gemahlin verlor dadurch, daß er ſie in ihrer Schwangerſchaft mit Füßen trat, ihr Leben. Dieſer Wütrich ſtarb endlich aus Verdruß, daß ihm ein gewiſſer böſer Anſchlag nicht gelungen, im 80ſten Jahre ſeines Alters, ohngefähr 588 Jahre vor C. G.

zu dem Ende ein corinthiſches Schiff, indem er glaubte, daß er ſich ſeinen Landesleuten als Freunden und Bekannten am ſicherſten anvertrauen könne. Allein dieſe corinthiſchen Schiffer waren nicht ſo bald mit ihm auf die hohe und offne See gekommen, als ſie ſchon aus Begierde, ſich ſeiner bey ihm befindlichen Schätze zu bemächtigen, den Anſchlag unter ſich faßten, ihn auf die Seite zu ſchaffen. Ario, der die über ihm ſchwebende Gefahr wohl merkte, both ihnen von ſelbſt ſein Geld und ſein ganzes bey ſich habendes Vermögen an, unter der Bitte, daß ſie doch nur ſeines Lebens ſchonen mögten. Die Schiffer lieſſen ſich zwar in ſo weit durch ſein Flehen bewegen, daß ſie nicht ſelbſt Hand an ihn legen wollten; ſie verlangten aber, daß er ſich ſelbſt ſo gleich ins Meer ſtürzen ſollte. Der arme Menſch, der hierüber ganz beſtürzt wurde, und wohl einſah, daß keine Hoffnung mehr, ſein Leben zu retten, übrig ſey, bath denn, daß man ihm vor ſeinem Ende noch dieß einzige bewilligen mögte, daß er ſeine beßten Kleider anziehen, ſeine Harfe nehmen und zu ſeinem Troſt ein Lied dabey ſingen dürfte. Die wilden, barbariſchen Leute lieſſen ſich das gefallen, weil ſie ihn doch gerne einmahl ſpielen und ſingen hören wollten. Ario zieht ſich alſo aufs beßte an, und ſtellt ſich in vollem Schmuck oben auf das Hintertheil des Schiffs, er ſtimmt darauf ein ſehr rührendes Lied (carmen orthium) mit der durchdringendſten Stimme an, und am Schluß desſelben ſtürzte er ſich, ſo wie er da ſtund und ſang, in vollem Schmuck ſammt ſeiner Harfe weit ins Meer hinein. Die Schiffer, welche nunmehro nicht zweifelten, daß er umgekommen ſey, ſetzten darauf ih=

ren Lauf ruhig fort. Allein der Himmel nahm ſich des Unglücklichen auf eine ganz neue und wunderbare Art an. Ein Delphin ſchwamm in eben dem Augenblick herzu, nahm den mit den Wellen kämpfenden Menſchen auf ſeinen aus dem Waſſer hervorragenden Rücken, und brachte ihn auf dieſe Weiſe glücklich und unbeſchädigt in ſeinem vollen Schmuck bis an das Laconiſche Vorgebirge Tänarus. Von hier begab ſich Ario ſo gleich ſtehenden Fußes nach Corinth, und ſtellte ſich dem Könige Periander in eben dem Anzuge, worin er auf dem Delphin geſeſſen, ganz unvermuthet dar. Er erzählte dem Könige die mit ihm vorgegangene Begebenheit nach allen Umſtänden, welche dem Könige aber ſo unglaublich vorkam, daß er Befehl gab, den Ario als einen Lügner und Aufſchneider feſt zu ſetzen. Inzwiſchen als die Schiffer auch wieder zu Corinth angelangt waren, ließ der König dieſelben vor ſich kommen, und Ario mußte während der Unterredung, die der König mit ihnen hielt, ſich heimlich in der Nähe aufhalten. Der König frug darauf verſtellter Weiſe die Schiffer, ob ſie an den Orten, wo ſie herkämen, nichts vom Ario gehört hätten? Sie antworteten, er hätte ſich damahls, als ſie abgereiſet wären, in Italien aufgehalten, er befände ſich da recht wohl, wäre überall recht ſehr beliebt, und würde ſo mit Geſchenken überhäuft, daß er dadurch recht glücklich würde. In dem Augenblick, da ſie dieſes ſagten, trat Ario ſelbſt mit ſeiner Harfe und mit eben den Kleidern, die er an hatte, als er ſich ins Meer warf, herein. Die Schiffer kamen für Schrecken über dieſen unvermutheten Anblick auſſer ſich, und ſahen ſich gezwungen die Wahrheit zu bekennen.

Dieſe Fabel hat ſich in ganz Lesbus und Corinth ausgebreitet, und ein Beweis ihres Andenkens ſind noch zwo Bildſäulen von Erz, die man zu Tänarus ſieht. Die eine ſtellt einen ſchwimmenden Delphin, und die andere einen darauf ſitzenden Menſchen vor.

Hundert ſechs und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 4.)

Etwas von dem berühmten Comödienſchreiber Menander.

Der geſchickte Comödienſchreiber Menander *) ſahe ſich ſehr oft durch den Philemon **), einen andern Comödiendichter, ob dieſer ihm ſchon gar

*) Menander von Athen ward in der 109ten Olympiade gebohren, und hat ſehr viele Comödien geſchrieben, worin er hernach andern z. B. dem Terenz zum Muſter gedient. Er iſt auch der Erfinder der ſogenannten neuen Comödie geweſen, worin ſo wohl erdichtete Hiſtorien, als Perſonen vorgeſtellt werden. Er ertrank im letzten Jahre der 131ſten Olympiade in dem pyräeiſchen Hafen, als er ſich daſelbſt im Schwimmen üben wollte.

**) Philemon lebte unter dem Könige Antigonus, ſo wie ſein Vater Damon unter Alexander dem Großen in der 111ten Olympiade. Er war nach dem Suidas aus Syrakus, nach dem Strabo aber aus Pompejopolis in Cilicien gebürtig, und lebte zwar mit dem Menander zu einer Zeit, war aber doch etwas älter als dieſer. Quintilian gibt ihm (Instit. Orat. L. X. c. 1.) die zweyte Stelle nach dem Menander. Er ſoll 97 oder 99 Jahre alt geworden ſeyn.

nicht gleich kam, aus Gunſt und Partenlichkeit in den Wettſtreiten um den Preiß gebracht. Als er ihm daher einsmahls ohngefähr begegnete, ſagte er zu ihm: Aber Philemon, mit deiner Vergünſtigung, ich bitte dich, ſage mir doch, ob du nicht darüber errötheſt, wenn man dich für meinen Sieger erkennet? Eben ſo berichtet Varro von dem Euripides, daß derſelbe, ob er gleich fünf und ſiebenzig Tragödien geſchrieben, doch nur wegen fünfe derſelben den Preiß davon getragen habe, weil ihm ſehr oft die allerſchlechteſten Dichter vorgezogen worden.

Was den Menander noch betrifft, ſo ſchreiben ihm einige hundert und acht, andere hundert und neun Luſtſpiele zu, die er hinterlaſſen habe. Bey dem Apollodor *), einem ſehr berühmten Schriftſteller, aber lieſet man in deſſen Chronik einige Verſe folgenden Inhalts von ihm: „Abſtammend aus Cephiſiſchen Geſchlecht, deſſen Vater Diopetes geweſen, hat er (Menander) hundert und fünf Comödien geſchrieben, und iſt geſtorben in einem Alter „von zwey und funfzig Jahren." Nach eben dieſem Schriftſteller haben ihm doch nur achte von allen dieſen hundert und fünf Stücken den Preiß zuwege gebracht.

*) Dieſer Apollodorus, ein Athenienſer, war des Aſclerias des Sohn, und ein Schüler ſowohl des Rhodiſchen Weltweiſen Panätius als auch des berühmten Kritikers Ariſtarchus. Er lebte unter dem Könige Ptolemäus Evergetes dem Zweyten, und iſt der Verfaſſer der noch jetzt vorhandenen drey Bücher de origine Deorum, welche vermuthlich einen Theil der hier gedachten Chronik, deren auch Diogenes Laertius mehr als einmahl erwähnt, ausmachen.

Hundert ſieben und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 5.)

Unterſuchung eines von dem Cicero gebrauchten Arguments von der Uneigennützigkeit der Freundſchaft.

M. Cicero hat in der Unterredung, welche den Titel Lälius oder von der Freundſchaft führt, ſich, indem er zeigen will, daß man bey der Freundſchaft nicht auf Vortheil oder Gewinnſt ſein Augenmerk richten, ſondern ſolche um ihrer ſelbſt, und ihrer eigenen Annehmlichkeit wegen, auch wenn kein eigener Vortheil ſonſt damit verknüpft wäre, ſchätzen und lieben müſſe, folgenden Arguments bedienet, indem er dem Lälius, einem ſehr weiſen Mann und vertrauten Freunde des P. Africanus dieſe Worte in den Mund legt: Worin hatte Africanus meiner wohl nöthig? Gewiß, eben ſo wenig, als ich ſeiner worin bedurfte. Bloß die Bewunderung, welche ſeine Tugend in mir erweckte, und die gütige Meinung, welche er von mir faßte, knüpften ein Freundſchaftsband unter uns, welches durch den Umgang noch feſter wurde. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß dieſe Freundſchaft uns beyderſeits mannigfaltige und große Vortheile verſchafft hat, aber doch war keinesweges die Hoffnung, ſolche zu erlangen, der Grund unſrer gegenſeitigen Liebe. Denn gleichwie ein freygebiger Menſch nicht darum gütig und wohlthätig iſt, um Dank dafür einzuernten (man will ja nicht mit ſeiner Freygebigkeit einen Handel treiben), ſondern weil er von Natur zum Wohlthun geneigt iſt: eben ſo, denke ich, muß auch eine Freundſchaft ge=

knüpft werden, nicht in der Hoffnung des eigenen Intereſſe, das man dabey finden werde; ſondern in der Liebe und Zuneigung ſelbſt, die man für einander gefaßt hat, muß allein die Frucht der Freundſchaft liegen.

Als dieſes Stück ohngefähr in einer Geſellſchaft gelehrter Männer geleſen wurde, behauptete ein gewiſſer Sophiſt, der beyder Sprachen mächtig, auch ſonſt nicht ohne Verdienſte war, und zu der Klaſſe der Gelehrten gehörte, die es auch mit Kleinigkeiten ſehr genau zu nehmen pflegen, und deßwegen Kunſtrichter (τεχνικοὶ) genannt werden; dieſer, ſage ich, meinte, daß Cicero ſich hier keines richtig und gründlich ſchlieſſenden Arguments bedient habe, denn er lege etwas zum Grunde ſeines Beweiſes, das eben ſo zweifelhaft wäre, als das, was bewieſen werden ſoll, welches doch eine unrichtige Art zu ſchlieſſen wäre. Cicero nimmt nämlich, ſagt er, die Wohlthätigkeit und Freygebigkeit zum Grunde an, um daraus das, was er von der Freundſchaft ſagt, zu bekräftigen, da doch bey der Freygebigkeit noch immer nicht entſchieden iſt, in was für einer Abſicht jemand wohlthätig und freygebig ſey, ob er ſich dafür von dem andern wieder Vortheile verſpreche; oder ob er bloß aus einer wohlthätigen Neigung, und weil er am Wohlthun ſelbſt ein Vergnügen findet, ohne auf eine Gegenvergeltung zu ſehen, ſich gütig und freygebig bezeige, als welches letztere ſehr ſelten ſey. Was man aber zum Grunde eines Beweiſes legen wolle, ſolches müſſe entweder ungezweifelt gewiß und etwas ausgemachtes; oder doch wenigſtens etwas ſeyn, das die höchſte Wahrſcheinlichkeit hätte; da hingegen etwas Dunkles und Zweifelhaftes ſich

nicht durch ein anders, das ebenfalls noch ungewiß und zweydeutig wäre, erweiſen oder erläutern lieſſe. Um, ſagte er, den gegenwärtigen Fall noch deutlicher zu zeigen, daß das, was von der Wohlthätigkeit iſt angeführt worden, nicht zum Beweis oder Beyſpiel desjenigen, was von der Freundſchaft verlangt wird, dienen könne, kann ich die Sache eben ſo gut umkehren, und wiederum die Freundſchaft zum Beweis deſſen nehmen, was von der Freygebigkeit verlangt wird. Behauptet alſo jemand, daß man nicht aus Eigennutz, ſondern aus Liebe zur Wohlthätigkeit ſelbſt, freygebig und wohlthätig ſeyn müſſe: ſo könnte er auf eben die Weiſe den Beweis führen, und ſagen, gleichwie man Freundſchaften nicht des Vortheils wegen ſtiftet, eben ſo muß man auch die Freygebigkeit nicht in Abſicht der dadurch zu erhaltenden Vortheile ausüben. Man ſieht alſo, daß keines dem andern, weder die Freundſchaft der Wohlthätigkeit, noch dieſe jener zum Beweis dienen könne, indem das eine ſo zweifelhaft und ungewiß iſt, als das andere.

So ſprach dieſer rethoriſche Kunſtrichter, und was er da ſagte, ſchien auch wirklich einigen der Anweſenden ganz richtig und wohlgegründet zu ſeyn. Allein dem guten Mann fehlte es an richtigen und deutlichen Begriffen, die man mit den Worten verknüpfen muß. Denn wenn Cicero von einem Wohlthätigen und Freygebigen redet, ſo verſteht er darunter einen ſolchen, der dieß wirklich in einem wahren philoſophiſchen Sinn iſt, nicht einen ſolchen, der, wie er ſelbſt ſagt, mit ſeinen Wohlthaten Wucher treiben will. Er meint einen ſolchen, der wohlthut, ohne dabey eine heimliche Abſicht ſeines eigenen Vor-

theils zu haben. Er hat ſich alſo nicht eines dunkeln und zweydeutigen, ſondern vielmehr eines gewiſſen und deutlichen Arguments bedient; indem bey einem wahrhaftig wohlthätigen und freygebigen Menſchen gar nicht die Frage iſt, mit was für einem Herzen er wohlthätig ſey; da ein jeder, der mehr aus Eigennutz, als um einem andern behülflich zu ſeyn, ſich wohlthätig bezeigt, nicht den Nahmen eines Gutthätigen, ſondern einen ganz andern verdient. Vielleicht hätte jener Tadel einigen Grund, wenn Cicero ſich etwa ſo mit den Worten: „Gleichwie man „Gutes thut, und Wohlthaten erzeigt, nicht in Ab„ſicht einer Gegenvergeltung,“ ausgedrückt hätte; denn da könnte man ſagen, daß nicht allemahl derjenige, der Gutes thut und eine Wohlthat erzeigt, auch wirklich ein Gutthäter und Freygebiger ſey, wenn nähmlich nur gewiſſe Umſtände, und nicht eine ſtandhafte Neigung des Herzens ihn dazu antreiben. Da aber Cicero ſich ſo ausdrückt, daß man wohl ſieht, er rede von wahrhaftig Gutthätigen; ſo hatte ſich jener Menſch ſo zu ſagen mit ungewaſchenen Händen an den Tadel eines ſo berühmten und gelehrten Redners gemacht.

Hundert acht und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 8.)

Von dem Gefrieren des Oehls, und deſſen Urſache.

Der Philoſoph Taurus pflegte uns insgemein des Abends, wie es zu Athen die Gewohnheit iſt, bey ſich zur Tafel zu behalten. Das Hauptgericht be-

ſtand darin aus einer Schüſſel mit ägyptiſchen Linſen, und klein geſchnittenen Gurken, die daran gethan waren. Als wir nun einmahl bey ihm zu Gaſte waren, und alles war aufgetragen worden, befahl Taurus, ehe wir uns zu Tiſche niederſetzten, einem Knaben, daß er etwas Oehl auf die Speiſe gieſſen ſolle. Dieſer Knabe war etwa acht Jahre alt, von Athen gebürtig, und ein munterer Burſche, dem es nicht an witzigen Einfällen, die ſeinen Landsleuten ſo eigen ſind, fehlte. Aus Verſehen brachte er eine Samiſche Oehlflaſche, die leer war, er kehrte dieſelbe um, ſchüttelte ſie aufs beßte; allein es wollte kein Oehl zum Vorſchein kommen. Der Burſche ſah die Flaſche mit zornigen Blicken an, ſchüttelte ſie noch heftiger und kehrte ſie über der Schüſſel um. Wir fingen nach gerade an ſtillſchweigend darüber zu lachen. Der Knabe merkte es, und ſagte in einem ſehr naiven attiſchen Ton: Lachet nur nicht, es iſt wohl Oehl darin, aber ihr wiſſet nicht, wie ſtark es dieſen Morgen gefroren hat, davon iſt das Oehl zu dicke geworden. Taurus lächelte über dieſen Einfall und ſagte: wo du nicht geſchwinde hinläufſt und Oehl hohleſt, ſollſt du Schläge bekommen. Der Knabe lief alſo fort, um Oehl zu hohlen. Der Philoſoph blieb bey dem Aufenthalt, den dieſes verurſachte, inzwiſchen ganz gelaſſen und ruhig. Ohne Oehl, ſagte er, laſſen ſich die Linſen nicht wohl genieſſen, und wie ich ſehe, ſind ſie noch heiß genug, wir wollen uns alſo einige Augenblicke gedulden, und weil der Knabe eben des Gefrierens des Oehls gedacht hat, ſo mag uns dieß zu einer Gelegenheit dienen, unterdeſſen zu unterſuchen, woher es kommen mag, daß das Oehl ſo oft und ſo leicht gefriert, der

Wein

Wein hingegen ſehr ſelten. Er ſah mich dabey an, wodurch er zu verſtehen gab, daß ich zuerſt meine Meinung davon ſagen mögte. Ich antwortete alſo, daß meines Bedünkens der Wein um deßwillen nicht ſo leicht gefriere, weil er viele Feuertheilchen beſäße, und ſeiner Natur nach hitziger ſey, daher auch Homer den Wein (αἴθοπα οἶνον) hitzig, und nicht, wie einige meinen, der Farbe nach ſchwarz nenne. Das iſt zwar ganz richtig, ſagte darauf Taurus, denn ein jeder weiß aus der Erfahrung, daß der Wein, wenn man ihn getrunken, den Körper erwärmt; aber das Oehl hat doch nicht weniger Feuertheilchen in ſich, und kann den Körper eben ſo wohl erwärmen. Es müßte auch folgen, wenn das, was wärmer von Natur iſt, nicht ſo leicht gefrieret, daß das, was kälterer Natur iſt, deſto leichter gefriere; nun aber weiß man, daß der Eſſig unter den flüſſigen Dingen von ſehr kalter Natur iſt, und doch niemahls gefriert *). Sollte alſo die Urſache des leichtern Gefrierens beym Oehl nicht wohl vielmehr in deſſen Leichtigkeit liegen? Denn es ſcheint doch, daß das, was leicht und von minderer Schwere iſt, ſich auch leichter zuſammenfüge und dicker werde.

Auch wäre dieß, ſagte Taurus, des Unterſuchens werth, warum Brunnen und Flüſſe zufrieren, das Meer aber nicht; obgleich Herodotus wider aller

*) Es iſt doch wohl gewiß, daß in kalten Ländern der Eſſig eben wohl gefrieret, in Italien und andern warmen Ländern mag es wohl nicht ſo leicht geſchehen. Hat man ja in neuern Zeiten ſogar das Queckſilber, welches doch weit kälterer Natur iſt, zum Gefrieren gebracht.

Meinung ſchreibt, daß der Bosphorus, welcher das Cimmeriſche Meer heißt, und das ganze Scythiſche Meer durchaus gefrieren und mit Eis belegt werden *). Indem Taurus dieß ſagte, kam der Knabe zurück, das Eſſen hatte ſich inzwiſchen etwas abgekühlt, und wir ſetzten uns zu Tiſche, ohne von dieſer Materie weiter zu ſprechen.

Hundert neun und vierzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 9.)

Von der geheimen Schrift bey den Alten.

Man hat eine Sammlung von Briefen des Cäſars an den Oppius und Balbus Cornelius, welche in ſeiner Abweſenheit ſeine Angelegenheiten beſorgten. In dieſen Briefen findet man hin und wieder einzelne Buchſtaben, die in keiner Verbindung mit einander ſtehen, daß ſie ganze Sylben ausmachten; man ſollte ſie alſo, weil man kein einziges verſtändliches Wort aus ihnen herausbringen kann, für unſchicklich hingeſetzt anſehn. Allein Cäſar hatte vorher mit ihnen eine geheime Verabredung genommen, wie die Buchſtaben im Leſen müßten geſtellt werden, ſo daß ein Buchſtabe im Leſen eine ganz andere Stelle bekam, als er in der Schrift ſelbſt hatte; daher nur

*) Was Herodotus hier ſchreibt, hat allerdings ſeine Richtigkeit. Wie ein jeder weiß, iſt das Meer nach Norden hin ganz mit Eis belegt, und in harten Wintern frieren ja die uns ſchon näher gelegenen Meere, wenigſtens an den Ufern, zu.

derjenige, der um dieſes Geheimniß wußte, im Stande war die Buchſtaben dahin zu ſtellen, daß ein Verſtand heraus kam.

Probus *), der Grammatiker, hat in einem beſondern Commentar den Schlüſſel zu dieſer Geheimſchrift des Cäſars gegeben.

Wenn die alten Lacedämonier geheime Befehle an ihre Feldherrn ſchicken und dabey verhüthen wollten, daß die Feinde, im Fall ſie etwann von ihnen aufgefangen würden, den Inhalt derſelben nicht erfahren mögten, ſo bedienten ſie ſich im Schreiben folgenden Kunſtgriffs: Sie nahmen zwey längliche runde Hölzer, die von vollkommen gleicher Dicke und Länge und auf eine völlig gleiche Weiſe abgeglättet waren. Das eine dieſer Hölzer gaben ſie dem Feldherrn, wenn er in Krieg zog, mit, und das andere behielt die Obrigkeit wohl verwahrt bey ſich zu Hauſe. Entſtund nun der Fall, daß dem General geheime Befehle mußten zugeſchickt werden, ſo wunden ſie um das bey ſich habende Holz einen mittelmäßigen dünnen ledernen Riemen von der Länge, als zur Schrift nöthig war, ſo daß die Rände des Riemen um das runde Holz genau auf einander paßten; dann ſetzten ſie das, was ſie ſchreiben woll-

*) Valerius Probus aus Berytus in Phönicien, lebte unter dem Kaiſer Nero, auch noch unter dem Domitian. Sein hier angeführter Commentar iſt aber von dem noch vorhandenen Buche deſſelben de interpretandis notis Romanorum, verſchieden; denn in dieſen hat er bloß die Buchſtaben-Zeichen, deren ſich die Römer bey ihren öffentlichen Schriften, als den Geſetzen, Edicten ꝛc. bedienten, erkläret.

ten, queerhin auf die beyden Ränder des Riemen und fingen damit von oben an. Wenn nun dieſer Rieme von dem Holze abgewunden wurde, ſo waren die Buchſtaben dadurch ganz zerſtückt und verſtümmelt, daß, wenn auch die Schrift in des Feindes Hände gefallen wäre, er nichts daraus hätte vernehmen können. Eben dieſen abgewundenen Riemen ſchickten ſie ihrem General zu, welcher, ſobald er ihn bekommen, ihn um das bey ſich habende, mit jenem völlig gleiche Holz, auf die ihm bewußte Art von oben an bis unten hin herumwickelte; alsdann kamen die getrennten Buchſtaben wieder zuſammen, und es erſchien eine völlig leſerliche Schrift. Dieſe Art Schriften nannten die Lacedämonier σκυτάλην *).

Ich habe auch in einer der alten Geſchichten von Carthago eine Nachricht gefunden, daß ein gewiſſer berühmter Mann dieſer Stadt (ich weiß nicht recht mehr, ob es Hasdrubal, oder ein anderer geweſen), ſeine geheimen Briefe auf folgende Art geſchrieben habe: Er nahm eine neue hölzene Schreibtafel, die noch nicht mit Wachs überzogen war, und grub das, was er zu ſchreiben hatte, in das Holz der Tafel, überzog darauf ſolche, wie gewöhnlich, mit Wachs, und ſchickte dieſe dem Anſehen nach leere Tafel demjenigen zu, der um die Sache wußte. Dieſer krazte dann

*) Durch eine ſolche scytala oder geheime Order bekam, wie aus dem Cornelius (in Paus. c. 3.) bekannt iſt, Pauſanias einen Befehl, nach der Hauptſtadt zurückzukommen, weil man zu Lacedämon ſeine Untreue gemerkt hatte, unter der Drohung, daß es ihm, im Fall er nicht dem Befehl gehorchen würde, den Kopf koſten ſollte.

das Wachs herunter, und ſo konnte er die ins Holz geſchnittene Schrift leſen.

Noch eines Kunſtgriffs dieſer Art wird in den griechiſchen Nachrichten erwähnt, worauf aber nicht ſo leicht ein anderer, als ein eben ſo liſtiger, barbariſcher Menſch würde verfallen ſeyn. Zu der Zeit, als der König Darius Aſien beherrſchte, befand ſich bey ihm an ſeinem Hofe in Perſien ein gewiſſer Hiſtiäus, der aus einem berühmten Ort in Aſien gebürtig war. Dieſer wollte einem gewiſſen Ariſtagoras etwas Geheimes auf eine verdeckte Weiſe zu wiſſen thun, und erſann deßwegen dieſe ganz ſonderbare Art an ihn zu ſchreiben. Er ließ nähmlich einem ſeiner Sklaven, der lange Zeit ſchlimme Augen gehabt hatte, das Haar auf dem Kopfe rein abſcheeren, unter dem Vorwand, daß dadurch ſeine Augen beſſer werden würden; auf den glatten Kopf desſelben grub er darauf mit einem ſpitzigen Eiſen die Schrift ein, welche das enthielt, was der Andere wiſſen ſollte. Er behielt den Menſchen ſo lange bey ſich, bis das Haar wieder gewachſen war, und nachher ſchickte er ihn an den Ariſtagoras, und ließ ihm durch ihn ſagen, daß er dieſen Menſchen, eben ſo wie vorhin geſchehn, den Kopf möge abſcheeren laſſen. Der Sklave kam dahin, und überbrachte den Befehl ſeines Herrn. Ariſtagoras, der bald merkte, was hinter dieſem Befehl ſtecke, that das Anbefohlne, und ſo entdeckte er die geheime Schrift, die an ihn gerichtet war.

Hundert und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 11.)

Von der Lunge und Luftröhre bey dem Menſchen, und wie der Arzt Eraſiſtratus davon ganz anders als Plato gedacht hat.

Sowohl Plutarch, als einige andere Gelehrten melden, daß der berühmte Arzt Eraſiſtratus *) den Plato darüber angegriffen habe, daß er geſagt, das Getränke flöſſe nach der Lunge, und nachdem dieſe dadurch genugſam befeuchtet worden, flöſſe es durch dieſelbe als einen ſchwammigten Theil nach der Blaſe hin **). Sie ſagen ferner, daß Alcäus †)

*) Man ſ. von dem Eraſiſtratus oben Kap. 141.

**) Die Stelle beym Plato (in Timaeo), wo er von der Bildung des Menſchen handelt, lautet ſo: „Die Lunge iſt fürs erſte weich und ohne Blut, hiernächſt ſo beſchaffen, daß ſie inwendig aus kleinen Röhrgen, wie ein Schwamm, beſteht, damit ſie Luft und Getränke (τό τε πνεῦμα καὶ τὸ πόμα) in ſich aufnehmen könne, und durch die daher entſtehende Abkühlung zum Athemhohlen deſto geſchickter ſey."

†) Alcäus, ein lyriſcher Dichter aus Mytilene, lebte in der 144ten Olympiade. Er hat verſchiedene Gedichte geſchrieben, in welchen er auf die Tyrannen ſcharf losgezogen, von welchen aber nur noch einige Fragmente übrig ſind. Quintilian rühmt ihn (L. X. c. 1.) ſehr, und ſetzt ihn gewiſſer Maßen dem Homer an die Seite (Homero similis). Er iſt aber auch bisweilen ſcherzhaft in ſeinen Gedichten geweſen, ob er zwar überhaupt ein ſehr ernſthafter Mann war, der ſein Vaterland nicht weniger mit dem Degen, als mit d'r

der Urheber dieſer Meinung ſey, weil er in einem ſeiner Gedichte ſchreibe: „Befeuchte die Lunge mit Wein, denn das Geſtirn geht auf *).“ Eraſiſtratus ſelbſt aber ſage, es gäbe zween Kanäle oder Röhren, welche an der Kehle heruntergingen; durch eine derſelben würden alle Speiſen und Getränke in den Magen geführt, und kämen in den obern Theil des Leibes, oder den Bauch (ventriculum), allwo ſie verdaut würden, da denn hernach die abgeſonderten unnützen und härtern Theile nach dem untern Bauch (alvum), die flüſſigen aber durch die Nieren nach der Blaſe hinkämen. Durch die andere Röhre hingegen, welche die Luftröhre (arteria aspera) genannt wird, komme die durch den Mund geſchöpfte Luft in die Lunge, und gehe von da wieder nach dem Mund und der Naſe zurück. Eben dieſe Röhre wäre das Werkzeug zur Hervorbringung der Stimme oder des Schalles; und damit von der Speiſe oder dem Getränke, das durch den andern Kanal in den Magen geht, nichts in dieſe Röhre fallen und den Menſchen erſticken möge: ſey hier bey der Oeffnung eine Klappe befindlich, welche der Kehldeckel (ἐπιγλώττις) heiße, die als eine bewegliche Fallthür ſich aufthue und zuſchließe, welches letztere, während daß man etwas iſſet oder trinket, geſchehe, da denn die Luftröhre vermittelſt deſſelben verſchloſſen würde, damit nichts von der Speiſe oder dem Getränke in dieſe bloß zum Ein- und Ausathmen dienende Röhre hinunter fallen mö-

Feder ſo wohl gegen die Athenienſer, als gegen die innerlichen Tyrannen, zu vertheidigen geſucht hat.“ Er wird faſt für den Erfinder der lyriſchen Poeſie gehalten.

*) Τέγγε πνεύμονας οἴνῳ τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται.

ge. Es ginge alſo nicht an, daß von dem Flüſſigen ſelbſt etwas in die Lunge käme, da der Eingang dazu ſo verſchloſſen wäre.

So raiſonnirt der Arzt Eraſiſtratus gegen den Plato. Aber Plutarch hält (in lib. sympoſiac.) den Hippokrates *) ſelbſt für den Urheber der Meinung des Plato, welcher Meinung auch der Lokrenſer Philiſtion **) und der Hippokratiker Dioxippus †), alte und berühmte Aerzte, zugethan

*) Hippokrates, den Celſus den Vater der Arzneywiſſenſchaft nennt, ward auf der Inſel Cos in dem erſten Jahre der 80ſten Olympiade, 460 Jahre vor C. G. gebohren, und war ein Schüler des Herodikus. Plinius ſagt von ihm (L. VIII. c. 37.), daß er die von Illyrien herkommende Peſt vorausgeſagt, und ſeine Schüler in den Städten umhergeſchickt habe, um den Kranken beyzuſtehen, weßwegen er in Griechenland als ein anderer Herkules ſey verehrt worden. Er wird als der Stifter der ſogenannten Secte der Dogmatiker in der Medicin angeſehn. Außer den berühmten Aphoriſmen werden ihm eine Menge Schriften beygelegt, die aber nicht alle ächt ſind. Er ſtarb endlich zu Lariſſa in Theſſalien in einem hohen Alter. Die Stelle, worauf hier beym Gellius gezielt wird, ſteht in ſeinem Buche περὶ καρδίας. Aber an einem andern Orte (lib 4. de morbis) ſoll er doch eine ganz andere Meinung behaupten, und durchaus nicht zugeben, daß von dem Getränke etwas in die Lunge komme, welches auch der Erfahrung gemäß iſt.

**) Philiſtion hat ungefähr in der 106ten Olympiade, zur Zeit des Macedoniſchen Königs Philippus, des Amyntas Sohns, gelebt. Er ſoll nach dem Plutarch (in Sympos.) ein berühmter Arzt geweſen ſeyn.

†) Dieſer Dioxippus oder Dexippus hat in der 91ten Olympiade gelebt, und war, wie ſein Lehrer Hippokrates, aus Cos gebürtig. Hekatomnus, ein König in Ca-

geweſen wären. Der Kehldeckel, deſſen Eraſiſtratus gedenke, befände ſich auch nicht deßwegen an dieſem Ort, damit nichts von dem Getränke in die Luftröhre fließen möge, denn auch der Lunge ſchiene einige Anfeuchtung nützlich und nöthig zu ſeyn, ſondern er diene nur dazu, daß er gleichſam die Scheidewand abgäbe, das Schädliche abzuhalten, und nur dem Nützlichen den Weg offen zu laſſen; ſo, daß dadurch zwar alle Speiſen von der Luftröhre abgehalten, und nach dem Magen hingeführt würden; das Getränke aber theilten der Magen und die Lunge unter ſich. Damit alſo das Flüſſige nicht auf einmahl und zu geſchwinde hinunter gehe, wäre hier gleichſam ein Riegel in den Weg gelegt, welcher mache, daß ſoviel, als der Lunge nöthig, durch die Luftröhre allmählig dahin gebracht werde, das Uibrige aber durch den andern Kanal nach dem Magen hinfließen könne.

Hundert ein und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 14.)

Einige artige Sentenzen aus einem Dichter gezogen.

Publius *) hat einige Fabeln (mimos) geſchrieben, und man hat ihn darin dem Laberius faſt gleich geſchä-

rien, berief ihn zu ſich, um ſeine Prinzen von einer ſchweren Krankheit zu heilen; er verſprach auch ſolches zu thun, jedoch unter der Bedingung, daß der König von dem Kriege mit ſeinen Landsleuten abſtehen wolle.

*) Dieſer Publius führt den Beynahmen Syrus von ſeiner Nazion. Er lebte zu des Cäſars und Auguſtus Zeiten, und war anfänglich ein Sklave; er wurde aber wegen

zet, welcher letztere dem Cäſar durch ſeinen Stolz und durch ſeine beißende Schreibart ſo anſtößig wurde, daß Cäſar ſelbſt ſagte, er ziehe die Fabeln (mimos) des Publius des Laberius ſeinen vor. Man hat noch viele Sentenzen dieſes Publius, die insgemein ſehr artig und im gemeinen Leben von ſehr großem Nutzen ſind. Ich will hier einige derſelben, die in kurzen Verſen abgefaßt ſind, anführen, als:

„Das iſt ein Schlimmer Rath, der nicht mehr „zu ändern ſteht.“

„Wenn man einen Würdigen eine Wohlthat erzeigt, ſo wird man dadurch ein Wohlthäter gegen „ſich ſelbſt.“

„Was nicht zu ändern ſteht, muß man ohne „Murren mit Geduld ertragen.“

„Wer mehr darf, als recht iſt, der will auch „mehr, als er darf.“

„Ein angenehmer Reiſegefährte vertritt die Stel„le eines bequemen Reiſewagens.“

„Die Sparſamkeit iſt eine Zierde des guten Ge„rüchts.“

„Das Weinen eines Erben iſt ein maſquirtes „Lachen.“

ſeines fähigen Kopfs und anderer guten Eigenſchaften halber freygelaſſen. Er legte ſich hernach vornehmlich auf die mimiſche Poeſie, und ließ ſich darin zuerſt bey den großen Schauſpielen, die Cäſar zu Rom anſtellte, ſehen. Hier übertraf er alle andere, auch ſo gar den Laberius, einen berühmten Mimiker. Daher Cäſar zwar dem letztern einen goldenen Ring, nebſt einer Summe Geldes ſchenkte, dem Publius aber den eigentlichen Preiß zuerkannte. Unter ſeinem Nahmen ſind noch einige Mimi vorhanden.

„Eine zu oft gereitzte Geduld verwandelt ſich end„lich in Wuth.“

„Wer zum zweytenmahl Schiffbruch leidet, der „thut unrecht, wenn er den Neptun anklagt.“

„Gehe alſo mit deinem Freunde um, als ob er „einmahl dein Feind werden könne.“

„Um eine neue Beleidigung zu verhüthen, ertra„ge die alte.“

„Gefahr läßt ſich nicht ohne Gefahr überwinden.“

„Bey vielem Streiten und Zanken geht die Wahr„heit verloren.“

„Auch das iſt eine Wohlthat, wenn man eine „Bitte auf eine gute Art abſchlägt.“

Hundert zwey und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 15.)

Von dem Philoſophen Carneades, und bey dieſer Gelegenheit etwas von den Kräften der Nieſewurz.

Als Carneades der Akademiker *) gegen die Bücher des Stoikers Zeno ſchreiben wollte, ſuchte er erſt ſeinen Körper durch den Gebrauch der weißen Nieſewurz

*) Dieſer Weltweiſe, der auch einmahl als Geſandter von den Athenienſern nach Rom geſchickt wurde, allwo er ſich durch ſeine Beredtſamkeit ſo hervorthat, daß Cato den Rath gab, dieſen Mann, deſſen Reden ſo verführeriſch einnehmend wären, geſchwinde wieder nach Athen fortzuſchicken, ſtarb ohngefähr 129 Jahre vor C. G. im 85ſten oder 90ten Jahre ſeines Alters. Er hat aber, wie Plutarch und Laertius melden, wirklich nichts geſchrieben.

(elleboro candido) zu reinigen, damit die in den Magen und Eingeweiden befindliche verdorbenen Säfte nicht ſeine Seele umnebeln, und die Munterkeit ſeines Geiſtes in ſeiner Anſtrengung ſchwächen und aufhalten mögten. So ſorgfältig war dieſer vortreffliche Mann, ſich, ehe er die Widerlegung der Schriften des Zeno unternahm, dazu durch allerley Veranſtaltungen erſt recht vorzubereiten. Wie ich dieß in der griechiſchen Geſchichte las, war ich begierig zu erfahren, was es mit dieſer weißen Nieſewurz, deren ſich Carneades bedienet hatte, für eine Bewandtniß habe. Ich erfuhr denn, daß es zwo Arten dieſer Nieſewurz gibt, die durch die weiße und ſchwarze Farbe von einander unterſchieden ſind; welcher Unterſchied der Farbe jedoch nicht den Samen und das Kraut, ſondern nur die Wurzel betrifft. Die weiße ſoll dazu dienen, den Leib und den Magen durch ein verurſachtes Erbrechen von oben her zu reinigen; die ſchwarze aber ſoll ſolches durch den Stuhlgang thun. Beyde Arten ſollen die Kraft haben, den Menſchen von den ſchädlichen Säften und Feuchtigkeiten, als der Urſache der Krankheiten, zu entledigen. Es iſt aber Behutſamkeit dabey nöthig, damit man nicht Gefahr laufe, durch eine zu ſtarke Abführung der Unreinigkeiten des Körpers auch dasjenige zu verlieren, was zur Erhaltung des Lebens dienet, und daß der Körper nicht zu ſehr erſchöpft und geſchwächt werde, welches unvermerkt den Tod nach ſich zieht. Plinius ſchreibt in ſeiner Naturgeſchichte, daß die Nieſewurz am ſicherſten auf der Inſel Anticyrä *) ſelbſt gebraucht wür-

*) Dieſe Inſel an dem Maleſiſchen Meerbuſen in Theſſalien gelegen, war beſonders wegen der darauf häufig wachſenden Nieſewurz bey den Alten berühmt.

de; daß daher der Zunftmeiſter Livius Druſus*), der mit der fallenden Sucht behaftet geweſen, ſelbſt nach Anticyra hinübergeſchifft ſey, und daſelbſt den Saft dieſer Wurzel gebraucht habe, wodurch er auch völlig von dieſer Krankheit geheilt worden. Ich habe auch noch geleſen, daß die Gallier auf der Jagd ihre Pfeile in dieſen Saft tunken, weil das Wild, das damit geſchoſſen wird, am Fleiſch viel zarter werden ſoll, daß ſie aber auch die Vorſicht gebrauchen, wegen der Wirkſamkeit des Gifts weite Umſchnitte um die durch ſolche Pfeile verurſachte Wunden zu machen**).

Hundert drey und funfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 16 und 17.)

Von dem Könige Mithridates.

Man ſagt, daß die Enten in Pontus ſich vom Gift ernähren ſollen***). Lenäus, ein Freygelaſſener

*) Livius Druſus war zugleich mit dem C. Gracchus Zunftmeiſter des Volks, und ebenfalls ein eifriger Verfechter des legis agrariae. Er wurde eben beym Eintritt in ſein Haus ermordet.

**) Sonſt iſt auch bekannt, daß die alten Dichter oftmahls im Scherz der Nieſewurz gedenken, als eines Mittels, das dummen oder unſinnigen Leuten zur Aufräumung des Kopfs dienen könne. Z. B. Horaz (L. II. Sat. 3. v. 82.)

Danda est ellebori multo pars maxima avaris;
Nescio an Anticyram ratio illis destinet: omnem.

***) Das iſt wohl eben ſo fabelhaft als das, was Gellius (L. XVI. c. 15.) von einigen andern Thieren aus dem

des Pompejus, berichtet auch, daß der König dieſes Landes Mithridates ein geübter Kenner der Arzneywiſſenſchaft, und beſonders der Mittel die zum Gegengift dienen können, geweſen ſey. Er habe das Blut gedachter Thiere mit dieſen Mitteln zu vermiſchen gepflegt, und eben dieſes Blut ſey das Hauptingredienz bey der Zubereitung ſolcher Gegenmittel geweſen, durch deren beſtändigen Gebrauch es dieſer Prinz dahin gebracht habe, daß ihm keine heimliche Vergiftung der Speiſen habe ſchaden können; ja daß er oftmahls zum Verſuch das ſtärkſte und heftigſte Gift zu ſich genommen habe, ohne daß ihm dieſes im mindeſten hätte ſchaden können. Daher er auch, als er nachmahls überwunden worden *), und bis in die äußerſten Grenzen ſeines Reichs habe fliehen müſſen, in dieſer Verzweiflung ſich zwar durch das heftigſte Gift aufs geſchwindeſte ums Leben bringen wollen, aber ſolches vergeblich geweſen ſey, weßwegen er ſich genöthiget geſehen, mit dem Schwert ſeinem Leben ein Ende zu machen. Man hat noch jetzo ein berühmtes Gegengift, das von dieſem Könige den Nahmen Mithridat führt.

Q. Ennius pflegte von ſich zu ſagen, daß er drey Herzen habe, weil er drey Sprachen, die griechiſche,

Alten anführt, da nach dem Theophraſt die Rebhüner in Paphlagonien zwey Herzen haben; und nach dem Theopompus die Haaſen in Biſaltia zwo Lebern haben ſollen.

*) Nähmlich von dem Pompejus, nachdem er an die 27 Jahre mit den Römern Krieg geführt hatte, und immer ein fürchterlicher Feind derſelben geweſen war.

oſciſche *) und lateiniſche verſtand. Mithridates aber, der jetzt gedachte berühmte König von Pontus und Bithynien, welchen Pompejus völlig überwunden, verſtand fünf und zwanzig Sprachen der Völker, die unter ſeiner Herrſchaft ſtanden **); er hatte niemahls nöthig durch einen Dollmetſcher mit ihnen zu reden; ſondern er konnte ſich in eines jeden dieſer Völker Sprache eben ſo leicht und zierlich ausdrücken, als ob er ſelbſt unter ihnen gebohren wäre.

Hundert vier und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 18.)

Eine Anekdote von dem Salluſtius.

M. Varro ***), ein ſowohl durch ſeine Rechtſchaffenheit als Gelehrſamkeit angeſehener und berühmter Schriftſteller, meldet in ſeinem Buche, welchem

*) Die Oſcier waren eine alte Nazion in Italien, die ihren Sitz an den Ufern des Meers in Campanien hatten.

**) Nach dem Plinius (Hist. nat. L. VII. c. 24, und L. XXV. c. 2.) und Valerius Maximus (L. VII. c. 7.) hat dieſer König, der 56 Jahre regierte, 22 Sprachen der verſchiedenen Nazionen ſeiner Herrſchaft geredet.

***) Dieſer M. Terentius Varro, ein ſehr gelehrter Mann, iſt faſt hundert Jahre alt geworden. Er ſoll nach ſeiner eigenen Verſicherung mehr als 400 Bücher von verſchiedenen Materien geſchrieben haben. Sein Buch von der lateiniſchen Sprache dedicirte er dem Cicero, und ſein vortreffliches Werk vom Landweſen (de re rustica) wird noch jetzt ſehr geſchätzt.

er den Titel Pius oder de pace angegeben hat, daß Salluſtius, dieſer Mann, der in ſeiner Geſchichte *) die Laſter mit einer cenſoriſchen Strenge ſo trefflich und ſo ernſthaft zu ahnden weiß, ſelbſt doch von dem Annius Milo im Ehebruch ſey ergriffen worden, und daß ihn dieſer, nachdem er ihn erſt wacker abgeprügelt, nicht eher, als nach Erlegung einer Summe Geldes wieder los gelaſſen habe.

Hundert fünf und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 19.)

Schöne Gedanken des Epiktets von der Anwendung der Philoſophie auf die Beſſerung des Herzens.

Epiktet hat, wie Favorin uns erzählte, oft geſagt, daß die meiſten, welche ſich für Philoſophen ausgäben, nur vieles in Worten hätten, wenn es aber auf die That ankäme, wenig wahre Philoſophie zeigten (ἄνευ τοῦ πράττειν, μέχρι τοῦ λέγειν). Noch ſtärker wird dieß von dem Arrian in deſſen von ihm abgefaßten Diſſertationen ausgedrückt. Als Epiktet, ſagt er, einen Menſchen gewahr wurde, der bey den verderbteſten Sitten die größte Schaamloſigkeit, Dreiſtigkeit und Verwegenheit beſaß, und ſich auf ſeine fer-

*) Nähmlich, wie bekannt, von der Verſchwörung des Catilina und vom Jugurthiſchen Kriege, worin man ihn dem Thucydides an die Seite ſetzet. Er hat ſeiner Reichthümer, die er in Numidien erpreſſet, nicht lange genoſſen; der Tod nahm ihn im 50ſten Jahre ſeines Alters ſchon hinweg.

fertige Zunge verließ; als er, ſage ich, dieſen Menſchen, der ſonſt um alles, nur nicht um die Beſſerung ſeines eigenen Herzens bekümmert war, ſich auf die Philoſophie, Phyſik, Dialectik und andere ſpeculativiſche Wiſſenſchaften legen ſahe, ſo redete er, nachdem er Himmel und Erde zu Zeugen angerufen, denſelben laut und in einem ſehr ernſthaften Ton mit folgenden Worten an: „Mein guter Menſch, was fängſt du doch mit deinen geſammelten Kenntniſſen an, und wohin haſt du ſie zur Verwahrung gelegt? Gib in dieſem Stück wohl Acht, ob das Gefäß, worin du ſie aufnimmſt, auch wohl gereiniget iſt. Denn läßt du es bloß auf Meinungen ankommen, die du aufgefaßt haſt, ſo ſind deine Kenntniſſe ſo gut als verloren; kommen ſie aber in dein Herz, als ein noch unreines Gefäß, worin ſie verfaulen; ſo werden ſie ſich da in Urin, ſauren Eſſig, und was noch ſchlimmer ſeyn mag, verwandeln."

Was hätte wohl wahrer und nachdrücklicher können geſagt werden? Dieſer große Philoſoph wollte dadurch zeigen, daß die Philoſophie und alle Gelehrſamkeit, wenn ſie ſich bey einem Menſchen von ſchlechtem Charakter und verderbten Herzen befinde, dergeſtalt ausarte und verderbe, daß ſie gleichſam, wie in einem unreinen Gefäße, zu Urin und zu noch was Aergers würde.

Eben dieſer Epiktet hat, wie wir von dem Favorin ebenfalls hörten, gepflegt zu ſagen, es gäbe zwey Laſter, die unter allen die häßlichſten wären, nähmlich die Ungeduld, und Unenthaltſamkeit, wenn man kein Unrecht oder nicht die mindeſte Beleidigung ertragen, und wenn man ſich unerlaubter Vergnügungen nicht enthalten könne. Könnte es daher, ſagte

er, jemand nur dahin bringen, daß er die zwey Worte ſtets zu Herzen nähme, und zur unveränderlichen Regel ſeines ganzen Wandels ſetzte: ſo würde er nicht allein größtentheils ohne Sünde bleiben, ſondern auch ſein Leben ganz ruhig hinbringen können. Dieſe zwey Worte wären: „Leide und meide," ἀνέχε καὶ ἀπέχε.

Hundert ſechs und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 20.)

Eine Stelle aus dem Plato, von der Liebe.

Als bey dem Weltweiſen Taurus das Gaſtmahl (symposium) des Plato geleſen wurde, gefielen uns beſonders die Worte eines der Gäſte bey demſelben, des Pauſanias, in welchen er, als die Reihe an ihm war, die Liebe erhoben hatte. Dieſe Worte, ſage ich, gefielen uns ſo wohl, daß wir ſie in unſerm Gedächtniſſe zu behalten ſuchten. Taurus fragte mich insbeſondere nach der Vorleſung derſelben, ob ich als ein junger Rhetoriker (denn er meinte, als wenn ich hauptſächlich um die Rhetorik zu erlernen nach Athen gekommen wäre), etwas ſo ſchön Geſagtes wohl in einem der Bücher unſerer Rhetoriker gefunden hätte. Doch, ſagte er, die Worte ſind hier nur eine Nebenſache, und man muß ſich beym Plato nicht ſo ſehr bey der Schönheit des Styls aufhalten, als vielmehr auf die Sachen ſelbſt, die er vorträgt, und auf die Wichtigkeit derſelben Achtung geben. Dieſe Erinnerung des Taurus war mir nichts deſto weniger ein Sporn, auch die Eleganz der griechiſchen Sprache

im Lateiniſchen auszudrücken. Und wie es gewiſſe Thierchen gibt, die gerne alles nachäffen, ſo habe ich mich auch beſtrebt, die im Plato bewunderten Schönheiten, ſo wenig es möglich iſt ſolche zu erreichen, doch wenigſtens wie in einem Schattenriß nachzuahmen. Zur Probe mag hier die Uiberſetzung obiger Worte dienen:

„Mit einer jeden Handlung, ſagte er, verhält es ſich ſo, daß eine ſolche an ſich betrachtet, weder gut noch böſe, weder anſtändig, noch unanſtändig iſt. Unſere jetzige Handlungen z. B. daß wir eſſen, trinken, mit einander reden, haben, wenn man ſie an ſich betrachtet, nichts an ſich, weßwegen man ſie loben oder tadeln könnte; ſondern alles kommt auf die Art an, wie wir uns dabey betragen, darnach können ſie uns entweder zum Ruhm oder Tadel gereichen. Iſt die Art zu handeln, ſo wie es ſeyn ſoll, ſo handelt man auch recht; findet ſich jenes nicht, ſo handelt man unrecht. Eben ſo verhält es ſich auch mit der Liebe, nicht eine jede Liebe iſt anſtändig und lobenswürdig; ſondern der liebet recht, der ſeine Liebe und Zuneigung auf einen würdigen Gegenſtand wendet.“

Hundert ſieben und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVII. c. 21.)

Chronologiſches Verzeichniß der berühmteſten Männer Roms und Griechenlandes vor dem zweyten puniſchen Kriege.

Um mit einem Blick die älteſten Zeiten und die berühmteſten Männer, die darin geblühet haben, über-

ſehen zu können, und damit man im Umgange, wenn von ſolchen Zeiten oder Perſonen geſprochen wird, nicht eben einen ſolchen Fehler begehen möge, wie neulich ein unwiſſender Sophiſt, der in einer öffentlichen Geſellſchaft ſagte, daß der Philoſoph Carneades von dem Könige Alexander dem Sohne Philipps, einmahl ein Geſchenk an Gelde bekommen *), und daß der Stoiſche Weltweiſe Panätius mit dem ältern Scipio Africanus zu einer Zeit gelebt habe **). Um, ſage ich, nicht in gleiche grobe Fehler gegen die Zeitrechnung zu gerathen, habe ich mir aus den Büchern, welche man Chroniken nennet, verſchiedene der Zeitpuncte ausgezeichnet, in welchen die berühmteſten Männer Griechenlands und Roms gelebt haben, die ſich durch ihre Talente, oder durch ihr geführtes Regiment ſeit Erbauung der Stadt Rom bis auf den zweyten puniſchen Krieg beſonders hervor gethan. Dieſe meine gemachte Sammluug habe ich hier einigermaßen in Ordnung gebracht; denn ein eigentliches Geſchäft habe ich mir nicht daraus gemacht, um ganz genau die Zeit, worin ein jeder der gedachten vortrefflichen Männer gelebt, zu beſtimmen; ſondern meine Abſicht iſt nur, dieſes mein Buch auch mit eini-

*) Das war freylich ein großer chronologiſcher Fehler, indem Carneades, dieſer berühmte atheniensiſche Redner und Philoſoph erſt lange nach dem Tode Alexanders des Großen gebohren worden.

**) Ebenfalls ein ſtarker Schnitzer in der Zeitrechnung, indem dieſer griechiſche Weltweiſe von der Stoiſchen Secte etwa erſt 127 Jahre vor C. G. gelebt, lange nach der Zeit des Scipio Africanus.

gen ſolchen hiſtoriſchen Dingen als hingeworfenen Blumen zu ſchmücken. In ſolcher Abſicht habe ich es auch für hinlänglich gehalten, nur von den Zeiten derjenigen berühmten Perſonen zu reden, nach welchen ſich das Zeitalter der andern, deren ich nicht Erwähnung g than, ganz leicht beſtimmen läßt.

Es ſey alſo der Anfang mit dem berühmten Solon gemacht; denn was den Homer und Heſiodus betrifft, ſo kommen faſt alle Schriftſteller darin überein, daß ſie entweder beyde zu einer Zeit gelebt haben, oder daß doch Homer nur um ein Weniges älter ſey; daß aber doch beyde vor Erbauung der Stadt Rom, als noch die Familie der Silvier zu Alba regierte, nach des Caſſius Verſicherung im erſten Buche ſeiner Annalen, mehr als 160 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege, und nach dem Cornelius Nepos im erſten Buche ſeiner Chronik, ohngefähr 160 Jahre vor Erbauung der Stadt Rom gelebt haben *). Solon alſo war, wie man uns berichtet, einer von den berühmten ſieben Weiſen, der den Athenienſern Geſetze gegeben zu der Zeit, als Tarquin der ältere zu Rom regierte, im 33ſten Jahre der Regierung desſelben. Als aber Servius Tullus regierte, war Piſiſtratus Tyrann zu Athen, da Solon ſich ſelbſt von da verbannet und freywillig hinweg begeben hatte, weil ihm ſeine Mitbürger, als er ihnen jenes vorher geſagt, nicht hatten glauben wollen. Als hernach des Tarquinius Sohn, welcher den Beynahmen des Hochmüthigen führet, verjagt wurde, kam Pythagoras aus Samos nach Italien, und zu eben der Zeit wurde Hipparchus, des Piſiſtratus Sohn, und Bruder

*) Man ſehe hievon oben Kap. 35.

des Tyrannen Hippias, von dem Harmodius und Ariſtogiton umgebracht. Archilochus aber *) war, wie Cornelius Nepos berichtet, ſchon zu der Zeit, als Tullus Hoſtilius zu Rom regierte, durch ſeine Gedichte bekannt.

Im 260ſten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, oder nicht lange hernach wurden die Perſer von den Athenienſern in der berühmten Marathoniſchen Schlacht unter Anführung des Miltiades überwunden; welcher tapferer Feldherr aber nach dieſem erhaltenen Siege von dem athenienſiſchen Volke verurtheilt wurde, und er alſo in dem öffentlichen Gefängniß ſein Leben endigen mußte **). Damahls lebte auch der berühmte Tragödiendichter Aeſchylus zu Athen. Zu Rom aber wurden faſt um eben dieſe Zeit von dem aufrühriſchen Volke †) die Zunftmeiſter angeordnet; und nicht lange hernach ging Cn. Marcius

*) Archilochus iſt der beißendſte ſatyriſche Dichter des Alterthums geweſen. Horaz ſagt von ihm: (de art. poet. v. 79.) Archilochum proprio rabies armavit jambo. Man erzählt, daß Lycambus, der ihm erſt ſeine Tochter verſprochen hatte und ihm ſolche hernach nicht geben wollte, aus Verzweiflung über die beißenden Verſe, die er auf ihn gemacht hatte, ſich ſelbſt das Leben genommen habe.

**) Weil nähmlich Miltiades die ihm auferlegte ſehr ſchwere Geldbuße, wegen des unglücklichen Vorfalls bey der Inſel Parus, nicht erlegen konnte. Man ſehe den Cornelius Nepos in ſeiner Lebensbeſchreibung dieſes vortrefflichen Feldherrn.

†) Welches ſich auf den Aventiniſchen Berg begeben hatte, und nicht eher nach der Stadt zurückkehren wollte, bis ihm dieſe Obrigkeit zu ſeinem Schutz gegen die Patrizier bewilliget worden war.

Coriolanus aus Verdruß über die ſchlechte Behandlung, die er von den Zunftmeiſtern leiden mußte, zu den Volskern, den damahligen Feinden der Republik über, und führte ſelbſt mit ſeinem Vaterlande Krieg *).

Wenige Jahre hernach wurde der König Xerxes **) von den Athenienſern und den andern mit ihnen verbundenen Griechen, unter Anführung des Themiſtokles, in einer Seeſchlacht bey Salamin überwunden, und in die Flucht geſchlagen; und etwa vier Jahre nach dieſer Begebenheit wurden unter den beyden Conſuln, dem Menenius Agrippa und M. Horatius Pulvillus, im Kriege mit den Vejentern bey dem Fluß Cremera 306 Perſonen von der patriziſchen Familie der Fabier insgeſammt von den Feinden umringt und niedergemacht. Um eben dieſe Zeit lebte auch Empedokles von Agrigent †), ein in der Natur=

*) Er machte auch nicht eher Friede, als bis ſeine eigene Mutter und Gemahlin zu ihm herausgegangen waren, und ihm flehentlich darum gebethen hatten. Er ſtarb auch bey den Volskern.

**) Dieſer perſiſche König war mit einer Armee von 800,000 Mann und einer eben ſo anſehnlichen Flotte über den Hellespont, worüber er eine Brücke hatte ſchlagen laſſen, nach Griechenland gekommen. Leonidas der tapfre König von Sparta, ſetzte ſich ihm mit einer Handvoll ſeiner Leute bey dem engen Paß Thermopilä entgegen, und blieb mit allen ſeinen braven Leuten. Hernach fiel die entſcheidende Schlacht unter dem Themiſtocles vor, nach welcher Xerxes genöthigt wurde, ſich mit Schimpf und Schande wieder nach ſeinen Staaten in Aſien zurück zu begeben.

†) Nach dem Horaz (de arte poet. v. 464. 465.) hat ſich dieſer Philoſoph, der in einem bey den Alten berühmten Gedicht die Seelenwanderung ſehr artig ſoll

wiſſenſchaft berühmter Mann; und zu Rom wurden um dieſe Zeit, wie bekannt, die Zehnmänner geordnet, um die Geſetze abzufaſſen, welche anfänglich aus zehn Tafeln beſtunden, denen aber bald hernach noch zwo andere beygefügt wurden.

Hierauf entſtund der große Peloponeſiſche Krieg in Griechenland *), welchen Thucydides beſchrieben hat. Er fing ungefähr im 323ten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom an, zu welcher Zeit Aulus Poſtumius Tubertus Dictator zu Rom war, welcher ſeinen eigenen Sohn, weil er wider Befehl ſich mit dem Feinde eingelaſſen hatte, mit dem Beil hinrichten ließ. Dieſe Feinde der Römer waren die Fidenater **). In dieſe Zeit muß man ſetzen die berühmten tragiſchen Dichter, den Sophokles und hernach den Euripides ***), wie auch den großen Arzt Hippokrates und den Weltweiſen Demokrit †). Sokrates von

beſungen haben, in den Berg Aetna geſtürzt, um von ſich glauben zu machen, daß er unter die Götter verſetzt worden. Die gemeinſte Meinung aber iſt, daß er ins Meer gefallen und darin ertrunken ſey, etwa 440 Jahre vor C. G.

*) Welcher bis ins 28ſte Jahr fortgedauert hat, und durch die Eiferſucht der griechiſchen Staaten, beſonders der Athenienſer und Lacedämonier gegen einander erregt wurde.

**) Livius und andere Geſchichtſchreiber nennen die Aequer und Volsker.

***) Sophokles wurde zu Athen im J. 495. und Euripides zu Salamin im J. 486 vor C. G. gebohren. Vom Hippokrates ſehe man die Anmerk. Cap. 150.

†) Dieſer Philoſoph von Abdera in Thracien belachte immer die Thorheiten der Menſchen, ſo wie ſie Heraklit beweinte. Demokrit ſtarb über 100 Jahre alt, etwa 362 vor C. G.

Athen iſt zwar ein wenig jünger wie dieſe, er hat aber doch mit einigen derſelben zu gleicher Zeit gelebt.

Als die Kriegsoberſten (tribuni militares) zu Rom mit conſulariſcher Gewalt regierten, ungefähr im Jahr 347 der St. R., wurden die dreyßig Tyrannen, von den Lacedämoniern den Athenienſern vorgeſetzt *) und in Sicilien regierte der Tyrann Dionyſius der ältere. Einige Jahre hernach wurde Sokrates zu Athen zum Tode verdammt **), und mußte im Gefängniß den Giftbecher trinken. Faſt um eben dieſe Zeit war M. Furius Camillus Dictator zu Rom und beſiegte die Vejer; auch nicht lange hernach erhob ſich der Krieg mit den Senonen, da dieſe galliſchen Völker die Stadt Rom, bis auf das Capitolium ***), einnahmen. Ebenfalls faſt um dieſe Zeit machte ſich der Aſtrolog Eudoxus †) in Griechenland berühmt, und die Lacedämonier wurden von den Athenienſern bey Corinth unter Anführung des Phormio geſchlagen ††); zu Rom aber wurde M. Manlius, welcher die Gallier, die ſich auf die Spitze des Capitols

*) Von welchen ſie durch den Thraſybulus glücklich befreyt wurden. Man ſehe den Cornelius.

**) Nähmlich wie bekannt, auf die ungerechte Anklage des Anytus und Melytus; welche aber auch beyde, da den Athenienſern ihre That gereute, kein gutes Ende nahmen; denn Melitus wurde zum Tode verdamnit, und Anytus von den Heracleenſern verjagt und geſteinigt.

***) Welches, wie bekannt, durch das Geſchrey der Gänſe gerettet wurde.

†) Dieſer ſetzte mit dem Hipparchus das Syſtem des Anaximanders in ein neues Licht.

††) Dieſer Sieg fiel aber ſchon in den erſten Jahren des Peloponneſiſchen Krieges vor.

hinaufgeſchlichen hatten, herunter geworfen hatte, des Hochverraths, daß er ſich zum König zu machen geſucht, beſchuldigt; und nachdem er davon überführt worden, wie M. Varro ſagt, von dem Tarpeiſchen Felſen *) geſtürzt, oder wie Cornelius Nepos meldet, zu Tode gegeißelt.

Im ſiebenten Jahre nach der Befreyung der Stadt Rom wurde, wie die Nachrichten lauten, der Weltweiſe Ariſtoteles gebohren **). Einige Jahre nach dem Kriege mit den Senoniſchen Galliern haben die Thebaner die Lacedämonier unter Anführung des Epaminondas bey Leuctra geſchlagen †). Kurz nach dieſer Begebenheit ſind zu Rom vermöge des Geſetzes des Licinius Stolo zum erſtenmahl Conſuls aus der Claſſe des gemeinen Volks erwählt worden, da ſolche vorher nur immer aus dem Geſchlecht der Patricier genommen wurden.

Ums Jahr 400 nach Erbauung der St. R. kam Philipp, des Amyntas Sohn und Vater des Alexanders, auf den macedoniſchen Thron, zu welcher Zeit

*) Worauf eben das von ihm gerettete Capitolium gebauet war.

**) Nähmlich zu Stagyra in Macedonien in der 99ſten Olympiade.

†) Welches der Macht der Lacedämonier einen gewaltigen Stoß gab. Dieſer vortreffliche Feldherr Epaminondas, der Theben zu einem ſolchen Anſehen verholfen, als es weder vor ihm noch auch nach ihm wieder gehabt, ward hernach in der Schlacht bey Mantinea verwundet, er zog aber den Wurfſpieß nicht eher aus ſeiner Wunde, bis er gehört, daß die Feinde geſchlagen worden, und darauf gab der Held ſeinen Geiſt auf.

auch Alexander iſt gebohren worden. Um eben dieſe Zeit begab ſich Plato an den Hof des Sicilianiſchen Tyrannen Dionyſius des jüngern; und einige Zeit nachher überwand Philipp die Athenienſer in einer großen Schlacht bey Chäronea. Nach derſelben ſuchte der Redner Demoſthenes ſein Heil in der Flucht, und als ihm jemand deßwegen ſchimpfliche Vorwürfe machte, antwortete er mit dem bekannten Vers: „Ein „Entflohener kann ſich noch zum zweyten Mahl ſchla„gen *).“ Philipp kam hierauf durch Nachſtellung **) ums Leben, und Alexander, der ihm in der Regierung folgte, ging nach Aſien und den Orient hinüber, um die Perſer zu bezwingen. Ein anderer Alexander aber mit dem Zunahmen Moloſſus †) kam nach Italien, um mit den Römern Krieg zu führen; denn damahls ſchon fing der Ruhm der Tapferkeit und des Glücks der Römer an ſich in auswärtige Länder auszubreiten; ehe er aber noch was Rechtes unternehmen konnte, ſtarb er ſchon. Dieſer Moloſſus ſoll, wie man erzählt, als er nach Italien herüber gegangen, geſagt haben, er ginge hin mit den Römern als Männern zu ſtreiten, die Macedonier aber hätten es mit den Perſern nur als Weibern zu thun. Als der macedoniſche König Alexander dar-

*) A'νὴρ ὁ φέυγων καὶ πάλεν μαχήσεται.

**) Nähmlich des beleidigten Hauptmanns ſeiner Wache, des Pauſanias, unter den Vermählungsfeyerlichkeiten ſeiner Tochter Cleopatra mit Alexander, dem König von Epirus, zu Argä.

†) Ein Bruder der Olympias, des Alexanders Mutter. Er kam in dem Fluß Acheron in der italiäniſchen Landſchaft Abruzzo um.

auf den größten Theil des Orients unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht hatte, ſtarb er *), nachdem er eilf Jahre regiert hatte. Auch ſtarben nicht lange hernach der Weltweiſe Ariſtoteles und der Redner Demoſthenes **).

Faſt um eben dieſe Zeit haben die Römer einen langen und hartnäckigen Krieg mit den Samnitern geführt, und als ihre beyden Conſuls Tib. Veturius und Sp. Poſthumius in den engen Wegen bey Caudium von den Samnitern umringt wurden, mußten ſie unters Joch gehen †), und wurden erſt nach einem ſchimpflichen Vergleich los gelaſſen; um welcher Urſache willen ſie auf Befehl des römiſchen Volks den Samnitern durch die Fecialen überlaſſen, und nicht wieder angenommen wurden.

*) Wie man weiß, hatte er durch Schwelgerey ſein Leben verkürzt.

**) Ariſtoteles, dieſes Haupt der Peripatetiſchen Secte, ſtarb im 63ſten Jahre ſeines Alters, in der 114ten Olympiade, an der Colik. Einige erzählen, daß er Gift genommen, andere, daß er ſich aus Verdruß, weil er die Urſache der Ebbe und Fluth nicht habe ausfindig machen können, in die Meerenge bey Chalcis, den Euripus, geſtürzt habe. Demoſthenes nahm, wie ſchon einmahl erwähnt, auf ſeiner Flucht in den Tempel des Neptuns in Cylaurien Gift zu ſich, das er in einer Feder verſchloſſen hatte, im 62ſten Jahre ſeines Alters.

†) Dieſes Joch beſtand aus zwey in die Erde geſteckten Spießen und einem queer darüber gelegten, in Geſtalt einer Thür, durch welches die Gefangenen, nach Ablegung ihrer Waffen, auf eine höchſt ſchimpfliche Art hindurch gehen mußten.

Ohngefähr nach dem 470ſten Jahre der St. R. hat ſich der Krieg mit dem Könige Pyrrhus erhoben. Zu der Zeit waren Epikur von Athen, und Zeno von Cittium *), als Weltweiſen berühmt. Auch waren um dieſe Zeit C. Fabricius Luſcinus und Q. Aemilius Papus Cenſoren zu Rom, welche den P. Cornelius Rufus, der doch ſchon zweymahl Conſul, und einmahl Dictator geweſen war, aus der Liſte der Senatoren ausſtrichen, weil er zehn Pfund an Silbergeſchirr bey Gaſtereyen verwendet hatte.

Etwa im 490ſten Jahre der St. R. unter dem Conſulat des Appius Claudius, der den Beynahmen Caudex führte, eines Bruders des Appius mit dem Beynahmen des Blinden, und M. Fulvius Flaccus, hat der erſte Puniſche Krieg ſeinen Anfang genommen **). Der Dichter Kallimach von Cyrene machte

*) Epikur, der Stifter einer philoſophiſchen Secte, die von ihm den Nahmen führet, wurde in dem Atheniensiſchen Flecken Gargetti gebohren. Sein Vater Neokles zog von da nach Samos. Epikur kam in ſeinem 36ſten Jahre nach Athen zurück, kaufte ſich in der Stadt einen Garten und errichtete darin ſeine Schule. Er iſt im 2ten Jahre der 127ſten Olympiade geſtorben. Zeno, der Stifter der Stoiſchen Secte, von Stoa in Athen, worin er ſeine Vorleſungen hielt, alſo genannt, hatte den Stilpo, Polemon und andere zu Lehrmeiſtern, er bauete ſich aber ein eigenes philoſophiſches Syſtem, das viele Anhänger gefunden hat. Als er in ſeinem 98ſten Jahre einen Fall gethan hatte, bewog ihn dieß ſein Ende durch den Strick, oder nach andern, durch Hunger zu beſchleunigen. Man ſehe von ihnen auch oben Kap. 78 nach.

**) Welcher aus Eiferſucht zwiſchen den Athenienſern und Römern wegen Sicilien entſtund.

ſich bald nach dieſer Zeit zu Alexandrien an dem Hofe des Königs Ptolemäus (Philadelphus) berühmt *). Nicht viel über 20 Jahre hernach, als der erſte Friede mit den Karthaginenſern unter den Conſuln, dem M. Claudius Cento, einem Sohne des Blinden, und dem M. Sempronius Tuditanus war geſchloſſen worden, hat der Dichter L. Livius die erſten Comödien zu Rom verfertiget und aufgeführet, mehr als 160 Jahre nach des Sophokles und Euripides, und ohngefähr 52 Jahre nach des Menanders Tod.

Auf die Conſuls, den Claudius und Tuditanus, folgten Q. Valerius und C. Manilius, unter welchen nach dem Varro in ſeinem erſten Buche von den Dichtern, der Poet Q. Ennius iſt gebohren worden, welcher noch in ſeinem 66ſten Jahre das zwölfte Buch ſeiner Annalen, wie er in eben dieſem Werke ſelbſt melden ſoll, verfertiget hat.

Im 511ten Jahre der St. R. hat Sp. Carvilius Ruga auf Anrathen ſeiner Freunde ſich, als das erſte Mahl, von ſeiner Frau geſchieden, weil ſie unfruchtbar war, und nachdem er bey den Cenſoren durch einen Eid verſichert hatte, daß er bloß, um Kinder zu bekommen, eine Frau genommen habe **). In eben dieſem Jahre führte der Dichter C. Nävius ſeine Luſtſpiele auf, von welchem Varro, in ſeinem eben

*) Dieſer Dichter hat noch bis zur 133ſten Olympiade, unter der Regierung des Königs Ptolemäus Evergetes gelebt. Weil er ein großes Buch für ein großes Übel hielt, ſo hat er ſelbſt auch nur kleine Werkchen geſchrieben, von welchen ſeine Epigrammata und hymni noch übrig ſind.

**) Hievon ſehe man das 38ſte Kapitel nach.

angeführten Buche von den Dichtern, ſagt, daß er im erſten Puniſchen Kriege zu Felde gedient habe, welches auch Nävius ſelbſt in dem Gedichte, das er auf dieſen Krieg gemacht hat, anzeigen ſoll. Porcius Licinius aber gibt zu verſtehen, daß er die Dichtkunſt zu Rom ſpäter getrieben habe, indem er ſagt: „Im zweyten Puniſchen Kriege nahm die Poeſie in Rom einen höhern Flug, und ließ ſich mitten unter dem kriegeriſchen Volke des Romulus nieder *).“

Fünfzehn Jahre ohngefähr nachher aber fing der Krieg mit den Karthaginenſern aufs neue an **), und nicht ſehr lange hernach thaten ſich M. Cato der Redner und der Dichter Plautus, jener durch ſeine Beredtſamkeit, und dieſer durch ſeine Comödien in der Stadt hervor. Zu eben dieſer Zeit wurden der Stoiker Diogenes, der Akademiker Carneades und der Peripatetiker Critolaus von den Athenienſern als Geſandte an das Römiſche Volk in Staatsſachen geſchickt †). Kurz darnach thaten ſich Q. Ennius, dar=

*) Poenico bello secundo Musa pinnato gradu
Intùlio se bellicosam in Romuli gentem feram.

**) Dieſer entſtund wegen Spanien, und wurde durch die Zerſtörung der Stadt Sagunt veranlaſſet.

†) Oben (L. VII. c. 14.) allwo Gellius der dreyfachen Schreibart ſowohl in gebundener, als ungebundener Rede 1) der hohen und wortreichen, 2) der ſanften und einnehmenden, und 3) derjenigen, die das Mittel zwiſchen beyden hält, gedenket, führt er als Beyſpiel in der lateiniſchen Sprache, von der erſten Schreibart den Pacuvius, von der zweyten den Lucilius, und von der dritten den Terenz an. In Anſehung der griechiſchen Sprache aber den Ulyſſes als ein Beyſpiel von der erſten, den Menelaus von der zweyten, und den Ne=

auf Cäcilius und Terenz, fernerhin Pacuvius, und als dieſer ſchon alt war, Accius *) durch ihre Gedichte hervor; noch mehr aber Lucilius **) durch ſeine Satyren die er auf ſie machte. Doch ich bin ſchon zu weit gegangen, da meine Abſicht geweſen iſt, dieſes Verzeichniß mit dem zweyten Puniſchen Kriege zu endigen.

Hun-

ſtor von der dritten. Bey dieſer Gelegenheit erwähnt er auch der hier gedachten Geſandtſchaft, deren Abſicht war, daß die Athenienſer die Römer um einen Nachlaß der ihnen wegen Zerſtörung der Stadt Oropus auferlegten Geldbuße bitten wollten. Hier ließen nun alle drey Geſandten die Gaben ihrer Beredtſamkeit ſehen, und zwar ein jeder nach ſeiner Art, denn nach der Verſicherung des Rutilius und Polybius erregte Carneades durch das Hinreiſſende, Critolaus durch das Zierliche und Geputzte, und Diogenes durch das Beſcheidene und Sanfte im Reden die Bewunderung aller Zuhörer. Was Cato bey dieſer Gelegenheit geſagt, iſt kurz vorhin angeführt worden. Noch iſt zu bemerken, daß Cicero (in Lucullo I. Acad. Quest. l. 4.) dieſe Geſandtſchaft unter das Conſulat des M. Marcellus und P. Corn. Scipio, d. i. 52 Jahre nach dem zweyten puniſchen Krieg ſetzet; Gellius irret alſo, wenn er ſie in die Zeit des zweyten puniſchen Krieges ſetzt.

*) Vom Plautus, Pacuvius, Accius ſehe man Kap. 16, 96, und 108.

**) Dieſen Lucilius ſieht man als den erſten Erfinder der Satyre bey den Römern an. Horaz vergleicht ihn (L. I. sat. 4. v. 12.) mit einem Fluß, der unter vielem Schlamm doch einige des Aufhebens würdige Körper mit ſich führet.

Hundert acht und funfzigſtes Kapitel.

(L. XVIII. c. 1.)

Streit zweener Philoſophen über die Glückſeligkeit des Lebens.

Zween Freunde des Favorins und beyde nicht unberühmte Weltweiſen in der Stadt Rom, deren einer der Peripatetiſchen und der andere der Stoiſchen Secte anhing, ſtritten einmahl, als wir zuſammen mit dem Favorin zu Oſtia waren, ſehr hitzig mit einander über ihre verſchiedenen Lehrſätze, da ein jeder die ſeinigen aufs beßte zu vertheidigen ſuchte. Wir gingen eben gegen Abend, um neu Jahr **), an dem Ufer ſpazigren, als ſich dieſer Streit unter ihnen erhob. Der Stoiker nähmlich behauptete, daß die Glückſeligkeit des Lebens eines Menſchen einzig und allein durch die Tugend, das Elend desſelben aber allein durch das Laſter bewirket werde, geſetzt auch, daß alle andere Güter, die man äußerliche, oder leibliche nennet, dem Tugendhaften fehlten, und der Laſterhafte ſolche beſäße. Der Peripatetiker aber gab zwar zu, daß ein elendes, unglückliches Leben aus Laſter und Bosheit entſtehe; aber zu einem vollkommen glücklichen Leben,

*) Das neue Jahr heißt bisweilen derjenige Theil des Jahrs, darin neue Früchte hervorkommen, wie beym Tibull (L. I. eleg. 1.). Oder Gellius ſieht hier auf die Jahrsrechnung, die in Attica gebräuchlich war, wo das neue Jahr ſich im Sommer mit der Sonnenwende anfing. Das erſtere findet hier aber eher Statt, weil das Erzählte in Italien vorgegangen iſt.

meinte er, würde mehr als bloß die Tugend erfordert, indem auch Geſundheit, Wohlſtand und Vermögen, ein guter Nahme, und was man ſonſt noch zu den Leibes- und Glücksgütern rechnet, zu einer vollkommenen Glückſeligkeit dieſes Lebens nöthig zu ſeyn ſcheinen. Der Stoiker ſchrie dagegen und bezeugte ſeine Verwunderung darüber, daß, da Tugend und Laſter, ein glückliches und unglückliches Leben einander auf gleiche Weiſe entgegen geſetzt wären, der andere zwar Laſter und Bosheit zur Bewirkung eines unglücklichen Lebens für hinlänglich halte, von der Tugend hingegen behaupten wollte, daß ſolche allein nicht hinreichend ſey, ein glückſeliges Leben zu verſchaffen. Das ſtimme, ſagte er, gar nicht mit einander überein, wenn man behaupte, daß ein Leben ohne Tugend nicht glücklich ſeyn könne, und doch auch zugleich der Tugend die Eigenſchaft abſpräche, durch ſich allein ein glückliches Leben zu bewirken; denn auf dieſe Weiſe würde der Vorzug, den man der abweſenden Tugend einräume, ihr wieder, wenn ſie anweſend wäre, genommen. Hierauf verſetzte der Peripatetiker ſehr artig, ich bitte um Erlaubniß, dir eine Frage vorzulegen: Hälteſt du das für einen Eimer Wein, wenn ein Maß daran fehlet? Keinesweges, antwortete der Stoiker, das kann kein Eimer Wein heißen, woran ein Maß fehlet. Alſo, verſetzte der Peripatetiker, machet das Maß, daß man es einen Eimer Wein nennen kann; denn wo es fehlet, heißt es kein Eimer; wo es aber hinzukommt, wird es dann erſt ein Eimer Wein. So ungereimt es nun ſeyn würde zu ſagen, daß das einzige Maß einen Eimer mache: eben ſo ungereimt iſt es auch zu behaupten, daß die Tugend allein ein glückliches Leben mache, weil ohne ſie kein glückliches Le-

ben ſtatt haben kann. Hier ſah Favorin den Peripatetiker an, und ſagte, man findet zwar dieſes ſpitzfindige Argument, das vom Weinmaße hergenommen wird, und deſſen du dich bedienet haſt, in Büchern; aber, wie du ſelbſt weißt, ſo muß man es mehr für eine feine Sophiſterey, als für ein gründliches und ſchickliches Argument anſehen; denn das fehlende Maß iſt zwar Urſache, daß es kein voller Eimer iſt, und wenn es hinzu gethan wird, machet es freylich allein noch keinen Eimer aus, ſondern erſetzet nur das, was an dem vollen Maß fehlte. Die Tugend hingegen iſt nach jener ihrer Meinung nicht bloß etwas Hinzukommendes und Erſetzendes; ſondern ſie machet ganz allein und für ſich die Glückſeligkeit des Lebens aus, wenn ſie ſich bey einem Menſchen befindet *);

*) Wenn man allein auf die Glückſeligkeit dieſes Lebens ſiehet, ſo mögte der Peripatetiker wohl ſo nicht ganz Unrecht haben; und der Stoiker, als bloßer Stoiker, der die Tugend durch ſich ſelbſt für genugſam belohnt hält, dürfte ſehr in Verlegenheit kommen, wenn ihm das Beyſpiel eines in dieſem Leben mit allen Glücksgütern überhäuften Laſterhaften, und hingegen eines mit Mangel, Armuth und andern Widerwärtigkeiten kämpfenden Tugendhaften vorhalten würde. Mögte da das Reſultat wohl anders lauten, als was ein Brutus vor ſeinem Ende zu erkennen gab? O Tugend, rief er, du, der ich von Kindheit an mein ganzes Leben gewidmet habe, was habe ich jetzt von dir? Ich ſehe nur allzu ſpät ein, daß du eine bloße Einbildung, eine Chimäre und weiter nichts als eine Dienerin des Glücks biſt. Wie wenig läßt ſich alſo dieß Räthſel auflöſen, wenn man in die Idee der Glückſeligkeit nicht zugleich die Fortdauer des Lebens nach dem Tode ein=

Uiber dieſe und noch einige andere geringfügigere verwickelte Materien diſputirten die beyden Philoſophen mit einander in Gegenwart des Favorins, der gleichſam einen Schiedsrichter dabey abgab. Da es aber anfing finſter zu werden, und die Sterne ſchon hervorkamen, begleiteten wir den Favorin nach Hauſe, und gingen ſodann aus einander.

Hundert neun und fünfzigſtes Kapitel.

(L. XVIII. c. 2.)

Einige aufgeworfene Fragen in der Feyer der Saturnalien.

Wenn zu Athen das Feſt der Saturnalien *) einfiel, pflegten wir ſolches in ſittſamer Fröhlichkeit zuzubringen, nicht auf die Art, daß wir während die-

ſchließet. Dort, dort jenſeits des Grabes muß der Tugendhafte erſt ſeine vollkommene Glückſeligkeit erwarten, und dort auch erſt empfängt der Laſterhafte den eigentlichen Lohn ſeiner Werke. Ein Sokrates, ein Antonin und alle tugendhafte Helden haben ſich daher vornehmlich der Vergeltung ihrer Tugend in jenem Leben getröſtet. Wie vielmehr kann ſolches der Chriſt thun!

*) Die Saturnalien, welche im December einfielen, wurden in Griechenland, wo ſie κρόνια (von κρόνος Saturnus) hießen, eben ſo wohl als zu Rom, dem Saturn zu Ehren gefeyert. Man erlaubte den Knechten an denſelben ſich luſtig zu machen, und mit an ihrer Herren Tiſche zu ſpeiſen. Man wollte ſich dadurch der güldenen Zeit unter des Saturns Regierung, da alles gemein und in Uiberfluß geweſen, erinnern.

ſer Zeit den Geiſt einſchlummern und träge werden ließen, denn wie Muſonius ſagt, heißt das ſo viel, als den Geiſt ganz verlieren; (remittere animum, quasi amittere est,) ſondern wir beſchäftigten denſelben alsdann mit leichten und angenehmen Diſcurſen, welche ihm eine erlaubte Ergötzung verſchaffen konnten. Ich und mehrere meiner Landesleute von Rom, die mit mir einerley Lehrer und einerley Vorleſungen derſelben beſuchten, verſammleten uns dann zu einem Gaſtmahl zuſammen, da denn derjenige, der den Wirth abgab, einen Preiß auf die Beantwortung und Auflöſung gewiſſer Fragen ſetzte. Dieſer Preiß beſtund in einem Buche, das einen alten griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller zum Verfaſſer hatte, und danebſt aus einem Lorbeerkranz. So viele Perſonen gegenwärtig waren, eben ſo viele Fragen wurden aufgegeben, deren Beantwortung ein jeder, ſo wie ihm das Loos traf, übernehmen mußte. Hatte man die Frage beantwortet, ſo bekam man den darauf geſetzten Preiß, nebſt den Kranz; war die Auflöſung aber nicht erfolget, ſo übernahm ſolche der durchs Loos darauf folgende, und ſo ging es in der Reihe herum. Hatte keiner die Frage beantwortet, ſo wurde der Preiß nebſt dem Kranz demjenigen Gott, deſſen Feſt man feierte, gewidmet.

Der Gegenſtand dieſer Fragen aber betraf etwa eine dunkle Sentenz eines alten Dichters, die aber ohne vieles Kopfbrechen mußte ins Licht geſetzt werden können; oder die Unterſuchung eines Stücks aus der alten Geſchichte; oder die richtige Darſtellung irgend eines mißverſtandenen Satzes aus der Philoſophie; oder die Auflöſung einer Sophiſterey; oder die Ausforſchung der Bedeutung eines ſeltenen

ungewöhnlichen Worts; oder endlich die Beſtimmung des dunkeln Zeitfalls eines an ſich deutlichen Worts.

So erinnere ich mich noch der zuletzt bey ſolcher Gelegenheit aufgeworfenen ſieben Fragen, welche folgende waren:

Die erſte betraf ein Fragment aus den Satyren des Ennius, in welchem der Dichter ſich eine Luſt daraus gemacht hat, ein und dasſelbe Wort immer, und doch allezeit in einer verſchiedenen Bedeutung zu wiederhohlen. Dieſe Verſe lauten ſo: wie ſie hier unten ſtehen*).

Die zwote Frage war, wie das zu verſtehen ſey, wenn Plato (in civitate) ſagt, daß die Weiber in ſeiner entworfenen Republik gemeinſchaftlich ſeyn, und daß die tapferſten unter den Bürgern derſelben den Vorzug in der Gunſt des Frauenzimmers haben ſollten**)?

Die dritte Frage betraf eine Auflöſung und Beantwortung der verfänglichen Worte, wenn man ſagt: Was du nicht verloren haſt, das haſt du noch: nun haſt du Hörner nicht verloren, folglich haſt du Hörner***). Oder, was ich bin, das biſt du nicht:

*) Nam qui lepide poſtulat alterum frustrari,
Quem frustratur, frustra cum dicit frustra esse.
Nam qui ſese frustrari quem frustra sentit,
Qui frustratur, is frustra est; si non, ille est frustra.
Da die Zweydeutigkeit hier auf ein lateiniſches Wort ankommt, ſo iſt es nicht wohl möglich, dieſes im Teutſchen eben ſo merklich zu machen und auszudrücken.

**) Das iſt wohl einer von den Träumen des Plato, die man dieſem ſonſt großen Mann zu gut halten muß.

***) Gellius hat (L. XVI. c. 2.) einer Regel der Dialec-

ich bin ein Menſch, alſo biſt du es nicht. Imgleichen die Auflöſung dieſer verfänglichen Frage: Wenn ich lüge, und ich ſage es, daß ich lüge, lüge ich dann, oder ſage ich die Wahrheit?

Die vierte Frage war, warum die Patrizier an den Megalenſiſchen, das gemeine Volk aber an den Cerallſchen Feſttagen ſich einander beſchenken und zu Gaſte bitten (mutirare *)?

Fünftens wurde gefragt, welcher von den alten Dichtern ſich des Worts verant, welches ſo viel heißt, als, ſie ſagen die Wahrheit, (vera dicunt) bedienet habe?

tik erwähnet, bey welcher Gelegenheit er eben auch dieſes als ein Beyſpiel einer vorgelegten verfänglichen Frage anführet. Die Regel, welche einige Dialectiker da angeben, iſt dieſe, daß man auf eine vorgelegte Frage weiter nichts als nur mit Ja, oder Nein antworten müſſe, weil, wenn man ſich in ſeiner Antwort nicht genau an die vorgelegte Frage hielte, des Disputirens kein Ende werden würde. Gellius zeigt darauf mit Recht, daß dieſe Regel wenigſtens bey verfänglichen Fragen eine Ausnahme leide. Z. B. ſagt er, auf die Frage: Haſt du das, was du verloren haſt, noch; oder haſt du es nicht? Hier mag man mit Ja, oder Nein antworten, ſo wird man gefangen. Die Antwort darauf muß alſo beſtimmter ſo lauten: Was ich habe, das habe ich, wenn ich es nicht verloren habe.

*) Von den Megalenſiſchen Feſttagen, die in dem April fielen und 6 Tage dauerten, ſehe man die Anmerk. Kap. 25. Die Cereallſchen Feſte, oder Spiele wurden ebenfalls im April nach jenen gefeyert. Warum aber dieſe nur dem gemeinen Volke, und jene den Vornehmen zu Gaſtereyen dienten, davon läßt ſich eigentlich keine Urſache angeben; es mögte denn etwa dieſe

Die ſechſte Frage war, was das für ein Kraut ſey, das Heſiodus asphodelum nennet; und was er darunter verſtehe, wenn er ſagt, das Halbe ſey mehr, als das Ganze *)?

Die ſiebente und letzte Frage war, ob die Wörter scripserim, venerim, legerim, Wörter der vergangenen, oder der zukünftigen Zeit, oder beyder zugleich ſeyn?

Nachdem alle dieſe Fragen nach der Ordnung waren vorgebracht und beantwortet worden, bekam ein jeder von uns ſein Buch und einen Kranz zum Geſchenk. Nur eine einzige Frage, die das Wort

ſeyn: daß, weil der Stand der Patrizier vornehmer geweſen, ſie auch einen höhern Gegenſtand zu ihrer Verehrung, nähmlich die große Mutter der Götter (Cybele) genommen: und hingegen das gemeine Volk, als von geringerem Stande, ſich mit der Verehrung einer ländlichen Gottheit, der Ceres, als der Göttin der Früchte, begnüget.

*) Die Verſe, worin dieß beym Heſiodus (op. et Dies, v. 40. 41.) vorkommt, ſind dieſe:

Νήπιοι ἐδ' ἴσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντὸς,
Οὐδ' ὅσον ἐν μαλάχῃ τε καὶ ἀσφοδέλῳ μέγ'
ὄνειας.

Alphodelum ſoll ſo viel ſeyn, als Goldwurzel, doch ſollen eigentlich nur die Knollen an der Wurzel dieſes Krautes darunter verſtanden werden. Was aber den ſo paradox lautenden Satz, das Halbe ſey mehr als das Ganze, betrift, ſo legt man ſolches von der Mittelmäßigkeit aus, welche in allen Dingen das Beßte iſt, und worin nach dem Ariſtoteles ſelbſt die Tugend beſtehet. Das Halbe alſo, d. i. das nicht zu viel, und nicht zu wenig, hat den Vorzug vor dem zu viel, oder zu wenig, das als ein Ganzes betrachtet wird. Schwerlich läßt ſich dieß anders erklären.

verant betraf, blieb unbeantwortet; denn keiner der Anweſenden erinnerte ſich damahls daran, daß Ennius im 13ten Buche ſeiner Annalen dieſes Wort gebraucht hat *). Alſo wurde der Kranz, der auf die Beantwortung dieſer Frage geſetzt war, dem Gotte dieſes Saturnaliſchen Feſtes gewidmet.

Hundert und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XVIII. c. 3.)

Wie der gute Rath, den ein ſchlechter Menſch gegeben, zu Lacedämon iſt aufgenommen worden.

Aeſchines **), ein ſehr kluger, aber auch eben ſo heftiger Redner zu Athen, führt in jener bittern und mit den größten Vorwürfen angefüllten Rede,

*) Nähmlich in dem Verſe:

Satin' vates verant aetate in agunda?

**) Aeſchines wurde etwa drey Jahre nach dem Tode des Sokrates zu Athen gebohren. Er that ſich erſt im Alter als ein großer Redner hervor. Demoſthenes, ſein nachmahliger Nebenbuhler, war derjenige, der ihn ins Exil brachte. Er begab ſich demnach nach Rhodus, daſelbſt lehrte er, und fing ſeine Lectionen damit an, daß er ſeinen Zuhörern erſt ſeine eigene gehaltene Rede, und darauf diejenige, welche Demoſthenes dagegen gehalten (de corona), und die ſeine Verbannung verurſacht hatte, vorlas; und als die letztere mit größerm Beyfall als ſeine eigene aufgenommen wurde, ſagte er auf die edelſte Weiſe: Wie viel größer würde euer Beyfall geweſen ſeyn, wenn ihr ihn ſeine Rede hättet ſelbſt halten gehört. Hernach begab er ſich nach Samus, wo er auch geſtorben iſt.

in welcher er den Timarchus der Unverſchämtheit aufs heftigſte beſchuldigt, an, daß eines der erſten Mitglieder des Senats zu Lacedämon, ein Mann, den ſeine Tugend und ſein hohes Alter gleich ehrwürdig machten, ſeinen Mitbürgern bey einer gewiſſen Gelegenheit folgenden edlen Rath gegeben habe: Die Lacedämonier, ſagt er, berathſchlagten ſich über eine gewiſſe öffentliche Angelegenheit der Republik, und waren in Ungewißheit, was hiebey zu beſchlieſſen am nützlichſten und anſtändigſten ſey. Da ſtund einer auf, um ſeine Meinung hierüber zu ſagen. Dieſer war ein Menſch, der wegen ſeines geführten häßlichen und ſchändlichen Lebens einen ſehr üblen Nahmen hatte, dabey aber eine geläufige Zunge und nicht geringe Gaben der Beredtſamkeit beſaß. Der Rath, den er in dieſer Angelegenheit ertheilte, wurde von allen wirklich für den beßten und heilſamſten angeſehen und angenommen. Man machte alſo ſchon Anſtalt ihn als einen öffentlichen Rathsſchluß dem Volke bekannt zu machen; als einer der erſten Magiſtratsperſonen, welche von den Lacedämoniern wegen ihres Alters und ihrer hohen Würde als Vorſteher ihrer Polizey und als Schiedsrichter ihrer öffentlichen Angelegenheiten verehret wurden, ſich im Zorn, mit bewegten Gemüth erhob, und ſagte: Was könnt ihr Lacedämonier in aller Welt noch wohl für Grund und Hoffnung haben, daß dieſe unſere Stadt und Republik ſich noch länger im Wohlſtand befinden und unbezwinglich ſeyn werde, wenn ihr es dahin kommen laßt, daß ſolche ſchlechte Leute uns mit ihrem Rath an die Hand gehen müſſen? Geſetzt auch, daß der eben ertheilte Rath der beßte und anſtändigſte iſt; ſo bitte ich euch, es doch nicht geſchehen zu laſſen,

daß er durch den Mund des ſchändlichen Menſchen, aus welchem er gekommen iſt, beſchmutzt und entehrt werde. Als er dieß geſagt hatte, rief er einen Mann hervor, der zwar an Rechtſchaffenheit, Muth und Tapferkeit wenige ſeines gleichen hatte, aber mit der Gabe der Zunge und Beredtſamkeit deſto weniger verſehen war, und hieß ihn nach einſtimmigem Verlangen, eben dieſelbe Meinung, welche jener ſchlechte, aber beredte Menſch vorgebracht hatte, ſo gut oder ſo ſchlecht wie er nur konnte, aufs neue vortragen; damit auf dieſe Weiſe der öffentliche Rathsſchluß, ohne des erſtern zu erwähnen, bloß unter dem Nahmen des letztern, als eine von dieſem herrührende Meinung abgefaßt würde. Man machte es demnach ſo, wie dieſer kluge alte Mann rieth; man nahm den guten Rath ſelbſt an, und befolgte ihn; aber den verachtungswürdigen Urheber desſelben verwechſelte man mit einem andern.

Hundert ein und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XVIII. c. 10.)

Von dem Unterſchied der Blut- und Pulsadern.

Ich hatte mich in der heißen Sommerzeit zu dem Herodes auf ſein Landgut bey Athen, welches Cephiſia *) hieß, und welches mit Waſſer und ſchattigten Wäldern reichlich verſehen war, begeben. Ich bekam aber, als ich mich daſelbſt aufhielt, einen Durch-

*) Die Beſchreibung dieſes angenehmen Landguts ſehe man Kap. 2.

fall, welcher mit einem heftigen Fieber begleitet war, woran ich zu Bette liegen mußte. Der Philoſoph Calviſius Taurus und einige ſeiner Schüler kamen aus Athen dahin, um mich zu beſuchen. Der Arzt, den man in dieſer Gegend haben konnte, ſaß bey meinem Bette, und erzählte dem Taurus den Verlauf meiner Krankheit, und wie die Abwechſelungen meines Fiebers beſchaffen wären; doch, ſagte er, ich wäre ſchon um ein gut Theil beſſer geworden, und er dürfe, um ſolches ſelbſt zu erfahren, mir nur an die Blutader (vena) fühlen. Bey dieſen Worten, da er die Blutader (vena) anſtatt der Pulsader (arteria) nannte, fingen die Schüler des Taurus an unter ſich zu murmeln, und ſich nur allzu deutlich über dieſen Mann als einen ſehr unwiſſenden und ungeſchickten Arzt aufzuhalten. Taurus, der ſolches merkte, ſagte darauf nach ſeiner Gewohnheit, in einem ſanften und gelinden Ton: Wir ſind gewiß verſichert, daß es dir nicht unbekannt ſey, was man eine Blut- und Pulsader nenne, daß nähmlich die Blutadern für ſich keine eigene Bewegung haben, und daß man ſie nur ausſuche, wenn man Blut laſſen will; daß hingegen die Pulsadern ſchlagen und ſich bewegen, und durch dieſe Bewegung den Zuſtand anzeigen können, worin ein Kranker beym Fieber ſich befindet. Ich glaube daher, daß du eben, mehr nur nach dem gemeinen Gebrauch, als nach einer wiſſenſchaftlichen Kenntniß ſo geſprochen haſt, denn ich habe es bey mehrern wahrgenommen, daß ſie ſich im gemeinen Reden ſo unrichtig ausdrücken, und die Blutader anſtatt der Pulsader nennen. Doch mache du nur, daß wir erfahren mögen, du wiſſeſt die Heilungskunſt beſſer auszuüben, als davon zu ſprechen,

und verſchaffe nur, daß wir den Kranken durch der Götter Beyſtand fein bald wieder geſund ſehen mögen.

Ich habe nachher an den Tadel, der damahls über den Arzt erging, oft gedacht, und bin daher auf die Gedanken gekommen, daß es nicht allein einem Arzte, ſondern auch einem jeden andern wohlerzogenen Menſchen übel anſtehe, und ihm ſchimpflich ſey, wenn er von dem, was den menſchlichen Körper und ſeine Beſchaffenheit betrifft, oder von dem, was zur Erhaltung ſeiner Geſundheit dienen kann, nicht wenigſtens einige Kenntniß beſitzt. Aus dieſer Urſache habe ich, ſo viel ich nur Zeit und Muße dazu finden können, mich in den mediciniſchen Büchern, woraus ich einigen Unterricht in dieſer Sache ſchöpfen zu können geglaubt, umgeſehen. Auſſer vielen andern ſehr nützlichen Dingen habe ich dann aus ihnen, was den Unterſchied der Puls- und Blutadern betrifft, folgendes gelernet:

Eine Blutader (vena) iſt ein Blutgefäß, welches Blut mit Luft oder einem geiſtigen Weſen (spiritu naturali) vermiſcht enthält, doch ſo, daß des Bluts in demſelben mehr, als jenes geiſtigen Weſens iſt; eine Pulsader (arteria) hingegen enthält ebenfalls Blut mit jenem Geiſt (spiritu naturali) vermiſcht, doch ſo, daß in denſelben jenes Geiſtigen mehr, als des Bluts enthalten iſt. — Der Puls (σφυγμὸς) aber iſt eine natürliche, unwillkürliche, ſtärkere oder ſchwächere Bewegung im Herzen und der Arterie, welche Bewegung die Griechen διαςολὴ und συςολὴ nennen *).

*) Bey dem hier angegebenen Unterſchied zwiſchen den

Hundert zwey und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 1.)

Wie ſich ein Philoſoph gegen den Vorwurf, daß er bey einem Sturm blaß geworden ſey, verantwortet hat.

Als wir von Caſſiopea *) nach Brundi-

Blut- und Puls-Adern durfte wohl ein heutiger Anatomiker lächeln. Was ſoll man doch auch unter dem spiritu naturali, auf deſſen ſtärkern oder mindern vorhandene Portion in den Adern ihr Unterſchied beruhen ſoll, verſtehen? Soll es Luft bedeuten? Oder ſoll vielleicht darunter ein gewiſſer Grad der Wärme des Bluts in den Adern verſtanden werden? Ich weiß es nicht. Das Blut ſelbſt iſt in beyden Arten von Adern wohl einerley; nur iſt der Hauptunterſchied, wie in der Anatomie gelehrt wird, dieſer, daß das Blut in den Puls- oder Schlagadern ſich von dem Herzen hinweg bewegt, ſo wie es vermittelſt der Blutadern dem Herzen wieder zugeführt wird. Beyderley Arten Adern zertheilen ſich nach ihrem Urſprung von dem Herzen, wo ſie am weiteſten ſind, durch viele immer enger werdende Zweige in den ganzen Körper, ſie begleiten ſich durchgehends einander, nur liegen die Blutadern, welche auch aus etwas zärtern Häuten beſtehen, insgemein über den Schlagadern. Jene ſind auch mit gewiſſen Fallthürchen oder Ventilen verſehen, welche ſich eröffnen, wenn das Blut gegen das Herz hinfließt, und ſich verſchlieſſen, damit es nicht ſo gleich wieder zurück treten kann. Dieſe Blutadern ſchlagen nicht, oder haben keinen Puls, wie die Arterien oder Schlagadern, in denen dieſes Schlagen daher entſteht, daß das Blut aus der Herzkammer nach und nach, und gleichſam ſtoßweiſe in dieſelben gebracht wird.

*) Caſſiopea, eine Stadt auf der Inſel Corcyra, heutiges Tages Corfu.

ſium *) ſchifften, wurde das Joniſche Meer ſehr ungeſtüm und erhob ſich in ſehr hohen Wellen. Die auf den erſten Tag unſerer Schiffahrt folgende Nacht wurde noch fürchterlicher; denn der Wind wüthete in derſelben beſtändig von einer Seite her, und erfüllte unſer ganzes Schiff mit Waſſer. Alle ſchrien und heulten, und unten war man unaufhörlich beſchäftiget, um das Schiff zu retten, bis endlich der Tag anbrach. Allein auch noch ließ die Wuth der Winde, und die damit verknüpfte Gefahr im mindeſten nicht nach; es entſtunden vielmehr häufige Wirbelwinde, der Himmel überzog ſich, und wurde pechſchwarz, fürchterliche ſich kräuſelnde Wolken, welche man eine Windsbraut (τυφῶνας) nennet, ſtießen auf das Schiff, und ſchienen es durch ihren Druck in den Abgrund verſenken zu wollen. Auf eben dieſem Schiff befand ſich zu der Zeit auch ein berühmter Stoiſcher Weltweiſe, den ich zu Athen gekannt hatte, der auch daſelbſt in einem nicht geringen Ruf und Anſehen ſtund, und immer ſehr aufmerkſame Schüler zu ſeinen Zuhörern hatte. Auf dieſen Mann richtete ich bey dieſer großen Gefahr und dieſem ſchrecklichen Tumult beſonders meine Aufmerkſamkeit, und war begierig zu ſehen, wie er ſich dabey verhalten, und ob er auch gelaſſen und unerſchrocken bleiben würde.

Ich bemerkte in der That, daß er nicht ſo erſchrocken war, noch in ein ſolches Klagen und Geheul ausbrach, wie die andern; allein ſein Geſicht zeigte doch auch nicht weniger Verwirrung, und war

*) Brundiſium oder Brundusium, jetzo Brindiſi, vormahls eine berühmte Stadt mit einem Seehafen, von da man nach Griechenland hinüber ſchiffte.

faſt eben ſo entfärbt, wie bey den andern, die im Schiffe waren. Wie endlich der Himmel ſich aufklärte, der Ungeſtüm des Meers, und mit demſelben die Aengſtlichkeit vor der Gefahr nachließ, trat zu dieſem Stoiker ein gewiſſer Grieche aus Aſien, der, wie man aus ſeiner Kleidung und den bey ſich habenden Sachen abnehmen konnte, ein ſehr reicher Mann ſeyn mußte, der es ſich an nichts fehlen ließ. Dieſer ſagte zu ihm mit ſpöttiſcher Miene: Ey, ey, wie kommt das, daß du als ein Philoſoph bey der Gefahr, worin wir geſchwebt, ſo furchtſam geweſen biſt, und ſo blaß ausgeſehen haſt? Habe ich mich doch nicht gefürchtet, und bin nicht ſo wie du blaß darüber geworden. Der Philoſoph, der verlegen war, und nicht wußte, ob er ihm antworten ſollte, ſagte endlich, nachdem er ſich etwas beſonnen: Ob es gleich das Anſehen haben mag, daß ich bey dieſem ſchrecklichen Sturm etwas ängſtlich geworden ſey; ſo biſt du doch nicht der Mann, den ich für würdig halte, daß er die Urſache davon wiſſe; doch mag Ariſtipp *) ſtatt meiner dir antworten; denn als dieſer bey einem gleichen Ungewitter von einem Menſchen deinesgleichen gefragt wurde, warum er als Philoſoph zittere, da ihm doch ſelbſt keine Furcht ankäme; ſo antwortete er ihm, das käme daher, weil zwiſchen ihnen beyden ein ſehr großer Unterſchied wäre; denn ein ſolcher ſchlechter Menſch, wie er, habe an ſeinem Leben nicht viel zu verlieren, er aber, Ariſtipp, habe deſto mehr Urſache für ſein Leben beſorgt zu ſeyn.

Mit

*) Ariſtipp von Cyrene, ein Schüler des Sokrates, und Stifter der Cyreneiſchen Secte.

Mit dieſen Worten ſchaffte ſich der Stoiker den reichen Aſiater vom Halſe.

Als wir aber nachher zu Brundiſium anlangten, nachdem der Wind ſich gelegt hatte, erkundigte ich mich bey dieſem Gelehrten, und bath ihn, mir doch zu ſagen, was die Urſache ſeines Schreckens, die er jenem unbeſcheidenen Menſchen nicht habe ſagen wollen, geweſen ſey. Er antwortete mir darauf mit gelaſſener Miene und ſehr höflich: Weil ich ſehe, daß es dir nur um Unterricht zu thun iſt, ſo vernimm, was die erſten Stifter unſerer Secte von ſolchen kurzen in unſrer Natur gegründeten, und daher unvermeidlichen Bewegungen, die der Schrecken verurſachet, geurtheilet haben; oder vielmehr, nimm und lies, weil du es ſodann eher glauben und beſſer behalten wirſt. Er zog darauf aus ſeinem Mantelſack das fünfte Buch der Abhandlungen des Epiktets hervor, die Arrian geſammlet hat, und daher kein Zweifel iſt, daß ſie mit den Schriften des Zeno und Chryſipps übereinſtimmen. In dieſem Buche fand ich nun folgendes in griechiſcher Sprache geſchrieben: „Die von außen herkommenden Eindrücke, welche die Philoſophen Phantaſien (φαντασίας) nennen, und die auf die Seele den Augenblick, da ſie entſtehen, ſo gleich durch ihre eigene Kraft wirken, ſtehen nicht in des Menſchen Gewalt, und ſind von ſeinem freyen Willen ganz unabhängig; allein, daß man dieſe erſten Empfindungen hernach weiter unterſuche, daß man ſie alsdann verwerfe oder gut heiße, das gehört für den Verſtand, und iſt ein Werk des freyen Willens bey einem Menſchen. Wenn alſo z. B. unverſehens ein ſtarker Donnerſchlag, ein heftiger Knall in der Luft entſteht, oder der von einem einſtürzenden Hauſe her=

rühret; wenn man eine unvermuthete fürchterliche Nachricht bekommt, und was dergleichen ſeyn mag: ſo iſt es nicht wohl anders möglich, als daß auch ein Weiſer davor etwas erſchrickt und aus Schrecken blaß wird, nicht deßwegen, weil er ſich etwas wirklich böſes vorſtellet; ſondern weil gewiſſe unwillkürliche und plötzlich in ihm entſtehende Bewegungen dem Gebrauch ſeiner Vernunft zuvorkommen, und ihn an ſolchem Gebrauch annoch hindern. Dieſer Zuſtand bey ihm dauert aber nicht lange, der Weiſe kommt bald wieder zu ſich ſelbſt, er läßt ſolchen Phantaſien oder Empfindungen, die gleich Anfangs ein Schrecken bey ihm erregten, nicht länger bey ſich Raum, das heißt, er ſtimmet ihnen nicht bey (οὐ συγκατατίθεται οὐδὲ προσεπιδοξάζει), er verwirft ſie und ſiehet in ihnen nichts mehr, das wirklich zu fürchten wäre. Und eben hierin unterſcheidet ſich ein Weiſer von einem Unweiſen; indem ein Unweiſer das, was ihm bey dem erſten Anblick ſchrecklich und fürchterlich vorgekommen iſt, hernach auch noch wirklich für ſolches hält und anſieht, ihm ſeinen fortdauernden Beyfall, als einer Sache, die mit Grunde zu fürchten ſey, ſchenket; dahingegen ein Weiſer, nachdem er bey einem unvermutheten Schrecken einen Augenblick von Geſtalt und Farbe geändert, ſich gleich wieder faſſet, und gegen die ihn überraſchende Bewegung des Gemüths nicht nachgiebig wird, ſondern ſein Herz erhebt, und ſich feſt an das hält, was er ſonſt von dergleichen Dingen gedacht hat; daß nähmlich ſolche nichts enthalten, das wirklich zu fürchten ſey, ſondern daß es Dinge ſind, die bloß durch den Schein des Fürchterlichen den Menſchen täuſchten.“

Dieß waren die nach dem Syſtem der Stoiker

abgefaßte Gedanken des Epiktets, die ich im gedachten Buche las, und ich habe ſie hier um deßwillen bemerken und anführen wollen, damit man, wenn es ſich zutragen ſollte, daß man jemand bey ähnlichen unvermutheten Schrecken blaß werden ſiehet, ihn nicht ſo gleich darum für einen unverſtändigen kleinmüthigen Menſchen halte. Damit man ferner ſich auch ſelbſt angewöhne, bey ähnlichen Umſtänden die erſten Bewegungen, welche man der menſchlichen Schwachheit allerdings zu gute halten muß, geſchwinde bey ſich vorüber gehen zu laſſen, und ſo dann gleich nach der Wahrheit, und nicht weiterhin nach dem bloßen Schein von den vorkommenden Dingen zu urtheilen.

Hundert drey und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 2.)

Welche von den fünf Sinnen der Menſch mit den Thieren am meiſten gemein hat.

Der Menſch hat fünf Sinne, vermittelſt welcher er an Leib und Seele vergnügt wird, nähmlich den Geſchmack, das Gefühl, den Geruch, das Geſicht und das Gehör. Ein jedes Vergnügen, das man vermittelſt derſelben genießet, wird, ſobald es die Maß überſchreitet, ſchändlich und laſterhaft. Am meiſten gilt dieß aber von demjenigen Vergnügen, welches das Gefühl und der Geſchmack gewähren, als welches im Ubermaße genoßen, nach dem Urtheil aller verſtändigen Leute, am häßlichſten iſt. Daher diejenigen, welche dieſen beyden thieriſchen Vergnügungen beſonders ergeben ſind, mit dem entehrenden Nahmen der Wol-

lüſtlinge und Weichlinge (ἀκολάςες oder ἀκρατεῖς) be-
zeichnet werden; indem der Menſch dieſe beyden Ar-
ten der Vergnügungen des Geſchmacks und des Ge-
fühls mit den Thieren beſonders gemein hat, und al-
ſo, wenn er in denſelben ausſchweift, ſich zu der Klaſ-
ſe der Thiere herabwürdiget, da hingegen die übrigen
Sinne dem Menſchen mehr allein eigen zu ſeyn ſchei-
nen. Ich will hinvon die Worte des Ariſtoteles ſelbſt
hier anführen, damit man durch das Anſehen dieſes
berühmten Mannes ſich deſto eher zu einem Abſcheu
für ſolchen unanſtändigen Vergnügungen bewegen laſſe:

„Warum, ſagte er *), heißt man diejenigen,
welche in den Vergnügungen des Gefühls und des
Geſchmacks ausſchweifen, Unmäßige und Wollüſtlin-
ge; denn das iſt der Nahme, welchen man denen
gibt, die im Eſſen und Trinken, oder in den Wer-
ken der Venus ihr Hauptvergnügen ſuchen, wie z. B.
Philoxenus ſich deßwegen den Hals der Kraniche
wünſchte, um die Süßigkeit der Speiſen deſto län-
ger auf der Zunge und dem Gaumen ſchmecken zu
können; und warum belegt man diejenigen, die in
Anſehung der Vergnügungen, die das Gehör oder
das Geſicht gewähren, ausſchweifen, nicht ebenfalls
mit dieſen entehrenden Nahmen? Sollte dieß wohl
daher rühren, weil wir jene Sinne und die daher
entſtehende Vergnügungen am meiſten mit den Thie-
ren gemein haben? So gemein dieſelben alſo uns und
den Thieren ſind: ſo ſehr ziehet man ſich beſonders
Schande und Verachtung zu, wenn man ſich von ſol-
chen niedrigen Ergötzungen hinreißen und von denſel-
ben beherrſchen läßt. Denn von allen fünf Sinnen

*) Die Worte ſtehen Problemat. Ariſt. Sect. 28. probl. 7.

ſind es bloß die beyden benannten, die auch den Thieren ein Vergnügen verſchaffen: was die übrigen betrifft, ſo ſind ihnen die Vergnügungen, welche ſolche gewähren, entweder völlig unbekannt, oder ſie werden davon nur obenhin und wie von ohngefähr gerühret."

Welcher Menſch alſo, der noch einige Schaam hat, ſollte wohl an jenen beyden Arten der Vergnügungen, die er auch mit einem Schwein und Eſel gemein hat, einen ſonderlichen Gefallen finden? Sokrates pflegte zu ſagen, viele Menſchen wollten nur leben, um zu eſſen und zu trinken; er aber äße und trinke nur, um zu leben. Hippokrates aber, dieſer mit göttlicher Weisheit und Erkenntniß begabte Mann, gibt der fleiſchlichen Vermiſchung den Nahmen von einer ſehr abſcheulichen Krankheit, er nennt ſie eine kurze Epilepſie *).

Hundert vier und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 3.)

Daß ein bitterer Tadel beſſer ſey, als ein kaltes Lob.

Favorin pflegte zu ſagen, daß es nicht ſo ſchlimm ſey, von jemand bitter und heftig getadelt zu werden, als wenn man von jemand kaltſinnig gelobet würde; denn, ſagte er, wenn man getadelt wird, und mit je mehrer Bitterkeit und Heftigkeit ſolches

*) Τὴν συνουσίαν εἶναι μικρὰν ἐπιληψίαν. Nach andern hat nicht Hippokrates, ſondern Demokrit ſo geſprochen.

geſchieht; deſto weniger findet ſolches Glauben; weil man alsdann den Tadler für einen offenbaren Feind und unbilligen Richter des andern hält. Wer aber nüchtern und kaltſinnig einen andern lobet, der ſcheint mit der Sache nicht recht fortkommen zu können, und ob man ihn gleich für einen Freund desjenigen, den er lobet, hält: ſo glaubt man doch, daß es ihm ſchwer werden müſſe, etwas recht lobenswürdiges an ſeinem Freund zu finden.

Hundert fünf und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 5.)

Schädlichkeit des Gebrauchs des Schneewaſſers zum Trinken.

Ich und einige meiner Freunde, die mit mir das Studium der Beredtſamkeit und Philoſophie trieben, waren in der heiſſeſten Jahrszeit zu einem reichen Mann, unſerm Freund, nach Tibur aufs Land gegangen. Es befand ſich unter uns ein guter ehrlicher Peripatetiker, der ein ſo gelehrter, als eifriger Anhänger des Ariſtoteles war. Als derſelbe nun ſahe, daß wir geſchmolzenes Schneewaſſer häufig tranken, widerrieth er ſolches ſehr ernſtlich, und berief ſich deßwegen auf das Anſehen der berühmteſten Aerzte, insbeſonders auf den Ariſtoteles, als einen in der Kenntniß natürlicher Dinge ſehr erfahrnen Weltweiſen, welcher geſagt habe, daß das Schneewaſſer zwar Pflanzen und Bäumen ſehr zuträglich ſey, aber den Menſchen, wenn es von ihnen zu häufig genoſſen würde, ſehr ſchädlich wäre; indem daraus

allmählich die Schwindſucht und andere Krankheiten in den Eingeweiden entſtünden, oder doch in denſelben die Grundlage dazu unvermerkt gelegt würde. Er wiederhohlte dieſe ſeine gütige und wohlgemeinte kluge Warnung mehr als einmahl; wie er aber ſahe, daß man ſich wenig daran kehrte, und nicht aufhörte Schneewaſſer zu trinken, hohlte er aus der daſigen Bibliothek, die in dem Tempel des Herkules war, ein Buch des Ariſtoteles hervor, und brachte es zu uns. Wenigſtens, ſagte er, werdet ihr doch dieſem höchſt verſtändigen Mann glauben, und denn aufhören auf eure Geſundheit ſo loszuſtürmen. In dieſem Buche ſtund nun ausdrücklich, daß das Getränke aus Schneewaſſer höchſt ſchädlich ſey, und daß das vom geſchmolzenen Eis ſolches noch mehr ſey. Zugleich wurde davon folgende Urſache angegeben, weil nähmlich, wenn das Waſſer durch die Kälte der Luft verhärtet und zuſammengepreßt würde, nothwendig eine Ausdünſtung geſchehe, wodurch die ſubtileſten Theile des Waſſers verflögen, und nur die gröbern, ſchlammichten, mithin ungeſundern Theile desſelben übrig blieben. Und eben dieſe gröbere Maſſe des Waſſers ſey es, welche durch die auf ſie fallende kalte Luft ſich verdicke, und die Farbe eines Schaums an ſich nähme. Zum Beweis, hieß es, daß die beßten und geſündern Theile aus dem Schnee ausgedunſtet ſind, kann die Bemerkung dienen, daß ſeine Maſſe hernach viel geringer und kleiner wird, als ſie zur Zeit des Erfrierens war. Ich habe einige wenige Worte des Ariſtoteles ſelbſt hievon hier beygefüget *), welche alſo lauten:

*) Dieſe Stelle ſelbſt haben die Gelehrten in den Werken des Ariſtoteles noch nicht auffinden können. Vermuth=

„Warum iſt das Waſſer aus Schnee oder Eis „ungeſund? Etwa darum, weil die ſubtileſten und „leichteſten Theile des Waſſers, wenn es gefrieret, „davon verfliegen und wegdunſten? Dieß ſollte man „faſt daraus ſchlieſſen, weil dasſelbe, nachdem es „aufgethauet, weniger iſt, als vorher, da es ge„fror. Da alſo das, was in demſelben am geſun„deſten und heilſamſten iſt, fehlt: ſo muß nothwen„dig das, was von demſelben übrig geblieben iſt, „ſchlechter und ungeſunder ſeyn *).“

Als dieſe Stelle vorgeleſen war, that man einem ſo gelehrten Manne, als Ariſtoteles geweſen,

lich ſind alſo ſeine Problemata nicht ganz zu uns gekommen.

*) Die wahre Urſache der groſſen Schädlichkeit eines Getränkes aus Schnee- oder Eiswaſſer iſt nach dem Urtheil aller vernünftigen Aerzte nicht ſo ſehr in dem Waſſer ſelbſt, welches durch das Gefrieren in ſeinen weſentlichen Theilen wohl wenig verändert wird, als vielmehr in der allzu ſchnellen und heftigen Veränderung, welche dadurch in dem menſchlichen Körper, zumahl wenn man ſehr erhitzt iſt, verurſacht wird, zu ſuchen. Hr. D. Unzer thut daher in ſeinem Arzt (1. Bd. 20. St.) den ſo ſcherzhaften, als menſchenfreundlichen Wunſch, daß es den Bothen, die in den heiſſen Tagen ausgeſchickt werden, um Eis aus den Eisgruben zu hohlen, das Getränke damit zu erfriſchen, geben mögte, wie einem gewiſſen Taglöhner, der das Eis, welches er für ſeine Herrſchaft hohlen ſollte, in einen Sack lud, und ſolchen in der gröſten Sonnenhitze über eine halbe Meile auf dem Rücken trug. Sein Sack wurde unterwegens immer leichter. Er kam zwar beladen aus der Eisgrube, brachte aber der Herrſchaft, um ihr Getränke zu erfriſchen, nur einen naſſen Sack, und nichts darin.

die ihm gebührende Ehre an, und ließ ſich das, was er geſchrieben hatte, gefallen. Ich meines Theils bin daher auch immer in der Folge ein erklärter Feind des Schnees geweſen, obwohl die andern ſich nur in einen kleinen Waffenſtillſtand mit ihm einlieſſen.

Hundert ſechs und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 6.)

Aeußere Wirkungen der Scham und der Furcht.

In den Problemen des Ariſtoteles ſteht folgendes: „Was iſt wohl die Urſache davon, daß man, wenn „man ſich ſchämt, roth wird; und hingegen, wenn „man ſich fürchtet, blaß wird, da doch dieſe bey„den Affecten ſich einander ſo ähnlich ſind? Kommt „dieß etwa daher, weil bey der Schamhaftigkeit „das Blut ſich von dem Herzen nach den äußern „Theilen des Körpers ergießt, und alſo die Ober„fläche desſelben einnimmt; bey der Furcht hingegen „dasſelbe nach dem Herzen hingezogen wird, und „alſo ein Mangel desſelben in den äußern Theilen „entſteht?“

Als ich dieß zu Athen mit dem Taurus las, und ihn fragte, was er von dieſer angegebenen Urſache hielte, antwortete er: Ariſtoteles hat zwar ganz richtig angezeigt, was alsdenn erfolgt, wenn das Blut ſich entweder zurückzieht, oder ausbreitet; allein warum ſolches geſchieht, davon meldet er nichts. — Denn man kann noch immer weiter fragen, warum die Schamhaftigkeit eine Ergießung des Bluts, die Furcht aber ein Zurückziehen desſelben verurſache,

da die Schamhaftigkeit wirklich eine Art der Furcht iſt, indem die Philoſophen ſie ſo beſchreiben, daß ſie ſagen: die Schamhaftigkeit iſt nichts anders, als die Furcht vor einem gerechten Tadel *). (αἰσχύνη ἐςὶν φόβος δικαίȣ ψόγȣ.)

Hundert ſieben und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XIX. c. 12.)

Vernünftige Gedanken von den Affekten wider die Stoiker.

Ich habe einmahl zu Athen den Herodes Atticus einen Diſcurs in griechiſcher Sprache halten gehört,

*) Wer Luſt hat von der Urſache der hier angegebenen Wirkungen dieſer beyden Leidenſchaften unterrichtet zu werden, der leſe in der eben angeführten vortrefflichen Wochenſchrift dem Arzte das 97ſte Stück im zweyten, und das 136ſte Stück im dritten Bande. Wie wenig gründlich die Alten von ſolchen Dingen gedacht, kann man unter andern aus der vom Gellius ſo eben (L. XIX. c. 4.) aus dem Ariſtoteles angegebenen Urſache des erfolgenden Durchfalls nach einem gehabten unvermutheten Schrecken ſehen; denn da heißt es, weil Furcht und Schrecken kaltmachender Natur (ψυχροποιόν) wären: ſo trieben ſie das Blut und die Wärme von der äußern Haut des Körpers weg, und daher entſtünde die Bläſſe im Geſicht. Was heißt das nun geſagt? Oder wie es eben daſelbſt heißt, ſoll man, wenn man lange beym Feuer ſteht, ſich vom Urin gedrückt fühlen, davon aus dem Ariſtoteles die herrliche Urſache angegeben wird, weil das Feuer das, was ſich von der Kälte zuſammengeſetzt hat, auflöſe: eben ſo wie die Sonne den Schnee auflöſet.

und zwar mit ſolchem Nachdruck, mit ſolchem Reichthum an Worten und einer ſolchen Eleganz, daß ich mich keinen zu erinnern weiß, der ihn darin übertroffen hätte. Der Inhalt desſelben war gegen die ſogenannte Apathie oder Unempfindlichkeit der Stoiker gerichtet; und die Veranlaſſung dazu war, weil einer dieſer Secte ihm vorwarf, daß er den Schmerz über den Verluſt eines von ihm ſehr geliebten Sohns nicht, wie es einem weiſen Manne gezieme, ertrüge. Der Hauptinhalt dieſes Diſcurſes war, ſo viel ich mich erinnere, folgender:

Kein Menſch, ſagte er, der natürliche Empfindungen hat, hat jemahls ganz ohne alle Leidenſchaften des Kummers, des Zorns, der Furcht, des Verlangens, der Wolluſt u. ſ. w. ſeyn können; und geſetzt auch, er könnte es dahin bringen, daß er ganz ohne Affecten wäre: würde dadurch ſein Zuſtand wohl um ſo viel beſſer ſeyn? Seine Seele würde alsdann in einer höchſtwidrigen Gleichgiltigkeit gleichſam ſchmachten und erſtarren; indem er der Affecten, die ihn daraus zu erwecken am beßten im Stande wären, beraubt wäre. Denn obgleich ſolche Gemüthsbewegungen, wenn ſie das Maaß überſchreiten, in Laſter ausarten: ſo iſt doch auch gewiß, daß ſie, um den Geiſt munter und lebhaft zu erhalten, durchaus nothwendig ſind. Will man ſie daher unbeſonnener Weiſe ganz und gar verwerfen und ausrotten: ſo läuft man Gefahr, auch zugleich alle die guten und nützlichen Eigenſchaften, welche ſie der Seele verſchaffen, zu verlieren. Man muß ſie alſo bloß mäßigen und ſie auf eine vorſichtige und vernünftige Art ſo zu reinigen ſuchen, daß man alles, was wider die Natur, und von ſchädlichen Folgen iſt, von

ihnen entferne; damit es einem nicht ergehe, wie es jenem unverſtändigen Thracier bey ſeinem Acker, den er gekauft hatte, erging. Die Hiſtorie, welche man davon erzählt, iſt folgende:

Ein Mann aus Thracien, der bisher, ohne etwas vom Ackerbau zu verſtehen, in einem entfernten barbariſchen Lande gelebt hatte, bekam Luſt ein menſchlicheres und geſitteters Leben zu führen, und begab ſich deßwegen in ein mehr cultivirtes Land. Er kaufte ſich daſelbſt einen Acker, der zum Oehl- und Weinbau beſtimmt war. Er, der ſelbſt nichts davon verſtund, wie man mit Bäume und Weinſtöcke umgehn muß, ſahe ohngefähr ſeinen Nachbar mit der Arbeit beſchäftigt, wie er von ſeinem Acker das hochaufgewachſene und weit verbreitete Geſträuche wegſchaffte und ausrottete; wie er die Eſchenbäume faſt bis an den Gipfel beſchnitt, wie er die aus den Wurzeln der Weinſtöcke hin und wieder auf der Erde verbreitete Schößlinge wegriß; wie er an den Oehl- und Obſtbäumen die in die Höhe gewachſenen überflüſſigen Nebenzweige abſchnitt, das alles ſahe er mit Verwunderung an, und indem er ſich ſeinem Nachbar näherte, frug er ihn, warum er ſo viel Holz und Zweige wegſchnitte? Der Nachbar antwortete, das thue ich darum, damit mein Acker rein werde, und damit die Bäume und Weinſtöcke hernach deſto beſſer tragen. Er voller Dank und Freude über die ſeiner Meinung nach hiedurch erlernte Wiſſenſchaft der beßten Beſtellung des Ackers geht fort, er ſäumt nicht lange, nimmt Sichel und Beil mit ſich, und ſodann hauet der unverſtändige Menſch alle ſeine Weinſtöcke und Oehlbäume gerade vor ſich weg, die beßten und ſchönſten Sprößlinge, ſammt dem Gipfel der Bäume ſchneidet er al-

le ab, und alle Stauden ſowohl als Gewächſe, die die ſchönſten Früchte hätten tragen können, reißt er eben ſo gut als die Dornen und Geſträuche, um ſeiner Meynung nach das Land zu reinigen, völlig aus. So ſchlecht bezahlte dieſer Menſch ſein Lehrgeld, indem er ohne Bedacht und auf eine ſehr unverſtändige Weiſe ſeinen Meiſter nachahmte. Und eben ſo, ſagte er, geht es auch den Verfechtern der Apathie. Sie geben ſich, indem ſie weder von Luſt noch Schmerz, weder von Zorn noch Freude etwas wiſſen wollen, das Anſehen, als ob ſie ganz ruhig, unbeweglich und unerſchrocken wären; allein ihr ganzes Leben, woraus ſie alle Affecten verbannt haben, bringen ſie denn auch dafür, ohne Furcht, in einer eben ſo großen Trägheit, als ſchmachtenden Ohnmacht, beydes an Leib und Seele, zu.

Hundert acht und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XX. c. 1.)

Eine Unterredung zwiſchen einem Rechtsgelehrten und Philoſophen von dem Geſetze der zwölf Tafeln.

Sextus Cäcilius war ein Mann, der eine eben ſo große Kenntniß, als Erfahrung in den römiſchen Geſetzen beſaß, und dieſelben aufs geſchickteſte auszulegen verſtund. Mit dieſem berühmten und angeſehenen großen Gelehrten traf einmahl von ohngefähr der Philoſoph Favorin in dem Vorſaal des kaiſerlichen Pallaſtes, wohin wir uns, um dem Kaiſer unſere Ehrerbietung zu bezeugen, begeben hatten, zuſammen. Sie geriethen daſelbſt in meinem und noch ei=

niger anderer Beyſeyn in ein Geſpräch mit einander. Ihre Unterredung fiel endlich auf die Materie von den Geſetzen der Zehnmänner, welche dieſelben ehmahls auf Geheiß des römiſchen Volks aufgeſetzt und in zwölf Tafeln abgefaßt hatten *). Cäcilius ſagte, daß dieſelben eine auserleſene Sammlung der beßten Geſetze und Anordnungen vieler andern Städte enthielten, und in einer eben ſo netten Kürze, als Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgefaßt wären; worauf Favorin verſetzte, es könnte wohl ſeyn, daß es mit dem größten Theil dieſer Geſetze ſich ſo verhalte; denn ich habe ſelbſt, ſagte er, dieſe zwölf Tafeln mit nicht geringerer Begierde, als die zehn Bücher des Plato von den Geſetzen durchgeleſen; aber ich muß doch bekennen, daß ich verſchiedenes darin angetroffen habe, das mir theils ſehr dunkel und hart; theils wiederum allzu gelinde und nachgebend; theils auch ſo vorgekommen iſt, daß es, wie es da geſchrieben ſteht, nicht wohl in Ausübung zu bringen ſtehe. Was die Dunkelheit betrifft, ſagte darauf Cäcilius, ſo liegt die Schuld davon nicht an den Verfaſſern, ſondern an der Unwiſſenheit der Leſer; ob man gleich auch dieſe, wenn ſie nicht alles darin verſtehen, billig entſchuldigen muß; indem durch die Länge der Zeit Sprache und Sitten, die damahls, als die Geſetze abgefaßt wurden, gebräuchlich waren, ſich ſehr abgeändert haben. Denn man kann annehmen, daß dieſe Tafeln

*) Dieſe berühmten Geſetze, welche den Grund des römiſchen Rechts enthalten, wurden etwa im J. d. St. R. 302, von zehn dazu erwählten Männern, welchen man auch die höchſte Gewalt aufgetragen hatte, verfertigt. Es iſt ſchon deren mehrmahls in dieſem Werke gedacht worden.

etwa im 300ſten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom ſind gemacht worden, von welcher Zeit an bis jetzt nicht viel weniger denn 700 Jahre *) verfloſſen zu ſeyn ſcheinen. Was aber die angeſchuldigte Härte betrifft, ſo mögte ich wohl fragen, was in dieſen Geſetzen zu hart wäre? Man müßte denn etwa das ein hartes Geſetz nennen wollen, das einen Richter, der ſich durch Geld hat beſtechen laſſen, zum Tode verdammt; oder, das einen offenbaren Dieb demjenigen, der beſtohlen worden iſt, zum Sklaven übergiebt, einen nächtlichen Dieb aber umzubringen erlaubt. Ich bitte dich aber, ſage mir einmahl, da du doch ein Mann biſt, der die Regeln der Weisheit und Klugheit ſelbſt aufs beßte beobachtet, ob du die ſchändliche Untreue eines Richters, der wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen ſeinen geleiſteten Eid für Geld bricht; oder ob die Verwegenheit eines offenbaren Diebes, oder endlich die mit Hinterliſt verbundene Gewaltthätigkeit eines nächtlichen Räubers nicht für todeswürdige Verbrechen hältſt? Was ſolche Fragen betrifft, verſetzte Favorin, ſo bitte ich dich mich damit zu verſchonen, meine Meinung darüber zu ſagen; denn du weißt wohl, daß ich nach der Weiſe der Secte, der ich zugethan bin, mehr eine Sache nur zu unterſuchen, als etwas gewiſſes zu beſtimmen pflege. Aber das ganze Römiſche Volk ſelbſt muß doch gewiß für einen nicht unwichtigen, ſondern ſehr achtungswürdigen Richter gelten; dieſes hat nun zwar

*) Dieß müßte wohl heißen 600 Jahre; denn da Gellius etwa um die Zeiten des Antonius dieß geſchrieben, und alſo da ohngefähr 900 Jahre ſeit Erbauung der Stadt Rom verfloſſen waren, ſo blieben, wenn man obige 300 Jahre davon abzieht, nur 600 übrig.

dieſ vorhin bemerkten Verbrechen allerdings für ſtrafwürdig gehalten; es müſſen ihm aber doch jene darauf geſetzte Strafen zu hart vorgekommen ſeyn, weil es ſtillſchweigend es hat geſchehen laſſen, daß jene Geſetze, die eine ſo harte Todesſtrafe beſtimmen, mit der Länge der Zeit in Abgang gekommen ſind. Eben ſo hat es das als etwas Unmenſchliches angeſehen und nicht gebilligt, wodurch verordnet wird, daß, wenn einer vor Gericht gefordert worden, der zu alt oder zu ſchwach iſt dahin zu kommen, er nicht auf einen Wagen (acera *), ſondern auf ein Thier geſetzt, gleichſam als eine lebendige Leiche zum Verhör aus ſeinem Hauſe nach dem Richter gebracht werden ſoll. Denn was kann man doch für eine Urſache angeben, woher es billig ſey, daß ein Menſch, der wegen ſeiner Schwachheit oder Krankheit nicht im Stande iſt in Perſon Rede und Antwort vor Gericht zu geben, doch um ſeines Gegenparths willen auf ein Thier geſetzt und ſo an den Gerichtsort ſolle hingebracht werden?

Was den zweyten Punct betrifft, da ich vorhin ſagte, daß dieſe Geſetze hinwiederum in einigen andern Stücken mir allzu gelinde vorkäme, ſo bitte ich dich mir zu ſagen, ob du z. B. die Strafe, welche auf die Injurien geſetzt iſt, nicht ebenfalls für allzu gelinde halten müſſeſt. Im Geſetze nähmlich heißt es: „Wenn einer dem andern eine Injurie zufügt; „ſo ſoll er ihm zur Strafe fünf und zwanzig As erlegen **).“ Wer iſt aber wohl ſo arm, daß ihn die

*) Die Bedeutung dieſes Worts wird in der Folge von dem Cäcilius erklärt.

*) Si injuriam faxit, alteri viginti quinque aeris poena sunto.

die Strafe von 25 As abſchrecken könne, einem andern eine Beleidigung anzuthun? Daher hat auch Q. Labeo, einer eurer Rechtsgelehrten in ſeinem Commentar über die zwölf Tafeln dieſes Geſetz gar nicht gebilliget, zu welchem Ende er die Geſchichte von dem Lucius Veratius anführet, welcher niederträchtige Menſch ſein Vergnügen daran hatte, freygebohrnen Leuten Ohrfeigen zu geben, aber auch allemahl einen Knecht mit einem Beutel voll ſolcher geringen Münzen hinter ſich folgen ließ, um demjenigen, den er auf ſolche Art beſchimpfet hatte, ſo gleich die in dem Geſetz der zwölf Tafeln verordnete Strafe von 25 As dafür auszuzahlen. Dieß hat auch hernach die Richter bewogen, ſich nicht weiter an dieſes Geſetz zu kehren, ſondern durch ein Edict beſondere Männer (recuperatores) zu ernennen, die eine jede Beleidigung insbeſondere ſchätzen mußten.

Endlich habe ich geſagt, daß einige Verordnungen in dieſen Geſetzen, meinen Bedünken nach, ſo beſchaffen wären, daß ſie nicht wohl in Ausübung zu bringen ſtünden. Eine ſolche Beſchaffenheit hat es z. B. mit dem Geſetz der Wiedervergeltung (lege talionis), welches, wo ich mich recht beſinne, ſo lautet: „Wenn einer dem andern eines ſeiner Gliedmaßen „zerbricht: ſo ſoll ihm, wofern er ſich nicht mit dem „andern ſetzet, ein gleiches wiederfahren *).“ Ohne der Härte und Grauſamkeit einer ſolchen verſtatteten

*) Si membrum rupit, ni cum eo pacit, talio esto. Man ſehe ein ähnliches Geſetz 2 B. Moſ. XXI. 24. Das aber nicht dem Buchſtaben nach, ſondern nur ſprichwörtlich zu verſtehen iſt. Cf. Gretius in I. B. et P. ed. Barbayracii T. I. p. 88.

Rache zu gedenken, ſo iſt es nicht einmahl möglich, daß auf dieſe Art eine gerechte Wiedervergeltung kann ausgeübt werden; denn geſetzt, es habe jemand einem andern ein Glied zerbrochen, und der andere wollte ihm nach dem Rechte der Wiedervergeltung eben ſo eins zerbrechen: ſo frage ich, wie kann ſolches nach dem Maße der völligen Gleichheit bewerkſtelliget werden? Wie, wenn jener dem andern ſolches nur aus Verſehen zerbrochen hätte: ſo müßte, was aus Verſehen geſchehen iſt, von dem andern eben ſo wieder gleich als aus Verſehen jenem vergolten werden, denn gegen eine ohngefähre Beſchädigung auf der einen Seite kann doch eine vorſetzliche auf der andern nicht als eine völlig gleiche Wiedervergeltung angeſehen werden. Wie iſt es aber möglich, daß, wenn man das, was aus Verſehen geſchehen iſt, auch nur ſo als aus Verſehen wieder vergelten darf, daß, ſage ich, ein ſolcher in Ausübung des Rechts der Wiedervergeltung ſo genau das Ohngefähre beobachten kann, daß ſich nichts vorſetzliches bey ihm darein miſche? Wenn aber auch die Beſchädigung wirklich aus Vorſatz geſchehen wäre: ſo iſt der andere doch ſelbſt in ſolchem Fall nicht ſchuldig zu leiden, daß ihm im mindeſten eine größere oder ſchwerere Beſchädigung wieder zugefügt werde; wie nun aber dieß ſo genau abzumeſſen und abzuzirkeln ſey, das ſehe ich nicht ein. Der geringſte Streit, der über das Maß unter ihnen wäre, würde den, der ſich mehr, als er verſchuldet, beſtraft zu ſeyn glaubte, berechtigen, auf ſeiner Seite ſich wiederum zu rächen, und ſo würde das Recht einer ſolchen Wiedervergeltung auf eine eben ſo lächerliche als grauſame Art bis ins Unendliche fortgehen. An jenes un=

menſchliche und grauſame Geſetz, welches den Gläubigern die Erlaubniß gibt, den Körper eines Schuldners, wenn er ihnen von den Richtern iſt zugeſprochen worden, lebendig in Stücke zu ſchneiden und unter ſich zu theilen, mag ich jetzt nicht einmahl gedenken, viel weniger davon reden; denn kann man ſich wohl etwas barbariſchers und grauſamers vorſtellen? Was kann unmenſchlichers gedacht werden, als die Gliedmaßen eines armen Schuldners ohne weitere Umſtände zu zerſchneiden, und ſo, wie man heutiges Tages ihre Güter verkauft, ſolche unter ſich zu theilen? —

Hier ging Cäcilius auf den Favorin zu, und umarmte ihn mit beyden Händen. Du biſt in Wahrheit, ſagte er, der einzige, den ich kenne, der nicht nur in den Wiſſenſchaften Griechenlandes, ſondern auch in der Kenntniß unſers römiſchen Rechts ſich eine ſehr gründliche Einſicht erworben hat; denn welcher Philoſoph hat wohl die Lehrſätze ſeiner Secte ſo gründlich inne, als du unſere Geſetze der zehn Männer verſtehſt? Aber ich muß dich doch bitten, einen Augenblick von dem akademiſchen Streitkatheder herabzuſteigen, und die Methode, da ihr Philoſophen im Stande ſeyd, was und wie es euch beliebt, zu behaupten, anjetzo ein wenig bey Seite zu ſetzen, und mit mir genauer zu erwägen, was es mit der Sache, worüber jetzt dein Tadel ergangen iſt, für eine Bewandtniß habe, da du denn einſehen wirſt, daß dieſe alten Geſetze um deßwillen, weil ſich das Römiſche Volk nach denſelben in einigen Stücken nicht mehr richtet, keinesweges deine Verachtung verdienen; denn dir iſt gewiß nicht unbekannt, daß die Geſetze und ihre aufs allgemeine Beßre abzielende Anordnun-

gen, ſo wie Zeiten und Sitten ſich ändern, und wie es der gegenwärtige Nutze und die Bedürfniſſe des Staats, auch die Beſchaffenheit und das Zunehmen gewiſſer Laſter, denen durch ſie ſoll vorgebeugt werden, erfordern, mancherley Abänderungen unterworfen ſind, und daß ſie, ſo wenig der Himmel oder das Meer immer einerley Geſtalt behalten, auch immer auf einen und eben demſelben Fuß bleiben können; ſondern daß ſie eben ſo, wie das Glück oder die Witterung abwechſeln, ſich nach den Umſtänden der Zeit richten müſſen. Was konnte z. B. wohl heilſamer ſeyn, als jenes Geſetz des Stolo, durch welches beſtimmt wurde, wie viel Land ein jeder nur beſitzen durfte *)? Was war wohl nützlicher, als jenes Voconiſche Volksgeſetz (plebiscitum), betreffend die Einſchränkung der Erbſchaften der Weiber **)? Was hielt man ehemahls für zuträglicher, um Pracht und Üppigkeit zu verbannen, als die Verordnungen des Liciniſchen, Fanniſchen und anderer Prachtgeſetze †)? Und doch ſind dieſe Anordnungen hernach

*) Nähmlich nicht mehr, als 500 Hufen (jugera) Landes; Stolo aber war, wie Livius (L. VII. c. 17.) meldet, ſelbſt der erſte, der dieſes Geſetz übertrat, und nach demſelben beſtraft wurde.

**) Dieſes Geſetz, das von dem Zunftmeiſter Q. Voconius Saxa im J. d. St. 584 auf Anrathen des Cato aufgebracht wurde, verboth denen, die im Schatzregiſter ſtunden (censis), ihre Weiber oder Töchter zu Erben einzuſetzen, oder ihnen mehr als den Erben ſelbſt zu vermachen. Es wurde aber dieſes Geſetz hernach auf mancherley Weiſe eludiret, wie Perizonius in einer eigenen Diſſertation von dieſem Geſetz gezeiget hat.

†) Von dieſen Geſetzen ſehe man das 25ſte Kapitel.

erloſchen, und durch den zunehmenden Reichthum der Bürger, als durch ein aus dem Ufer getretenes Meer überwältiget worden.

Aber warum dünkt dir das Geſetz, welches verordnet, daß man einem alten oder ſchwachen Menſchen, wenn er vor Gericht zu erſcheinen iſt, gefordert worden, ein Thier (jumentum), um ihn abzuhohlen, ſchicken ſoll, hart zu ſeyn, welches doch, meiner Meinung nach, ſo menſchlich iſt, als nur irgend eines ſeyn kann? Das Geſetz ſelbſt lautet ſo: „Wenn einer, der vor Gericht iſt gefordert worden, Alters „oder Krankheits halber nicht erſcheinen kann: ſo ſoll „derjenige, der ihn vorgefordert hat, ihm ein Thier „(jumentum) ſchicken; will er das nicht annehmen: „ſo ſoll er ihm einen bedeckten Wagen (arceram) „doch nicht zu ſchicken ſchuldig ſeyn *).“ Meineſt du etwa, daß hier unter der Krankheit eine ſchwere Krankheit mit heftigen Fieberſchauern, und unter dem Thier allein ein ſolches, worauf man reutet, zu verſtehen ſey; und hältſt es deßwegen für grauſam, einen elenden kranken Menſchen auf ein Pferd zu ſetzen, und ſo nach dem Gerichtsplatz hinzuſchleppen: ſo muß ich dir, mein lieber Favorin, ſagen, daß du darin irreſt. Denn in dieſem Geſetz wird nicht eine ſehr ſchwere fieberhafte Krankheit, die mit Gefahr des Lebens verknüpft iſt, ſondern nur eine Schwachheit und Unvermögen gemeinet; weil ſonſt auch in den Geſetzen eine ſchwere und gefährliche Krankheit nicht ſchlechthin morbus, ſondern morbus sonticus genannt wird. Auch

*) Si in jus vocat, si morbus aevitasve vitium escit, qui in jus vocabit jumentum dato, si nolet, arceram ne sternito.

bedeutet das Wort Thier (jumentum) nicht bloß das, was es jetzt anzeigt, ſondern es begreift ein gewiſſes Fuhrwerk in ſich, welches von Thieren gezogen wird; daher auch das Wort jumentum von jungendo (zuſammen ſparnen) abſtammt. Das Wort arcera aber in dem Geſetz bedeutet einen von allen Seiten wohl bedeckten und zugemachten Wagen, gleich einem Kleiderkaſten, worin Alte und Schwache bequem liegen, und ſo fortgetragen werden konnten. Was bleibt demnach in dieſem Geſetz noch Hartes übrig, wenn in demſelben verordnet wird, daß einem Menſchen, der nicht wohl zu Fuße iſt, oder ſonſt durch einen Zufall nicht gut gehen kann, im Fall er vor Gericht gefordert worden, ein offner Wagen (plostrum) ſolle zugeſchickt werden; daß aber ein bequem eingerichteter Wagen (delicate arceram) zu dieſem Behuf nicht dienen ſolle; weil doch ein jedes Fuhrwerk einem Menſchen, der nur ſchwach iſt, dazu hinlänglich ſeyn kann? Dieſe Verordnung aber iſt deßwegen gemacht worden, damit man nicht immer unter dem Vorwand einer Schwachheit ſich ſeiner Pflicht entziehen, und ſeine Erſcheinung vor Gericht von ſich ablehnen möge.

Du ſagteſt ferner, daß eine jede Injurie in den Geſetzen nur auf fünf und zwanzig Aß ſey geſchätzt worden. Allein, du irreſt, mein lieber Favorin, nicht alle und jede Beleidigungen wurden ſo geringe angeſetzt, und damit gebüßt; obgleich auch dieſe wenige Aß nach dem damahligen ſchwerern Gewicht eine größere Summe ausmachen, indem man ſich zu jener Zeit der Pfuntſchweren Aſſe bediente. Was größere Beleidigungen betraf, wenn jemand z. B. einem andern, er mogte ein Freyer oder Leibeigener ſeyn, ein

Bein zerbrochen hatte, ſo war eine viel ſchwerere Buße darauf geſetzt; ja bey einigen dieſer Beleidigungen fand das Recht der Wiedervergeltung Statt. Dieſes Recht haſt du zwar, beßter Mann, ein wenig zu unbillig beurtheilt, und mit deinem ſcharfen Witz verfolgt, indem du es für unmöglich hältſt, daß hier eine ſo vollkommene Gleichheit könne beobachtet, und der Schade, der z. B. einem andern an einem ſeiner Glieder zugefügt worden, ſo genau und abgemeſſen dem Beleidiger könne wieder vergolten werden. Es iſt wahr, mein lieber Favorin, daß die Beobachtung der Genauigkeit in der Ausübung dieſes Rechts ſehr ſchwer iſt; allein die Geſetzgeber haben auch weiter hiebey keine Abſicht gehabt, als daß ſie dem Frevel und Muthwillen hiedurch haben Einhalt thun, und die Menſchen durch die Furcht vor den daraus entſtehenden Folgen deſto mehr von allen Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen haben abſchrecken wollen. Sie haben auch nicht geglaubt, daß es nöthig ſey ſo genau darauf zu achten, ob, wenn jemand einem andern ein Glied zerbrochen, und ſich doch deßwegen mit dem andern, der das Recht der Wiedervergeltung hat, nicht abfinden will, er ſolches mit Vorſatz oder aus Verſehen gethan habe, und ob die Beleidigung und Gegenbeleidigung aufs genaueſte gegen einander abzumeſſen ſey; ſondern ſie haben ſich damit begnügt hier bey dem Beleidigten voraus zu ſetzen, daß er den Willen und Vorſatz habe, ſeinem Beleidiger nicht mehr und nicht weniger entgelten zu laſſen, als er von ihm gelitten, ohne daß ſie ſich dabey darum bekümmert hätten, was der Zufall mit ſich bringen könne; denn dem Willen und der ...eyheit läßt ſich nur ein Maß vorſchreiben, wel-

ches hingegen bey dem, was vom Zufall abhängt, nicht angeht. Wenn es ſich nun damit, ſo wie ich ſage, der Billigkeit gemäß, verhält, ſo fallen alle von dir vorgebrachte Spitzfindigkeiten wegen der öftern Wiederhohlungen des Rechts der Wiedervergeltung weg. Meinſt du aber dennoch, daß dieſe Art nach dem Recht der Wiedervergeltung zu ſtrafen zu hart ſey; ſo bitte ich dich zu überlegen, ob dir das zu hart vorkommen könne, was du ſelbſt an einem andern thuſt; beſonders da es ja bey dir ſteht, dich mit dem andern abzufinden, und du ſelbſt die Wahl haſt, ob er ſich des Rechts der Wiedervergeltung gegen dich bedienen ſoll, oder nicht. Welch ein Edict des Prätors könnte, um eine zugefügte Beleidigung zu ſchätzen, billiger und auf mehrere Wahrſcheinlichkeiten gegründet ſeyn? Du mußt auch hiebey nicht aus der Acht laſſen, daß ſelbſt dieſes Recht des Wiedervergeltens ſich nach der vom Richter geſchehenen Schätzung des Schadens nothwendig richten mußte; denn wenn der Verklagte ſich mit dem Beleidigten nach dem vom Richter ihm zugeſprochenen Recht der Wiedervergeltung nicht gütlich ſetzen wollte, ſo ſetzte der Richter ihn nach geſchätztem Schaden in eine Geldſtrafe, daß alſo, wenn dem Beklagten beydes, ſowohl der Vergleich, als der Gebrauch des Rechts der Wiedervergeltung zu hart vorkam, der Richter ins Mittel trat, und jene Strenge durch Auflegung einer Geldbuße milderte.

Nun iſt noch übrig, daß ich auf dasjenige antworte, was die Zerſchneidung und Theilung des Körpers eines Schuldners angeht, welches dir als etwas Unmenſchliches und Grauſames vorgekommen iſt. Das Volk der Römer hat ſich von dem geringſten und

niedrigſten Urſprung zu dem höchſten und anſehnlichſten Gipfel der Macht und des Ruhms emporgeſchwungen, und dazu iſt es zwar auch durch eine ſtrenge Beobachtung aller und jeder Tugenden, aber doch vornehmlich dadurch gelanget, daß es Treu und Glauben, ſo wohl in öffentlichen, als Privat-Angelegenheiten aufs heiligſte und pünctlichſte ſtets beobachtet hat. — So hat es ſelbſt Conſuls, wackere und berühmte Männer in die Hände ſeiner Feinde zur Verſicherung ſeines gegebenen öffentlichen Worts überliefert; ſo hat es allemahl einen in Schutz genommenen Clienten theurer und werther gehalten, als ſelbſt ſeine Anverwandten, und hat ſolchen auch ſelbſt gegen dieſe zu vertheidigen für ſeine Pflicht gehalten. Kein Verbrechen iſt daher bey ihm für ſchändlicher angeſehen worden, als wenn jemand ſeinen Clienten dem Spott oder der Beleidigung eines andern überließ. Dieſe Treu und Glauben wollten unſere Vorfahren nicht nur in allen Pflichten und Dienſtleiſtungen, ſondern auch bey Verträgen über Privatſachen aufs genaueſte beobachtet wiſſen, insbeſondere bey Geldſachen und beym Borgen; denn ſie hielten dafür, daß, wenn nicht auf die Treuloſigkeit der Schuldner eine ſchwere Strafe geſetzt würde, viele, bey eintretendem Mangel an baarem Gelde, welcher ſich oftmahls bey dieſem oder jenem auf einige Zeit leicht ereignen kann, dieſer Zuflucht ſich zu helfen künftig beraubet werden mögten. Wer alſo die Schuld eingeſtanden hatte, dem wurden dreyßig Tage Zeit gegeben, um während derſelben das Geld zuſammen zu bringen und wieder abzutragen, welche dreyßig Tage die Decemvirs rechtmäßige (justos) nennen, gleichſam ein Zeitraum, während welchem der Proceß ruhen muß (justitium). Wenn nach

dieſem verfloſſenen Termin die Bezahlung nicht erfolgt war, ſo mußten beyde Parteyen ſich wieder vor dem Richter ſtellen, und dann wurde nach Urtheil und Recht der Schuldner in die Hände der Gläubiger übergeben, daß ſie ihn auch in Ketten und Bande legen konnten. Die Worte des Geſetzes lauten, wie ich glaube, ſo: „Wenn eine Schuld vor Gericht iſt ein„geſtanden worden, ſo ſollen dem Schuldner erſt drey„ßig rechtsgemäße Tage zugeſtanden werden. Nach „Verfließung derſelben ſoll man ſich ſeiner Perſon be„mächtigen, und ihn vor Gericht bringen, es wäre „denn, daß er die anerkannte Summe noch bezahlte, „oder jemand ſich für ihn verbürgte. Der Gläubiger „kann ihn widrigenfalls gebunden mit ſich fortführen, „und ihn auch mit Feſſeln funfzehn Pfund ſchwer, „nicht darunter, doch wohl darüber, wenn er will, „belegen. In dieſem Zuſtande ſoll der Gefangene auf „ſeine Koſten, wenn er will, leben; will er das nicht, „ſo muß derjenige, der ihn gefangen hält, täglich „ihm ein Pfund Mehl reichen, auch mehr, wenn es „ihm beliebt *).“ Inzwiſchen ſtund es dem Schuldner noch immer frey, ſich mit den Gläubigern zu ſetzen; geſchah das aber nicht, ſo dauerte die Gefangenſchaft sechzig Tage; innerhalb dieſen 60 Tagen wurde er an drey Markttagen nach einander nochmahls vor den

*) Aeris confeſſi rebus q. jure judicatis triginta dies justi sunto, post deinde manus injectio esto in jus ducito, ni judicatum facit, aut quis endo em jure vindicit, secum ducito, vincito aut nervo aut compedibus quindecimpondo, ne minore, aut si volet majore vincito si volet suo vivito, ni suo vivit, qui em vinctum habebit libras farris endo dies dato, si volet, plus dato.

Richter geführt, und öffentlich angezeigt, was für einer Summe Geldes er ſey für ſchuldig erkannt worden. Bey der dritten Erſcheinung erſt vor Gericht wurde er endlich zum Tode verurtheilt, oder jenſeits der Tiber zum Sklaven verkauft. Allein, was die Todesſtrafe betrifft, ſo war, wie ich vorhin ſchon geſagt habe, die Abſicht der Geſetzgeber dabey nur dieſe, daß ſie durch ſolche fürchterliche Verfügungen deſto mehr von Verletzung der Treu und des gegebenen Worts abſchrecken wollten; und eben aus dieſer Urſache gaben ſie, wenn der Gläubiger mehr als einer war, ihnen die Erlaubniß, einen ſolchen ihnen zugeſprochenen Schuldner, wenn ſie wollten, unter ſich zu theilen. Ich will, damit du nicht denken mögeſt, ich ſcheue mich dieſes Stück in dem Geſetze zu berühren, die Worte davon hier ſelbſt anführen, ſie lauten ſo: „Am dritten Markt- (Gerichts-) Tage mögen ſie „ihn (den Schuldner) Stückweiſe unter ſich theilen, „und ſie mögen ihn in große oder kleine Stücke zer„ſchneiden; ſo ſoll ihnen dieß zu keiner Schuld ange„rechnet werden *).“ Nichts könnte freylich grauſamer und unmenſchlicher ſeyn, als dieſes, wenn nicht, wie die ganze Sache zeiget, eine ſolche ſchreckliche Strafe bloß in der Abſicht wäre angeordnet worden, damit es niemahls ſo weit kommen mögte; denn noch jetzo ſieht man, wie viele Menſchen Ketten und Bande ſo wenig ſcheuen, daß ſie ſich damit belegen laſſen. Mir iſt aber kein Beyſpiel bekannt, wovon ich gehört oder geleſen hätte, daß wirklich in vorigen Zeiten ein Schuldner ſey in Stücken zerſchnitten worden. Dieſe

*) Tertiis nundinis partis secanto, si plus minus ve secuerunt, se fraude esto.

Strafe war zu fürchterlich, als daß ſie nicht hätte Eindruck machen ſollen. Was meinſt du denn wohl, mein lieber Favorin, wenn jene Strafe, welche im Geſetz der 12 Tafeln auf ein abgelegtes falſches Zeugniß iſt geſetzt worden, nicht wäre in Abgang gekommen, und wenn auch noch jetzo, wie ehemahls, ein jeder, der eines abgelegten falſchen Zeugniſſes überführt worden, von dem Tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt würde: würde man denn jetzo ſo viele ſehen, die ſich eines falſchen Zeugniſſes ſchuldig machten? Die Strenge im Strafen der Verbrechen iſt immer das beßte Mittel geweſen, die Menſchen zu einem geziemenden und vorſichtigen Wandel anzutreiben. Ob ich gleich eben nicht viele Geſchichtbücher leſe, ſo iſt mir doch die Hiſtorie von dem Albaner Metius Fufetius *) nicht unbekannt, welcher, weil er ſeinen

*) Metius Fufetius war Dictator der Stadt Alba zur Zeit des römiſchen Königs Tullus Hoſtilius, und führte Krieg mit dieſem. Um ſolchen kurz zu endigen, wurde der berühmte Kampf der Horazier und Curiazier vorgeſchlagen. Der Sieg fiel, wie bekannt, auf der Römer Seite. Tullus kehrte darauf ſeine Waffen gegen die Vejenter und Fidenater. Fufetius geſellte ſich mit ſeinem Volk zu den Römern; allein bey dem erſten Anfall, den ſie litten, verließ er ſie, nach einem heimlichen Verſprechen, das er deßwegen den Vejentern gegeben hatte, und begab ſich auf eine Anhöhe, um zu ſehen, auf welche Seite ſich der Sieg lenken würde, und ſodann ſich zu dem Sieger zu ſchlagen. Tullus, den dieſe Treuloſigkeit und Falſchheit aufs äußerſte kränkte, ließ ihn deßwegen hernach auf die hier angeführte ſchreckliche Art in Gegenwart beyderſeitiger Völker hinrichten. Man ſehe den Livius (L. I. c. 38.)

mit dem Könige der Römer geſchloſſenen Tractat auf eine treuloſe Weiſe gebrochen hatte, an zween mit Pferden beſpannten Wagen feſtgemacht, und ſo auf beyden Seiten aus einander geriſſen wurde. In der That eine ſchreckliche und noch nie erhörte Todesſtrafe, wer kann das leugnen? Aber, wie der ſchönſte der Dichter ſagt: „Du Albaner hätteſt auch dein Wort „halten ſollen *).“

Wie Cäcilius dieſes und dergleichen mehr in unſerm Beyſeyn, und unter lautem Lob und Beyfall des Favorins geſagt und vorgetragen hatte, wurde uns gemeldet, daß der Kaiſer jetzt Beſuch annehme und ſich aufwarten ließe. Wir ſchieden alſo aus einander.

Hundert neun und ſechzigſtes Kapitel.

(L. XX. c. 5.)

Ein Brief des Königs Alexander an den Ariſtoteles und deſſen Antwort darauf.

Der Weltweiſe und Lehrmeiſter des Königs Alexander, Ariſtoteles, bediente ſich, wie man ſagt, einer zweyfachen Lehrart, worin er die Künſte und Wiſſenſchaften ſeinen Schülern vortrug. Die eine hieß die gemeine (exoteriſche), die andere die höhere oder genauere (akroamatiſche). Jene hatte die Rhetorik, Logik und gemeine Moral, die letztere aber die höhere Philoſophie, die Betrachtung der Natur und

*) At tu dictis, Albane, maneres. Virg. Aen. VIII. v. 643.

was zur Dialectik gehört, zum Gegenſtande. Dem Vortrage dieſer letztern Wiſſenſchaften waren in ſeiner Schule (Lyceum) die Morgenſtunden gewidmet, und es wurde keiner bey denſelben zugelaſſen, als deſſen natürliche Gaben, Eifer und Fleiß man vorher wohl geprüfet hatte. Zu jenen gemeinen Wiſſenſchaften aber und zu deren Vortrag wendete er die Abendſtunden an, und es ſtund einem jeden jungen Menſchen ohne Unterſchied, frey, dabey einen Zuhörer abzugeben. Dieß hieß der Abend- oder Nachmittags-Spaziergang (δειλινὸν περίπατον) und jenes der Morgen Spaziergang (ἑωθινον), weil dieſer Lehrer die Gewohnheit hatte, immer im Spazieren ſeine Lectionen zu geben*). Eben ſo theilte er auch ſeine Bücher, die er ſchrieb, ein. Einige derſelben waren exoteriſche (gemeine), andere akroamatiſche. Wie nun der König Alexander, der damahls mit ſeinem Kriegesheer in Aſien war, und mit ſeinen ſiegreichen Waffen den Darius verfolgte, vernahm, daß Ariſtoteles auch ſeine akroamatiſchen Bücher herausgegeben und öffentlich ans Licht geſtellet habe: ſchrieb er ſelbſt, mitten unter dem Geräuſch der Waffen, an denſelben, und verargte es ihm in dieſem Briefe gar ſehr, daß er die höhern Wiſſenſchaften (disciplinas ἀκροαματικὰς), worin er von ihm unterrichtet worden, öffentlich gemein gemacht und herausgegeben habe. Denn, ſagte er, was behalte ich auf dieſe Weiſe für einen Vorzug für andern, wenn die mir mitgetheilten Wiſſenſchaften allen und jeden gemein werden? Ariſtoteles antwortete ihm darauf des Inhalts: Was die

*) Davon auch ſeine Anhänger den Nahmen der Peripatetiker (α περιπατειν) bekommen haben.

akramatiſchen Bücher betrifft, über deren Herausgabe du dich beſchwereſt; und die, wie du meineſt, immer hätten geheim bleiben ſollen, ſo kannſt du dich deßwegen beruhigen. Sie ſind herausgegeben, und auf gewiſſe Weiſe ſind ſie auch nicht herausgegeben worden; denn da ſie nur denen, die mich ſelbſt gehört haben, verſtändlich ſeyn werden: ſo iſt es für die andern eben ſo gut, als ob ſie nicht heraus wären.

Beyde Briefe ſind im Original, das der Weltweiſe Andronicus *) aufbehalten hat, in einer ſehr eleganten Kürze abgefaßt. Hier ſind ſie:

„Alexanders Brief an den Ariſtoteles.“

„Du haſt in der That nicht wohl gethan, daß du deine akroamatiſche Vorleſungen herausgegeben. Wie kann ich mich nun noch eines beſondern Vorzugs für andern rühmen, da jetzo ein jeder die Lectionen, die du mir insbeſondere ertheilet haſt, in Händen hat? Wahrhaftig, nich Macht und Anſehen; ſondern Einſicht und Wiſſenſchaften ſind dasjenige, worin ich andere Menſchen zu übertreffen wünſche.“

„Die Antwort des Ariſtoteles an den Alexander.“

„Was die akroamatiſchen Vorleſungen betrifft, wovon du mir ſchreibeſt, und die, wie du meineſt, hätten geheim bleiben ſollen: ſo thue ich dir zu wiſ-

*) Dieſer Andronicus, der von ſeinem Geburtsort den Beynahmen Rhodius führte, lebte obngefehr in der 180ſten Olympiade, und war der eilfte von den Peripatetikern in der Schule zu Athen. Er hat nach dem Plutarch (in Sullá) des Ariſtoteles Schriften von einem gewiſſen Tyrannion gekauft, und ſelche, da ſie vorher wenig bekannt waren, zu Rom am erſten gemein gemacht.

ſen, daß ſie herausgekommen, und auch nicht herausgekommen ſind: indem ſie nur von denen, die mich ſelbſt gehört haben, verſtanden werden können."

Hundert und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. XX. c. 8.)

Etwas von dem Einfluſſe des Monds.

Der Dichter Annianus *) pflegte die Zeit der Weinleſe auf ſeinem Landguth, welches er in der Faliſciſchen Gegend beſaß, froh und angenehm zuzubringen. In dieſer Zeit hatte er mich und noch einige Freunde dahin zu ſich geladen. Als wir nun einmahl daſelbſt mit ihm ſpeiſeten, wurde eine große Menge Auſtern von Rom gebracht. Sie wurden aufgeſetzt, allein ſie waren meiſt dürre und mager. Das kommt, ſagte Annianus, von dem jetzt abnehmenden Mond her; denn in dieſer Zeit werden die Auſtern und einige andere Dinge dünne und mager. Wir frugen ihn, was den das für andere Dinge wären, die mit dem abnehmenden Mond ebenfalls abnehmen und mager würden. Erinnert ihr euch nicht, antwortete er, was unſer Dichter Lucilius ſagt: „Der Mond nähret die Auſtern, und macht die Igel fett, Mäuſe und anders Vieh empfinden ſeinen wohlthätigen Einfluß **)." Eben dieſe Dinge aber, welche

mit

*) Dieſer römiſche Dichter lebte unter dem Kaiſer Adrian.

**) Luna alit oſtrea, et implet echinos, muribus fibras et pecui addit.

mit zunehmendem Mond wachſen, nehmen auch wieder mit ihm ab. Auch der Katzen *) Augen werden mit abwechſelndem Mond entweder weiter, oder enger und kleiner. Noch wundernswürdiger iſt, was ich beym Plutarch im vierten Buche ſeines Commentars über den Heſiodus **) geleſen habe, daß die Zwiebeln bey abnehmendem Mond grünen und wachſen, beym zunehmenden Mond hingegen dürrer werden; und dieß ſoll nach dem Vorgeben der Aegyptiſchen Prieſter die Urſache ſeyn, warum die Einwohner von Peluſium ***) keine Zwiebeln eſſen, weil nämlich dieſe auf eine ganz andere und entgegengeſetzte Weiſe, als die andern Gewächſe, ſich gegen den Mond und deſſen Zunehmen oder Abnehmen verhalten †).

*) Man weiß nicht recht, was man aus dem Worte aelurorum im Texte machen ſoll. Die meiſten erklären es durch Katzen.

**) Die Kunſtrichter meinen, daß hier des Plutarchs Commentar in Isis et Osiridem müſſe verſtanden werden, als in welchem das, was hier gemeldet wird, wirklich vorkommt.

***) Eine ehemahls berühmte Stadt in Aegypten, an dem Ufer des einen Arm des Nils, jetzo Damiata genannt.

†) Was in dieſem Kapitel von dem Wachſen und Abnehmen der Auſtern, welches ſich auch bey andern Muſcheln ſo verhalten ſoll, gemeldet wird, wollen andere nicht der Veränderung des Monds, ſondern der Ebbe und Fluth im Meer als einer Urſache zuſchreiben. Ueberhaupt iſt das, was vom Einfluß des Monds geſagt und geglaubt wird, noch ſehr problematiſch. Vorzeiten hat man wohl zu viel darauf gehalten, und noch jetzt iſt der Mond in ſeinen Abwechſelungen bey einigen Gärtnern und dem gemeinen Landmann ein

Hundert ein und ſiebenzigſtes Kapitel.

(L. IX. c. 4.)

Fabelhafte Nachrichten von einigen beſondern Nazionen *).

Als ich aus Griechenland nach Italien zurückkam, und bey Brunduſium anlandete, ging ich bey dieſem berühmten Hafen, welchen Ennius ſehr artig den ſichern, oder glücklichen (praepetem) nennt, ein wenig ſpatzieren, und ſah, daß man da einige Bücher feil hatte. Ich ging begierig darauf zu, und fand, daß es alte griechiſche Bücher waren, die ein Haufen unerhörter und unglaublicher Wunder und Fabeln in ſich faßten. Die Verfaſſer derſelben waren aber doch Männer, die in alten Zeiten kein geringes Anſehen hatten; denn ſolche waren Ariſteas von Proconneſus, Iſigonus von Nicäa, Cteſias, Oneſicratus, Poly-

Wegweiſer, wornach er ſich oftmahls im Säen und Pflanzen richtet! Ob nun gleich hiebey mancher Aberglaube mit unterlaufen mag; ſo haben doch einige neuere Naturkündiger ſehr wohl gezeigt, daß der Einfluß des Monds, beſonders auf den menſchlichen Körper, nicht ſo ganz zu verwerfen. Ich will dem Leſer auf eine gründliche Abhandlung hievon, die er in des Hrn. D. Unzers Arzt (2. B. 91. St.) finden wird, verweiſen.

* Dieß Kapitel mag bloß dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie weit die Alten in geographiſchen Kenntniſſen noch zurück geweſen ſind. Aus welcher Urſache ich es hier zum Schluß noch habe nachhohlen wollen.

ſtephanus und Hegeſias *). Obgleich dieſe Bücher ganz beſchmutzt und faſt verſchimmelt waren, ſo frug ich doch nach ihrem Preiß; und wie derſelbe, wider mein Vermuthen, ſehr niedrig und geringe war, kaufte ich dieſelben für ein geringes Geld. Gleich machte ich mich die folgenden Nächte darüber her, und lief ſie durch. Ich habe mir daraus einige recht wunderns-würdige Dinge, die ſonſt kein Schriftſteller berührt hat, bemerkt und ausgezeichnet. Ich will dieſelben dieſen meinen Commentarien deßwegen einverleiben, damit man, wenn von dergleichen geſprochen wird, nicht ganz unwiſſend darin ſcheinen möge.

Die weit entfernten Scythen, welche unter dem Nordpol wohnen, ſollen ſich vom Menſchenfleich ernähren, daher ſie auch Menſchenfreſſer (Anthropophagi) heißen. Es ſoll auch Menſchen unter dieſem Himmelsſtrich geben, die in der Mitte am Kopf nur

*) Ariſteas war einer der älteſten griechiſchen Geſchichtſchreiber unter der Regierung des Cröſus, 540 Jahre vor C. G. Iſigonus von Nicäa hat de fabulis, miraculis, rebusque incredibilibus et inauditis geſchrieben. Cteſias, ein griechiſcher Geſchichtſchreiber und Arzt. Man hat von ihm einige Fragmente der Aſſyriſchen und Perſiſchen Geſchichte. Man ſtellt aber ſeinen Nachrichten wenig Glauben zu. Er lebte ohngefähr 450 Jahre vor C. G. Oneſicratus folgte dem Alexander in ſeinen Feldzügen, und ſchrieb eine Hiſtorie derſelben. Polyſtephanus oder Philoſtephanus lebte unter des Königs Ptolemäus Philadelphus Regierung, und war ein guter Freund des Kallimachus. Hegeſias iſt entweder der Philoſoph von der Cyrenaiſchen Secte, welcher das menſchliche Elend ſo lebhaft ſchilderte, daß ſich viele darüber ums Leben brachten, weßwegen

nur ein Auge haben, ſo wie die Dichter die Cyklopen beſchrieben, und die Arimaſpi genannt werden. Noch andere ſoll es da geben, die eine außerordentliche Schnelligkeit beſitzen, und deren Fußſohlen nicht, wie bey andern Menſchen, vorwärts, ſondern rückwärts gehen.

Ferner wird berichtet, daß in dem äußerſten Lande, welches Albanien heißt, Menſchen gebohren würden, die gleich in ihrer Kindheit ſchon grau wären, und die bey Nacht beſſer, als bey Tage ſehen könnten. Es wäre auch gewiß, daß die Sauromatier, welche über den Boryſthenes hinaus wohnen, alle drey Tage nur ſpeiſten, und in der Mitte dieſer Zeit faſteten.

In eben dieſen Büchern habe ich gefunden, was ich auch hernach im ſiebenten Buche der Naturhiſtorie des Plinius geleſen habe, daß es in Africa gewiſſe Geſchlechter von Menſchen gäbe, die mit ihrer Stimme und Zunge zaubern könnten, und wenn ſie ſchöne Bäume, Kinder, Pferde, eine reiche Saat, oder ſonſt etwas über die Maßen lobten: ſo hätte dieſes die Wirkung, daß ſolches alles verginge, ohne daß man ſonſt eine Urſache davon wüßte. Es gäbe nach dieſen Büchern ſogar welche, die mit ihren Augen tödten könnten; denn wenn dieſe Leute in Illyrien jemand ſcharf und zornig anblickten, ſo würde ſolcher durch dieſen Anblick getödtet, und eben dieſe

ihm vom Ptolemäus verbothen wurde ferner davon zu ſchreiben; oder es wird hier der Hegeſias gemeint, welcher ein Redner von Magneſia war, und verſchiedene Hiſtorien, auch von den Thaten Alexanders des Großen, wie aus den Fragmenten beym Dionyſ. Halicarn. erhellt, geſchrieben hat.

Leute, ſowohl Männer als Weiber, hätten nicht einen, ſondern zween Sterne in jedem Auge *).

Auf den Bergen in Indien ſoll es Leute geben mit Hundsköpfen, und die eben ſo wie die Hunde bellen; ſie ſollen ſich von dem Fleiſch der Vögel und wilden Thiere, die ſie auf der Jagd erhaſchen, ernähren. In dem äußerſten Orient ſollen Leute wohnen, die Monocoli heiſſen, welche auf einem Fuße hüpfend, ſehr geſchwinde laufen. Einige ſollen auch ohne Kopf ſeyn, und die Augen in den Schultern ſitzend haben.

Was aber dieſe Schriftſteller nun noch weiter berichten, überſteigt faſt allen Glauben. Sie ſagen, in dem äußerſten Indien gäbe es Leute, die ſo rauh wie Vögel wären, und ſich eben ſo wie dieſe auch federten; ſie genöſſen keine Speiſe, ſondern lebten bloß von dem Aushauchen, und den Ausdünſtungen der Blumen, die ſie mit der Naſe einzögen; die Pygmäen wären ihre Nachbarn, von denen die größten nicht mehr, als zwey und ein viertel Fuß lang wären.

Ich muß bekennen, daß ich beym Leſen und Niederſchreiben dieſer Dinge einen gewiſſen Eckel empfunden habe, indem ſich daraus ſo wenig zum Nutzen, als zum Vergnügen des menſchlichen Lebens

*) Vermuthlich geſchabe es wegen dieſer Meinung, die man von den Illyriern, einem ſonſt auch groben und wilden Volke hatte, daß die Griechen ſie Schlangen, oder Baſilisken nannten. Aus dieſer Urſache wurde von dem Cadmus, der ſich zu ihnen geflüchtet hatte, geſagt, er ſey ein Drache, oder eine Schlange geworden.

etwas hernehmen läßt. Indeſſen, da ich einmahl auf ſolche Wunderdinge gekommen bin, ſo will ich doch dasjenige hier nicht unberührt laſſen, was Plinius, ein Mann, der zu ſeiner Zeit als eines der größten Genies im großen Anſehen war, nicht nur will gehört und geleſen, ſondern gar ſelbſt geſehen und erfahren haben. Seine Worte, welche zeigen, daß man das, was die alten Poeten von Cänis und Cäneus *) dichten, nicht ſo ganz lächerlich und widerſinnig finden müſſe, lauten im ſiebenten Buche ſeiner Naturhiſtorie ſo: „Es iſt keine Fabel, daß Frau„ensperſonen ſich in Mannsperſonen verwandeln. — „Man lieſt in den Annalen, daß unter den Conſuln, „dem Licinius Craſſus und dem C. Caſſius, eine „junge Tochter des C. Asinius von ihren Aeltern in „einen Knaben den Longinus ſey verwandelt worden, „und daß die Haruſpiker den Befehl gegeben, ihn „in eine wüſte Inſel zu tragen. Licinius Marianus „berichtet, daß er zu Argos einen gewiſſen Areſco „geſehen habe, welcher Anfangs den Nahmen und „das Geſchlecht eines Frauenzimmers gehabt und ſich „auch ſo verehlichet hätte, daß ſich aber nachher die „Zeichen des männlichen Geſchlechts bey ihm befun„den, und er ſich dann ſo wieder verheirathet hätte. „Ich ſelbſt habe in Africa den L. Coſſicius einen „Thyſdritaniſchen Bürger geſehen, der erſt am Hoch„zeittage in eine Mannsperſon war verwandelt wor„den und noch lebte, da ich dieſes ſchrieb.“ Eben

*) Wie Ovidius (L. XII. Metamorph.) in einer ſehr artigen Episode beſchreibt, bekam Cäneus vom Neptun die Gabe ſein Geſchlecht zu verändern.

dieſer Plinius ſchreibt auch am angeführten Ort: „Es gibt Menſchen, die von der Geburt an beyde „Geſchlechter an ſich haben, die man Hermaphrodi= „ten nennt, vor Zeiten hieſſen ſie Androgyni, welche „man als Mißgeburten anſah, jetzt aber zur Wol= „luſt dienen müſſen.“

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

L. R.
Gellius

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellius, Aulus,

Des Aulus Gellius Fragmente der alten Geschichte und Philosophie aus den Attischen Nächten

Wien u.a. 1803

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LR 437
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11265179-2